

MICHAEL BOCCACINO



Charlotte und die Geister von Darkling

ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT



MICHAEL
BOCCACINO

Charlotte
und die Geister
von
Darkling
Roman

Aus dem Amerikanischen von
Hubert Straßl



BASTEI ENTERTAINMENT ■ ■ ■ ■ ■

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen
Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe
AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2012 by Michael Boccacino

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Charlotte Markham and the House of
Darkling«

Originalverlag: William Morrow, an Imprint
of HarperCollins Publishers

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Frank Weinreich

Lektorat: Sabine Biskup

Titelillustration: Kim Hoang, Guter Punkt,
unter einer Verwendung von Motiven von
thinkstock und shutterstock/Pola 36

Umschlaggestaltung: Guter Punkt,
München

Datenkonvertierung E-Book: le-tex
publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-4582-4

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

ERSTER TEIL

Die andere Seite



ERSTES KAPITEL

Die Zerstückelung der Nanny Prum

Jede Nacht träumte ich von den Toten. Träume erlauben uns, jenen wieder zu begegnen, die man verloren hat. Sie drängen aus dem sterbenden Tag empor und gleiten auf Splittern der Erinnerung durch den dunklen Schleier des Schlafes. Sie erwecken für diesen, scheinbar ein ganzes Leben lang währenden Augenblick die Illusion, die

Dahingegangenen seien noch lebendig und wohllauf und wären am Ende des Traumes wirklich da. Natürlich waren sie das nie, aber ich wünschte mir so sehr, meine Erinnerungen könnten der Alptraum sein, den ich fälschlich für die Wirklichkeit hielt. Mit jedem Erwachen wurde mir jedoch erneut voller Pein bewusst, dass die Toten tot blieben und ich wieder allein war.

In dieser Nacht wich die entspannende dunkle Leere einem schwach erhellten Ballsaal, der weder durch Wände noch eine

Decke begrenzt schien. Es war ein vergessener Ort tief im Abgrund der Zeit. Kristallene Lüster hingen ohne Befestigung über dem Marmorboden und drohten, auf die Gäste herabzustürzen, die in vermodernden Kleidern wandelten, welche schon seit Jahrzehnten aus der Mode waren. Der Tanz begann mit einem langsamen, melodischen Walzer, der mich weiter forttrug in die Gefilde zwischen Schlaf und Wachsein. Ich wiegte mich im Rhythmus, bis mich jemand von hinten in seine Arme zog. Ich sah sein Gesicht nicht, doch ich wusste,

wer es war. Mein verstorbener Ehemann Jonathan tanzte mit mir durch den Ballsaal, ohne je eine Wand zu erreichen, ohne je mit jemandem zusammenzustoßen, schneller und schneller, bis er sich tief über mich beugte. Meine Mutter und mein Vater tanzten neben uns, voller Leben, jünger als in meinen Erinnerungen. Dies war der Tanz der Toten.

Die Musik verstummte. Mein Mann verbeugte sich, bevor er in die Dunkelheit jenseits des Ballsaales zurückwich. Der Raum begann, sich mit Leuten zu füllen,

die ich nicht kannte. Sie starrten mich an, doch ihre Gesichter waren nur Masken, die jeden Moment fallen würden. Meine Eltern verschwanden in der Menge. Ich versuchte sie zu finden, doch das Gedränge war zu dicht, und die Musik setzte wieder ein. Dieses Mal war sie unheimlich, grausam, eine zerbrochene Spieldose voller Kummer. Ein ganz in Schwarz gekleideter Mann erschien vor mir. Schatten verbargen seine Züge. Als er meine Hand nahm, wusste ich mit einer Bestimmtheit, wie sie nur Träume vermitteln können, dass er

kein Fremder war, dass wir uns schon begegnet waren. Er hielt mich mit kalten Händen, und seine Lippen lächelten, auch wenn sie mir verborgen blieben. Die anderen Tänzer drehten sich um uns, bis sie verschwammen. Er zog mich dicht an seinen Körper in die nur ihn umgebende Dunkelheit, bis ich darin versank. Die Lüster verloren sich in der Ferne, als ich schreiend ins Leere fiel.

Ich erwachte mit der Erkenntnis, dass die Schreie nicht aus meinem Mund kamen. Eine Frau schrie in der Nacht. Zuerst war ich zutiefst

entrüstet, denn wenn jemand schon die Gesellschaft eines anderen genießen durfte, sollte er wenigstens so viel Anstand besitzen, dem nächtlichen Vergnügen weniger öffentlich nachzukommen. Aber dann irritierten mich die Länge des Schreis und der Klang. Was immer dort vor sich ging, schien alles andere als angenehm zu sein. Wenn hier Vergnügen geplant war, hatten die beiden Beteiligten völlig versagt. Eine Urangst und Endgültigkeit schwangen in dem Schrei, und als er endete, folgte

nichts mehr. Der Laut war von draußen durch mein Fenster hereingedrungen, und einen flüchtigen Moment lang wollte ich meinen Vater rufen, doch dann erinnerte ich mich daran, dass er tot war. Es tat so weh, ihn wieder zu verlieren. Aber das Gefühl schwand rasch, denn es war mir vertraut. Ich verspürte es am Ende eines jeden Traumes.

Ich schüttelte den Kopf und vermied es, diesen Gedanken nachzuhängen. Eine Frau war in Not, und es gab nicht viele hier auf dem Gut, die ich nicht zu meinen

Freunden zählte. Ich schlüpfte aus den Decken und eilte zum Kleiderschrank, um meinen warmen Morgenmantel herauszuholen. Der Winter stand vor der Tür. Das Haus wurde jeden Abend kälter. Ich ließ mein Haar über eine Schulter fallen, wie es meine Mutter immer getan hatte, und dachte, wie sehr es dem ihren glich, so weich und mit bleichem goldenem Schimmer im Mondschein, wenn auch bar des vertrauten Dufts von Flieder und Jasmin. Ich betrachtete mich kurz im Spiegel. Alle Fotos meiner Mutter waren vor Jahren einem

Feuer zum Opfer gefallen, doch wenn ich Trost oder Kraft brauchte, konnte ich manchmal Spuren von ihr in meinen eigenen Zügen finden. Ich war größer als sie, hatte aber dieselbe kurze, spitze Nase, die gleichen immer leicht geöffneten Lippen, als wollte ich etwas sagen (was auch oft der Fall war), und die haselnussbraunen Augen meines Vaters. Ich zog den Mantel über mein weißes Baumwollnachthemd, das Jonathan so gern gemocht hatte, und verließ mein Zimmer.

Everton war ein großes Landhaus. Einst sehr schön und elegant,

befand es sich schon viele Jahre vor meiner Ankunft hier vor neun Monaten in einem immerhin noch angenehm wohnlichen Stadium des Verfalls. Die burgunderroten Teppiche im Flur waren abgetreten und ausgefranst an den Rändern. Die Gaslichter, die zu Kerzenflammen heruntergedreht waren und gerade genug Licht gaben, um tiefe schwarze Schatten an die Wände zu werfen, wiesen Sprünge auf. Das Blumenmuster der Tapeten hatte Risse an Blüten und Stängeln und löste sich da und dort von den Wänden. Das lag jedoch

nicht an mangelndem Bemühen.
Mrs. Norman, die Haushälterin,
schien täglich neues Personal
einzustellen, um dem Haus wieder
zu seinem alten Glanz zu verhelfen,
aber all ihr Streben war vergeblich.
Der Verfall schien sich nicht
aufhalten zu lassen. Letzte Woche
behauptete die Köchin, in der Küche
Mäuse gesehen zu haben. Die
anderen Bediensteten hatten hinter
vorgehaltener Hand davon geredet,
dass mit dem Tod der Herrin im
letzten Jahr auch der Geist des
Hauses dahingegangen war; wenn
man denn an derlei Dinge glauben

wollte.

Mich für meinen Teil störten diese Mängel nicht. Sie verliehen dem Haus eine gewachsene Wärme und Vertrautheit, wie sie mit dem Altern einhergeht, wie Fältchen um den Mund, die vom vielen Lachen herrühren, oder fadenscheinige Stellen an der Lieblingsdecke, die durch die häufige Benutzung gelitten hat. Das Haus war weitaus freundlicher als die kalten, abweisenden Herrenhäuser in den größeren Städten. Wie ein alternder Mensch war auch Everton vom Leben gezeichnet. Das Haus besaß

Charakter, und ich hing diesem Gedanken nach, während ich durch den dunklen Gang zum Kinderzimmer tappte.

Vom Zimmer der Kinder führte eine Tür direkt zu dem des Kinderfräuleins, aber als ihre Gouvernante fühlte ich mich für ihr Wohlbefinden verantwortlich. Nanny Prum pflegte zu trinken, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte. Als Betrunkene war sie unzurechnungsfähig, stolperte über Teppiche und sprach in einer hohen, schrillen Stimme, die nichts mit ihrem sonst tiefen Bariton

gemein hatte, mit den Insassen des Vogelkäfigs, als wären sie geladene Gäste. Ihre Neigung sorgte zudem dafür, dass sie sehr fest schlief. Ein einzelner Schrei in der Nacht würde sie kaum wecken, mochte aber dem jüngeren der beiden Buben Alpträume bescheren. Dann müsste ich ihn den Rest der Nacht in den Armen wiegen, bis er sich wieder beruhigt hatte.

Die Tür ging auf, bevor ich sie erreichte. Ein kleiner Blondschopf tauchte aus der Dunkelheit auf und blickte mir mit weit offenen grünen Augen entgegen.

»Charlotte?«

»Geh wieder schlafen, James.«

Ich nahm ihn sanft an der Hand und
führte ihn ins Zimmer zurück,
ungeachtet seiner unwillig
vorgeschobenen Unterlippe.

»Aber ich hörte etwas, und Nanny
ist nicht in ihrem Zimmer, und ich
fürchte mich«, sagte er in einem
Atemzug. Ich setzte ihn auf sein
Bett und strich ihm das Haar aus
dem Gesicht. Sein älterer Bruder
Paul knurrte protestierend unter
einem Berg von Decken auf der
anderen Seite des Zimmers. Er war
offenbar ebenso entschlossen, sich

nicht von den nächtlichen Ereignissen stören zu lassen, wie sein fünfjähriger Bruder erpicht darauf war, seine Neugier zu befriedigen. James hatte Nanny Prums Tür halb offen gelassen.

»Bist du sicher, dass sie nicht da ist?«, fragte ich ihn leise, fast flüsternd. Der kleine Junge nickte langsam und mit großen Augen und voller Eifer, den Erwachsenen bei aufregenden Ereignissen zur Hand zu gehen, von denen schlafende Kinder gewöhnlich nichts mitbekommen. Ich hob ihn hoch, dass er auf meiner Hüfte sitzen

konnte, und betrat das Zimmer des Kinderfräuleins.

Das Bett war verlassen, und ich begann, mir Sorgen zu machen. Nanny Prum würde die Kinder niemals unbeaufsichtigt lassen, und sie war auch nicht jemand, der nachts im Anwesen herumwanderte, auch nicht in betrunkenem Zustand. Sie war eine Frau von beträchtlicher körperlicher Präsenz, und es gab kaum jemanden im Dorf, dem ihre imposante Leibesfülle nicht Respekt eingeflößt hätte.

Ich brachte James wieder zu Bett

und streichelte seine Stirn, bis er wieder einschlief. Paul weckte nichts aus seinem Schlummer. Ich setzte mich in Nannys Schaukelstuhl, kuschelte mich in eine Decke wie eine alte Jungfer, und so fühlte mich auch – voll mütterlicher Hinwendung zu den Kindern und Besorgnis über die Abwesenheit meiner Freundin und Vertrauten. Noch vor drei Jahren hätte ich neben meinem Mann im Bett gelegen und wäre die Herrin meines eigenen Anwesens gewesen. Welch seltsame Veränderungen man doch im Lauf

der Zeit durchmacht. Vielleicht sollte man nicht zurückblicken, doch manchmal kann man der Versuchung nicht widerstehen. Mein Schlaf währte nur kurz. Die Geister der Vergangenheit begannen gerade, aus meinem Unterbewusstsein emporzutauchen, als eine der Hausangestellten die Tür zum Kinderzimmer öffnete.

»Mrs. Markham?«, flüsterte sie überrascht. Ich bedeutete ihr, leise zu sein, und ging rasch zur Tür, um die Kinder nicht zu wecken. Sie schien große Angst zu haben. Ich ergriff ihre Hände. Sie zitterte.

»Was ist denn los, Ellen?« Die Dienstmagd schloss die Augen und packte das Silberkreuz an ihrer Brust mit schwieligen Fingern. Sie war eine kräftige, rundliche Frau, die nie unaufgefordert sprach und sich kaum von etwas einschüchtern ließ. Jetzt aber ließ sie jegliche Etikette vermissen, als sie nach meiner Hand griff und sie küsste. Ihre Lippen waren so rau wie ihre Hände.

»Oh, Gott sei Dank, Charlotte! Als ich Ihr Zimmer leer vorfand, dachte ich schon, dass ...« Sie brach ab und seufzte. »Sie werden in der Küche

gebraucht.«

»Um diese Zeit?«

»Es ist alles so schrecklich, zu schrecklich, als dass die Kinder etwas davon mitbekommen sollten. Ich passe auf sie auf, während Sie weg sind.«

Sie tätschelte meine Hand, wollte aber nicht mehr sagen, so überließ ich die Kinder ihrer Obhut und machte mich auf den Weg. Es war noch immer dunkel im Haus, doch jetzt vernahm ich Stimmen und die Schritte anderer Personen. In einem anderen Zimmer redete eine Frau – nicht Nanny Prum – hektisch und

mit schriller Stimme. Ich schlich den Gang entlang, die breite Treppe hinunter und durch das Speisezimmer in die Küche. Dort hatte sich eine kleine Gruppe von Leuten um eine bleiche Gestalt versammelt, die auf dem kalten Steinboden lag. Es war Susannah Larken, Schneiderlehrling, Gemahlin des Wirtes der Schänke am Ort, und meine Freundin.

Ihr Kopf war in den breiten Schoß der Köchin, Mrs. Mulbus, gebettet, die am Boden kniete und das Gesicht des armen Mädchens streichelte, welches so stark gerötet

war, dass es fast die Farbe ihres Haares aufwies. Mrs. Norman, die Haushälterin, und Fredericks, der Butler, standen besorgt bei ihnen.

Ich beugte mich hinab und ergriff ihre Hand. Der panische Blick schwand ein wenig aus ihren Augen. Ihr Atem wurde ruhiger.

»Oh, Charlotte, es war schrecklich!« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie begann zu schluchzen. Mrs. Norman, eine strenge, herrschsüchtige Frau mit einer Hakennase und einem unruhigen, vogelähnlichen Wesen, fuhr fort, als meine Freundin

innehielt.

»Es hat einen Mord gegeben«, sagte sie aufgeregt mit einem solch morbiden Eifer, dass ich die Haushälterin am liebsten für ihre abstoßende Gefühllosigkeit ins Gesicht geschlagen hätte. Aber ich blieb, was ich immer war: der Engel des Hauses, höflich, zurückhaltend, fürsorglich. Susannah setzte sich auf und berichtete weiter.

»Ich brachte Mr. Wallace von der Schänke nach Hause. Er hatte etwas zu viel getrunken, und Lionel war noch an der Theke beschäftigt. Es wäre sinnlos gewesen, Mrs.

Wallace zu bitten, ihn abzuholen ...
Sie wissen ja, wie diese Frau ist ...«

Ich nickte zustimmend. Mildred Wallace war das Klatschweib des Dorfes, die bei allen anderen das Unterste zuoberst kehrte, nur bei sich selbst nicht. Ihr Mann war seit vielen Jahren der treueste Gast der Schänke der Larkenbrüder »Der schiefe Stuhl«, aber sie wurde nicht müde, diesen Umstand zu ignorieren und jedem, der es hören wollte, zu erzählen, wie sehr ihr Edgar seine nächtlichen Spaziergänge im Dorf liebte.

Susannah verzog ihren Mund zu

einem spöttischen Grinsen.

»Sie würde keinen Finger für jemanden rühren, schon gar nicht für ihren eigenen Mann. Ich brachte ihn heim zu seinem Haus und ging dann auf dem Weg am Seeufer entlang zurück. Da hörte ich einen schrecklichen Schrei und sah die beiden am Waldrand hinter Everton. Eine Frau lag dort am Boden, und ein Mann stand über ihr. Er war ganz in Schwarz gekleidet.« Ich dachte an den Mann in meinem Traum. Mein Mund wurde trocken, und ich fröstelte so heftig, dass es fast schmerzte. Es konnte nur ein

Zufall sein. Ich schob den Gedanken beiseite und bat sie fortzufahren.

»Lionel gab mir für alle Fälle den Knüppel mit.« Sie tastete nach dem hölzernen Stock an ihrer Seite, mit dem man vielleicht einen betrunkenen Angreifer abwehren konnte, aber wohl kaum jemanden mit Mord im Sinn. »Ich lief hin, um ihr zu helfen, aber ich konnte nichts mehr für sie tun ...« Ihre Stimme versagte. Sie schloss die Augen, als wollte sie die Bilder verbannen, die sich ihr dargeboten hatten. Ich drückte beruhigend ihre Hand und presste sie gegen meine Wange.

»Wer war sie, Susannah?«

Sie holte tief Luft und öffnete die Augen.

»Es war Nanny Prum ...

vollkommen zerstückelt. Als wäre sie von innen heraus
auseinandergerissen worden.«

Ich blickte hoch zu den anderen, aber sie wichen meinem Blick aus. Sie waren alle zutiefst entsetzt. Selbst Mrs. Normans unerfreuliches Interesse an der Sache schien verflogen zu sein. Ich selbst konnte mir einfach nicht vorstellen, dass etwas so Grauenvolles in einem stillen Dorf wie Blackfield und bei

einem so großen und vornehmen Haus wie Everton geschehen konnte. Ich zweifelte nicht an Susannahs Worten, aber so wie ich mir nach dem Aufwachen aus meinen Alpträumen wünschte, dass sie wirklich und dass alle, die ich je liebte, noch am Leben wären, so hoffte ich jetzt, dass jemand sich geirrt hatte. Vielleicht hatte das Schattenspiel im Mondlicht das Geschehen absurder erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit war.

»Die Polizei ...«, wandte ich hilflos ein und fühlte mich elend, denn während ich redete, war mir

klar, dass es kein Irrtum gewesen sein konnte. Susannah, die viele Jahre in einem Kleidergeschäft und in der Schänke gearbeitet hatte, besaß einen klaren Blick auch für die kleinsten Details. Etwas Unsagbares musste Nanny Prum im Wald widerfahren sein. Wer würde es den Kindern sagen? Fredericks meldete sich mit einer zitternden, nervösen Stimme, die sich dennoch kaum von seiner gewohnten unterschied: »Mr. Darrow und Roland sind bereits auf dem Weg dorthin.«

»Er hat mir das Leben

gerettet ...« Susannahs von Grauen erfüllter Blick begann sich wieder zu verschleiern. Ihre Fingernägel bohrten sich in meine Hand. »Als ich zu ihr lief, kam der Mann in Schwarz plötzlich auf mich zu. Er stank fürchterlich, wie der tiefste Höllenschlund. So stark war der Gestank, dass meine Kehle brannte ... Ich bin fast ohnmächtig geworden, aber dann war Roland bei mir, und der Mann floh in den Wald. Er hat mir das Leben gerettet ...« Sie begann wieder zu schluchzen, fing sich jedoch. »Jemand muss Lionel

verständigen.«

»Natürlich.« Ich warf Fredericks einen Blick zu, und er machte sich sofort auf den Weg, Susannahs Mann zu holen, der vermutlich gerade seine Schänke schloss. Mrs. Mulbus machte Tee, während wir auf den Konstabler warteten. Der erwies sich nach seinem Eintreffen als keine große Hilfe.

»Kann nur ein wildes Tier gewesen sein«, sagte er, als er mit Roland, dem Gärtner des Anwesens, hereinstürmte, dessen vierschrötige Erscheinung über sein sanftes stilles Wesen hinwegtäuschte. Roland

nickte mir zu, als er sich völlig erschöpft an die Wand lehnte, um sich, wie ich mir nur allzu gut vorstellen konnte, vom Schock des Erlebten zu erholen. Konstabler Brickner, ein korpulenter Mann mit einem Vogelgesicht unter dem lichter werdenden Haar und einem viel zu breiten Schnurrbart, war nicht beliebt. Um welches Verbrechen es sich auch handelte, er hatte rasch eine eigene, vorgefasste Meinung, von der er überzeugt war, und zu deren Gunsten er dazu neigte, Fakten und Zeugenaussagen zu

vernachlässigen. Glücklicherweise neigte er jedoch auch dazu, sich der Meinung des jeweils Letzten, mit dem er redete, anzuschließen.

Wenn also jemand seine eigene Ansicht zum Tragen bringen wollte, brauchte er nur zu versuchen, als Letzter mit ihm zu sprechen, bevor der Fall zum Abschluss kam.

Hinter ihm stand die Tür weit offen und enthüllte die vom Mondlicht zerrissene Dunkelheit des Waldrandes, bis Mr. Darrow, der Hausmeister, auftauchte und dem Konstabler ins Haus folgte. Sein Gesicht schimmerte bleich in der

Düsternis, das Haar war vom Wind zerzaust und seine Wangen gerötet von der Kälte. Er sah mich direkt an, als er in die Küche trat. Dabei konnte ich in seinen Augen lesen, dass es wirklich so schlimm war, wie ich insgeheim gefürchtet hatte. Wir standen beide Nanny Prum näher als alle anderen, und einen Moment lang gab es nur uns beide in der Küche, miteinander verbunden durch den beginnenden Schmerz des Verlustes und die fast schon vertraute Gewissheit ihres Todes.

»Aber da war ein Mann. Ich habe

ihn gesehen!« Susannah erholte sich zusehends. Sie saß am Küchentisch und aß Kekse, die ihr Mrs. Mulbus mit ihren fleischigen Fingern regelrecht in den Mund stopfte. Brickner zupfte an seinem Schnurrbart, während er sie beobachtete.

»Ich behaupte aber, dass kein Mann so etwas fertig bringt.« Er führte das nicht weiter aus, aber die Betonung der Worte genügte, um mir vorzustellen, was von meiner Freundin am Waldboden übrig geblieben war. Nanny Prum war selbst eine gestandene

Frauensperson gewesen, und für das, was mit ihr geschehen war, hätte es außer der offensichtlichen Brutalität auch einer ebenso außerordentlichen Kraft bedurft.

»Vielleicht hat er die Leiche vor Ihnen entdeckt und rannte weg, um nicht für den Mörder gehalten zu werden.« Konstabler Brickner nahm sich zwei Kekse und dann einen weiteren und schläng sie hinab. Schließlich schob ihm Susannah den Teller hin, aber Mrs. Mulbus nahm ihn mit einem entrüsteten Blick wieder an sich, bevor er ihn leer essen konnte.

»Er kam auf mich zu, als ich zu ihr hin lief. Er wollte sich auf mich stürzen.« Susannahs Stimme wurde lauter, doch Brickner schüttelte mit selbstgefälliger Überzeugung den Kopf.

»Kein Mensch wäre zu so etwas fähig. Es muss ein Tier gewesen sein. Da bin ich mir ganz sicher.« Susannah fuhr von ihrem Sessel hoch, doch Lionel kam mit Fredericks gerade zur Tür herein, und statt auf den Konstabler loszugehen, wie es den Anschein gehabt hatte, sank sie in die Arme ihres Mannes. Sie war ein

schluchzendes Nervenbündel, und er machte sich gleich mit ihr auf den Weg nach Hause. Mr. Darrow schloss sich Roland und Brickner zur Bergung der Überreste von Nanny Prum an, während Mrs. Norman und ich uns zurück auf unsere Zimmer begaben.

»Jemand wird es den Kindern sagen müssen«, meinte die Hausdame.

Mir war nicht klar, ob sie mich damit beauftragte, oder darum bat, es selbst machen zu dürfen, so nickte ich nur müde. Die kommenden Tage würden nicht

angenehm sein. Die Kinder hatten in den letzten Jahren vom Tod schon zu viel miterlebt. Ihre Mutter, Mrs. Darrow, war im Jahr davor gestorben, und den Verlust einer weiteren Frau in ihrem Leben würden die gebrochenen Herzen der Buben nur schwer verkraften.

»Morgen«, sagte ich leise. Als ich Ellen von ihrer Aufsicht im Kinderzimmer entband, schliefen die beiden zu meiner Erleichterung tief und fest. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und schlüpfte aus meinem Wintermorgenrock und unter die Bettdecke, wo sich die

Wärme längst verflüchtigt hatte. Doch ich konnte nicht mehr einschlafen. Ich träumte selten zweimal von den gleichen Dingen, aber in dieser Nacht quälte mich die Furcht, ich würde mich in dem endlosen, geheimnisvollen Ballsaal wiederfinden, wenn ich die Augen schloss; dieses Mal begleitet von der imposanten Gestalt Nanny Prums, während wir inmitten all der fremden Personen tanzten und dem Mann in Schwarz tiefer und tiefer in die Dunkelheit folgten.

Ich stand auf und hielt an der Tür mit der Hand auf der Klinke

beklommen inne. Ich wusste sehr gut, was geschehen würde, wenn ich mein Zimmer verließ und durch die düsteren Korridore von Everton wanderte und Unterschlupf an jenem Ort suchte, zu dem ich immer ging, wenn ich die Alpträume nicht mehr ertragen konnte.

Ich öffnete die Tür und trat auf den Gang hinaus. Die Luft war kühl im Haus, doch der Teppich fühlte sich weich und warm an unter den Sohlen meiner Füße. Ich nahm die Treppe im Ostflügel und gelangte zu einer Doppeltür, die ich an einem ähnlichen Abend vor

Monaten, kurz nach meiner Ankunft in Everton, entdeckt hatte.

Der Verlust Jonathans war besonders schmerzlich in jener Nacht gewesen, aber ich wollte nicht allein in meinem Zimmer sein und weinen. Ich musste mich von der Trauer lösen, sie irgendwo wegsperren, wo ich sie in anderen einsamen Nächten herausholen könnte, um mich ihr in der Dunkelheit hinzugeben, die jenseits der Mitternacht wartete.

Hinter der Doppeltür mochte sich einst ein Musikzimmer befunden haben. Die Instrumente lagen jetzt

mit Tüchern bedeckt an den Wänden verstaut. Das einzige übrig gebliebene Möbelstück war ein einfacher Diwan. Ich sah Mr. Darrow damals das erste Mal am Fenster dieses Raumes stehen und in die Nacht hinaus blicken. Ich wollte wieder gehen, doch er hatte mich bereits entdeckt und bat mich, ihm Gesellschaft zu leisten.

»Das war ihr Lieblingszimmer. Sie war musikalisch, wissen Sie ... spielte die Harfe, Klavier, die Geige ... Als sie jung war, hieß es, sie wäre ein Wunderkind.«

»Jonathan mochte das

Akkordeon. Es war vollkommen lächerlich, aber er brachte mich immer mit seinem Tänzchen beim Spielen zum Lachen.« Die Erinnerung ließ mich schmunzeln. Ich sah, dass Mr. Darrow mich seltsam anblickte, als suche er etwas in meinen Augen. Ich wandte mich ab.

»Es gibt Augenblicke, wenn ich im Ort bin oder in der Stadt, und eine Frau von hinten sehe. Ich weiß, dass sie es nicht sein kann, aber ihr Haar ist genau so, und ihr Kleid so vertraut, dass ich sie in die Arme nehmen möchte, bevor sie sich

umdrehen und die Illusion zerstören kann. Bin ich verrückt?«

»Kummer macht uns alle verrückt. Ich stelle mir oft vor, dass ich noch ein letztes Mal mit ihm sprechen könnte.«

»Was würden Sie sagen?«

Ich spürte ein Würgen in meinem Hals, aber ich lächelte in beispielhafter viktorianischer Gefasstheit trotz des Mahlstroms von Schmerz und Bedauern, der in mir tobte. Er wütete so gewaltig in meiner Brust, dass mir war, als risse es mir das Fleisch in Streifen aus dem Innern, bis ich leer war

und all meine Gefühle aus mir hinausbrachen, um die Welt zu verschlingen.

»So viele Dinge. Was würden Sie zu Lily sagen?«

»Ich würde ihr von den Kindern erzählen, so gut ich es könnte. Sie hat sie so geliebt. Ich fürchte, ich habe sie nicht in gleichem Maße ins Herz geschlossen. Dafür würde ich sie auch um Verzeihung bitten.«

»Sie würde es Ihnen verzeihen.«

»Sie sind sehr gütig, Mrs. Markham.«

»Wir sind nur so gütig, wie uns die anderen sehen.« Ich hätte fast

Jonathan zu ihm gesagt, fing mich aber, bevor das Wort über meine Lippen kam. Stattdessen behielt ich es bei mir. Es half mir, die wirbelnden Gefühle in meiner Brust zu beruhigen. Und obgleich ich den Namen unausgesprochen ließ, war es, als wir in der Stille nebeneinander auf dem Diwan Platz nahmen, fast so, als hätte ich ihn bereits so genannt. Wir wurden nächtliche Vertraute, die einander in dieser Zufluchtstätte trafen, wann immer Schicksal und Leid uns zusammenführten. Dort sprachen wir über unsere verlorenen Lieben,

bis die Sterne am Morgen vor dem Fenster verblassten. Manchmal endeten unsere Treffen erst, kurz bevor die Sonne über den Horizont kam. Hin und wieder wurden unsere Gespräche von langem Schweigen und verlorenen Blicken oder einer zufälligen Berührung der Hände unterbrochen, wenn im Raum zwischen uns etwas Unausgesprochenes und Uneingestandenes schwebte. Wir füllten das Musikzimmer mit vielen Dingen, aber wir nahmen sie niemals mit uns, wenn wir gingen.

Als er mich in der Nacht von

Nanny Prums Tod auf dem Diwan vorfand, war er sehr erleichtert, aber nicht überrascht. Wir saßen zusammen in der Dunkelheit und erneuerten wortlos eine alte Bekanntschaft mit dem dritten Besucher in unserer Zuflucht: dem Tod.

ZWEITES KAPITEL

Ein ungeliebter Feiertag

Die Totenmesse wurde in der St. Michaels Kirche gelesen, einer kleinen Pfarrei, die wie ein Spielzeughaus auf einem Hügel über dem malerischen, von Wildblumen und Efeu überwucherten Dorffriedhof stand. Der Pfarrer, Mr. Scott, ein Junggeselle von mittleren Jahren, dessen Haar so fein war, dass es wie ein Heiligschein um seinen

Kopf zu schweben schien, hielt eine ungewöhnlich düstere Predigt, die nur gelegentlich von Ausrufen des betrunkenen Mr. Wallace unterbrochen wurde. Der arme Mann hatte nicht mehr zu trinken aufgehört, seit er erfahren hatte, was Susannah fast zugestoßen wäre, nachdem sie ihn in der Woche zuvor vom Pub nach Hause brachte. Seine Frau Mildred stand steif neben ihm und hielt ihn am Arm gepackt. Sie bemühte sich, ihr Ächzen zu unterdrücken, als sie ihn während des Gottesdienstes aufrichtzuhalten trachtete. Die

beiden schwankten hin und her, dass die übrigen Trauergäste Mühe hatten, beim Hinsehen nicht seekrank zu werden. Irgendwie dachte ich, dass Nanny Prum dieser Anblick wohl gefallen hätte.

Ich stand bei der Familie ganz vorn, direkt vor dem gewaltigen Sarg, den Mr. Darrow gekauft hatte. Nanny Prum hatte keine eigene Familie, jedenfalls keine, die sie je erwähnt hatte, deshalb übernahm Mr. Darrow großzügig die Kosten für das Begräbnis. Sie war im Leben eine stattliche Frau gewesen, und der voluminöse Sarg ließ alles nur

noch fremdartiger erscheinen. Noch seltsamer verhielten sich die Buben. James hielt meine Hand und zappelte auf seinem Sitz herum und schien sich gar nicht für so etwas Ungeheuerliches wie den Mord an seiner Nanny zu interessieren. Er weinte nicht, im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Paul, dessen Hemd ganz nass von seinen Tränen war. Ich versuchte, ihn zu trösten – seine Hand zu halten und seine Stirn zu küssen, wie es Nanny Prum immer getan hatte –, aber er wich meinen Berührungen aus und zog es vor, in seinem Kummer allein zu

sein.

Mr. Darrow saß mit starrer Miene auf der anderen Seite der Kinder. Der Blick seiner hellen blauen Augen schien in einer fernen Erinnerung zu weilen. Drei Monate nach dem Tod seiner Frau war ich in seine Dienste getreten. Ich konnte mir vorstellen, dass ihr Begräbnis nicht viel anders gewesen war als das von Nanny Prum: dieselben Leute, derselbe Friedhof, selbst dieselbe Jahreszeit. Der Tod, so schien es, war eine eigene Jahreszeit, ein ungeliebter Feiertag, den man verdrängt wie

andere unerfreuliche Pflichten und der plötzlich wieder da ist und uns daran erinnert, dass die Zeit vergeht, das Leben sich verändert und nichts ewig gleich bleibt.

Am nächsten Tag kümmerten Mrs. Norman und ich uns um Nanny Prums Hinterlassenschaft. Konstabler Brickner und seine Männer hatten ihr Zimmer bereits nach Hinweisen durchsucht, obgleich er nach wie vor überzeugt war, dass ein wildes Tier sie angegriffen hatte. Sie waren sorglos und ungeniert zu Werke gegangen. Die Kommodenschubladen lagen

ausgeleert auf dem Bett, und ihr Inhalt war über den Boden verstreut.

Nanny Prum besaß sehr wenige Kleidungsstücke, nur zwei streng hochgeschlossene schwarze Baumwollkleider und ein kastanienbraunes Samtkleid, das sie zu besonderen Anlässen trug. Es gab auch Bücher: eine King-James-Bibel, ein Märchenbuch und ein Liebesdrama in drei Teilen. Ich fand eine kleine Holzkassette neben ihrem Bett, das einige Zettel, Schmuckstücke und verblasste Fotografien enthielt. Ich nahm an,

es war ihr Schatzkästchen von Erinnerungen, in dem sie vielleicht jeden Abend kramte, bevor sie zu Bett ging, und dabei an all die Kinder dachte, die sie aufgezogen hatte und die nun irgendwo draußen in der Welt waren, eigene Familien hatten und eigene Erinnerungen. Vielleicht fand sie den Gedanken tröstlich, dass diese nun erwachsenen Kinder manchmal an sie dachten, wenn sie auf ihre Jugend zurückblickten, und dass sie dabei vielleicht lächelten.

»Ich habe sie gewarnt.« Mrs. Norman stand im Schatten des

Kleiderschrankes, zog die Kleider von den Bügeln und faltete sie mit mechanischen Bewegungen ihrer dünnen, an Vogelkrallen erinnernden Finger zusammen. Sie wandte sich bei diesen Worten nicht zu mir um. Der Schrank war nun leer. Der Inhalt von Nanny Prums Zimmer begann nach und nach zu verschwinden.

»Was haben Sie ihr gesagt?«

Die Haushälterin erstarrte einen Moment und reckte den Hals in Richtung der Tür. Sie lauschte den Geräuschen, die das Haus füllten: tratschende Frauen, die unterdrückt

kicherten, schwere Schritte auf knarrenden Holzdielen, ein entferntes Husten, Metall, das über Holz scharrte ... Ihre Schritte stimmten in diesen Reigen ein, als sie zur Tür ging und diese mit einem Klicken schloss. Mrs. Norman nahm mich am Arm, und wir setzten uns aufs Bett. Sie beugte sich dicht zu mir und sprach mit leiser, eindringlicher Stimme.

»Dass sie in großer Gefahr sei.« Eine Woge von Furcht überschwemmte mich, als sie fortfuhr, und ich konnte an nichts anderes denken als an den Mann in

Schwarz neben Nanny Prums Leiche, der auf Susannah losgehen wollte. »Jemand muss ein Auge auf diese Familie haben, jetzt, da uns die liebe Mrs. Darrow verlassen hat, Gott sei ihrer armen Seele gnädig, und ich tue auf meine Weise, was ich kann. Ich räume das Nachmittagsteegeschirr auf, jeden Tag, und man kann einfach nicht verleugnen, was man in den Blättern sieht.« Sie schürzte ihre Lippen und wirkte einen Moment lang erschöpfter, als ich sie je zuvor gesehen hatte. »Jemand muss auf sie aufpassen und sie, wenn nötig,

vor den Dingen warnen, die bevorstehen. Etwas Böses lauert. Ich habe getan, was ich konnte, ich warnte sie, aber sie hörte nicht auf meinen Rat.«

Das war das längste Gespräch, das ich in meinen neun Monaten auf Everton mit der Haushälterin geführt hatte. Trotz ihres schrillen Tons sprach sie mit einer Überzeugung, der ich mich nicht entziehen konnte. »Was haben Sie ihr gesagt, Mrs. Norman?«

»Es gab einen Mann in ihrem Leben. Wer das war, weiß ich nicht gewiss. Aber er wollte ihr übel, und

nach allem, was Susannah Larken gesehen hat, wollte er ihr noch viel mehr als das.«

»Haben Sie das sonst noch jemandem erzählt?«

»Was würde das bringen? Die meisten Menschen glauben nicht mehr an diese Dinge.« Mrs. Norman nahm plötzlich meine Hand in die ihre und blickte in meine Augen.
»Glauben Sie, Charlotte?«

Ich dachte an meine Kindheit in Indien, an die heiligen Männer und Mystiker und an meine Mutter, die auf ihrem Krankenbett nach Luft rang. Ich war allein mit ihr

gewesen, als sie schließlich starb, während mein Vater draußen vor der Tür mit dem Arzt stritt. Ich habe ihm nie von dem Mann in Schwarz erzählt, der plötzlich an ihrem Bett erschien. Das Licht im Zimmer war zu schwach, als dass ich seine Züge hätte sehen können, aber als er näher trat, um den Körper meiner Mutter zu berühren, warf ich mich auf ihn und trat und biss mit all meinen Kräften. Doch in dem Augenblick, da ich ihn erreichte, verschwand er. Mein Vater kam einen Moment später mit dem Arzt ins Zimmer zurück und versank in

seinem Kummer. Der Mann hatte nicht die Zeit gehabt, unbemerkt zu verschwinden, deshalb sagte ich nichts. Ich hielt alles für einen Traum, bis ich Jahre später mit meinem Vater im Arboretum unseres Anwesens zu Abend aß.

In einem Augenblick rauchte er seine Pfeife und gestikulierte heftig in die Richtung der Azaleen, während er im wirbelnden Pfeifenrauch seine Ansichten über eine bestimmte politische Partei kundtat, und im nächsten griff er sich an die Brust und sackte auf dem Steinboden zusammen. Ich

bettete ihn in meinen Schoß und weigerte mich, vor dem Eintreffen des Arztes eine Träne zu vergießen. Als die Türglocke läutete und der Diener meines Vaters öffnete, konnte ich plötzlich spüren, dass wir nicht ganz allein waren. Der Mann in Schwarz stand neben mir und wischte eine Schweißperle von der Stirn meines Vaters. Da wusste ich, dass er in meinen Armen gestorben war.

»Wer bist du?«, schrie ich den Fremden an. Er griff mit einer behandschuhten Hand unter mein Kinn und hob mein Gesicht an, so

dass ich direkt in seines blickte. Selbst aus dieser Nähe blieben seine Züge hinter einem ständig wogenden Schleier in Düsternis verborgen. Ich wich von Grauen erfüllt zurück und klammerte mich fest an meinen Vater, als der Mann sich entfernte. In seiner unmittelbaren Nähe verfaulten und verdorrten die Pflanzen und zerfielen zu Staub.

Als ich verheiratet war, erzählte ich Jonathan, was ich beim Tod meiner Mutter und meines Vaters gesehen hatte. Zuerst war ich nicht sicher, ob er mir glaubte, aber dann

legte er die Arme um mich und flüsterte mir ins Ohr: »Ich glaube, dass die Welt viel komplizierter ist, als wir je verstehen werden. Vielleicht war dir ein Blick auf etwas vergönnt, das den meisten Menschen verborgen bleibt. Der Tod kommt zu uns allen, meine Liebste.«

Und so war es auch. Das Feuer holte meinen Mann nur ein paar Monate später. Als er sterbend in den verkohlten Überresten unseres Anwesens lag, begegnete ich dem Mann in Schwarz ein drittes Mal. Ich war zu schwach, um ihn anzugreifen

oder auch nur anzubrüllen, als er mit seinen behandschuhten Fingern Jonathans Augen schloss. Aber ich stellte ihm Fragen.

»Ist das dein Werk, oder bist du nur ein Aasgeier, der an den Gebeinen meines Lebens hackt?« Er neigte seinen Kopf zur Seite, doch ob das irgendeine Bedeutung hatte, wusste ich nicht. Am Morgen fanden sie mich, noch immer an meinen Mann geklammert. Die Bäume und das Gras um uns herum waren abgestorben und verdorrt, obgleich das Feuer nie den Wald erreicht hatte.

Nichts davon erzählte ich Mrs. Norman. Stattdessen blickte ich sie an und sagte: »Ich glaube, dass die Welt viel komplizierter ist, als wir je verstehen werden.«

»Dann glauben Sie mir also, wenn ich Ihnen sage, dass Sie in Gefahr sind?«

»In was für einer Gefahr?«

»In der gleichen wie Nanny Prum. Ein Mann wartet auf Sie. Er beobachtet Sie.« Mein Gesicht wurde plötzlich ganz heiß, ob vor Panik oder Wut, vermochte ich nicht zu sagen. Susannah hatte einen ganz in Schwarz gekleideten Mann

gesehen. Wenn es derselbe war, dem ich begegnete, mochte es dann sein, dass er mich verfolgte? Und wenn ja, wen würde er als Nächstes holen?

»Ja ... Ich glaube Ihnen.« Ich versuchte, nicht zu zittern. »Wie kann ich ihn aufhalten?«

»Seien Sie vorsichtig. Und wachsam.« Sie hob den Koffer vom Bett und trug ihn aus dem Zimmer, wobei sie mir einen wissenden Blick zuwarf, danach verlor sie kein weiteres Wort mehr darüber. Wir räumten alles andere in Kisten und Säcke und stellten sie auf den

Gang. Roland würde Nanny Prums Habseligkeiten mit dem Wagen zur Kirche bringen. Bei dem Basar zum Winteranfang würden die Einwohner von Blackfield in Nanny Prums Sachen stöbern und ihre Erinnerungen zerstreuen wie Samen im Wind.

In den Tagen nach dem Begräbnis zog ich in das Zimmer um, das neben dem der Kinder lag, und füllte die leer gewordenen Schränke und Laden mit meinen eigenen Sachen. Nach all den Erfahrungen begann ich, mich dabei auf morbide Weise zu fragen, was

wohl mit meinen Sachen geschehen würde, wenn ich vor meiner Zeit sterben sollte. Etwa mit dem Ehering, den ich in eine Lade des Nachttischchens legte und nicht mehr tragen konnte, weil sein Gewicht eine zu große Last für mich geworden war. Oder mit der Haarlocke meiner Mutter, die immer noch nach ihr duftete. Ein schmales blaues Band hielt sie zusammen und ich pflegte sie als Lesezeichen zu verwenden. Was würde mit der Pfeife meines Vaters mit dem Sprung im Pfeifenkopf geschehen; eine Erinnerung an die

Sonntagnachmittle auf seinem
Schoß, in seinem Arbeitszimmer, als
er mir Gedichte vorlas. Das alles lag
jetzt zusammen mit dem Schmuck
meiner Mutter in einer kleinen
Schatulle im Kleiderschrank.
Solcherart bewahrte ich meine
Erinnerungen, an kleine Andenken
gekettet, die für jemand anderen
keine Bedeutung haben würden. Ich
fragte mich, auf welche Weise sich
die Menschen an mich erinnern
würden. Was würde sie viele Jahre
später einen Moment innehalten
und an eine Frau namens Charlotte
zurückdenken lassen?

Zur Erinnerung an Nanny Prum behielt ich eine Elfenbeinbrosche, die sie an ihren Kleider zu tragen pflegte. Vielleicht stellte die Gravur ihre Mutter oder Großmutter dar? Ich hatte sie nie danach gefragt. Vielleicht hatte sie sie auf einem Flohmarkt gekauft oder nahm sie zur Erinnerung an jemanden an sich, den sie verloren hatte, so wie ich. Die Brosche war auf einfache Weise elegant. Sie erinnerte mich an unsere erste Begegnung während meines ersten Tages auf Everton.

Jonathan war nicht der Einzige

gewesen, der Opfer des Feuers wurde. Sechs Angehörige des Haushaltspersonals waren ebenfalls gestorben und hatten Familien ohne Einkommen hinterlassen. Gegen den Wunsch unseres Anwalts, Mr. Croydon, benutzte ich die Mittel, die mir zur Verfügung standen, um ihnen das Leben ein wenig leichter zu machen, auch wenn ich ihnen damit die Liebsten nicht ersetzen konnte, die sie verloren hatten. Ich hätte mir sonst nicht mehr in die Augen sehen können, und der Gedanke, ein neues Zuhause für mich aufzubauen, verwaist,

verwitwet und allein, wie ich war, erschien mir unerträglich. Ich hatte noch die Militärrente meines Vaters, doch die reichte nicht aus, um mein Leben so weiterzuführen, wie ich es gewohnt war. Mr. Croydon stimmte schließlich widerwillig zu, mir eine Anstellung als Gouvernante zu beschaffen, in der ich, wenigstens für eine Weile, Anteil an Leben und Familie anderer Menschen nehmen konnte.

Schon wenige Wochen später fand ich mich in den Hallen und Gängen Evertons wieder, bewunderte gerade ein Gemälde

einer öden grauen Landschaft, das mysteriöserweise mit L. Darrow signiert war, als eine kräftige Frau, angetan mit gestärkten schwarzen Röcken und der zuvor erwähnten Brosche, den Korridor herab auf mich zukam.

»Mrs. Markham!« Ihre Stimme hallte in lautem, schwelgendem Crescendo von den Wänden wider. Sie empfing mich mit offenen Armen, und ihre dünnen Lippen formten ein breites Lächeln zwischen den apfelroten Wangen. Die Frau besaß eine äußerst ansteckende Fröhlichkeit. Ich

musste lachen, als sie mich mit ihren dicken fleischigen Armen umschlang.

»Wie schön, dass Sie hier sind, meine Liebe! Ich bin Nanny Prum.« Ich holte rasch Luft, als mich ihre Arme wieder freigaben.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite ...«

Die Frau lachte. Ihre Hand war wie ein rundes Steak, als sie mir auf den Rücken klopfte. Sie hakte sich bei mir unter und führte mich den Gang entlang.

»Ich glaube, für die beiden kleinen Jungs, James und Paul,

werden wir wie Schwestern sein
oder zwei fröhliche Tantchen! So
brave Buben. Goldigere Kinder sind
mir noch nicht untergekommen.
Sehr unterschiedlich vom
Temperament her, kann ich sagen,
aber goldig alle beide. Ich würde
nicht so weit gehen, sie Engelchen
zu nennen, denn sie sind ja
schließlich Kinder, aber sie haben
das Herz am rechten Fleck. Ich
nehme allerdings an, dass für Sie
mehr ihr Verstand von Interesse ist,
hm?«

»Mein Hauptinteresse gilt Ihrem
Wohlergehen.«

Nanny Prum nickte zustimmend und führte uns die große Treppe hinab, wobei sie bedacht darauf war, den Spalten im Holz und den Löchern in dem roten Stoff auszuweichen, der die Stufen bedeckte.

»Sie sind Mr. Darrow schon begegnet?«

»Ja, er scheint ein angenehmer Gentleman zu sein.«

»Außerordentlich angenehm, und ein strammes Mannsbild, wenn ich das sagen darf. Aber seine verstorbene Frau, die Mutter der Buben, war auch sehr schön. Ein

wundervolles Paar! Traurig, dass sie so jung von uns ging. Aber es ist müßig, darüber zu grübeln. Wir müssen den Kindern helfen, es zu vergessen.«

»Nein, vergessen würde ich nicht sagen ...«

Rückblickend weiß ich, dass das die erste und einzige Meinungsverschiedenheit zwischen uns war, und eine, in der ich mich bedauerlicherweise schließlich durchgesetzt habe. Ich würde nicht zulassen, dass die Kinder ihre verstorbene Mutter vergaßen. Oder ihre Nanny.

Bei einem Gemälde, das eine nächtliche Landschaft mit einem Schloss in der Ferne zeigte, bogen wir ab. Nanny Prum deutete im Vorbeigehen darauf.

»Mrs. Darrow hatte viel übrig für die schönen Künste: Malen, Singen, Bildhauerei und dergleichen. Ich muss allerdings sagen, dass sie einer ziemlich morbiden Ästhetik anhing.« Sie hielt am Ende des Ganges inne und trat in das Kinderzimmer.

Die Kinder erwarteten uns. Paul, damals fast zwölf, war hager und blass und hatte das dunkle Haar

seiner Mutter, deren Porträt in Mr. Darrows Arbeitszimmer hing, und tiefblaue Augen. Sein Bruder James war vier, ein kleiner blonder Junge mit einem fröhlichen Ausdruck auf seinem runden Grübchengesicht. Er hielt mir einen kleinen Wiesenblumenstrauß entgegen und verbeugte sich höflich, während sein älterer Bruder an der Wand lehnte.

»Wir freuen uns sehr, Sie kennenzulernen«, sagte James.

»Und ich möchte sagen, dass ich mich sehr freue, euch beide kennenzulernen! Ich wusste schon,

dass es bereits einen Gentleman auf Everton gibt, aber ich hatte keine Ahnung, dass ich das Vergnügen haben würde, zwei weiteren zu begegnen. Und Welch hübsche Blumen!« Ich nahm sie entgegen, wie man es erwartete, obgleich ich keine Ahnung hatte, was ich mit ihnen tun würde. Blumen machten mich immer nervös, besonders wenn sie mir jemand schenkte. Es wird erwartet, dass man sich eine Weile darum kümmert und sie am Blühen hält, und wenn das nicht gelingt, was verrät das dann über eine Person?

Solch ein Versagen lässt zu viele Schlussfolgerungen zu: Ist sie einfach unfähig, irgendetwas am Leben zu erhalten? Du meine Güte, ich hoffe, sie kann mit den Darrowkindern besser umgehen! Und so weiter. »Ich habe nichts mehr so Wundervolles gerochen, seit ich ein kleines Mädchen in Indien gewesen bin.«

James war sofort interessiert.
»Sie haben in Indien gelebt?«
»Ja, viele Jahre lang. Mein Vater war dort stationiert, als ich etwa so alt war wie du.«
»Haben Sie eine Kobra

gesehen?«

»Nah genug, dass sie hätte zustoßen können! Gott sei Dank stand sie zu dem Zeitpunkt im Bann eines Schlangenbeschwörers, und es war wahrscheinlich längst nicht so gefährlich, wie du dir das vorstellst. Aber ich habe viele wundervolle Dinge gesehen, und wenn es euch interessiert, können wir sicher ein wenig von unserer Unterrichtszeit den Geheimnissen des Fernen Ostens widmen.«

»Ja, bitte, Ma'am!«

Paul schien während des ganzen Gespräches von Unruhe erfüllt zu

sein. Er blickte um sich, als könne er es nicht erwarten, irgendwohin aufzubrechen.

»Du musst entschuldigen, Paul. Manchmal vergesse ich, dass nicht jeder an meinen Geschichten interessiert ist.«

»Oh nein, das ist es nicht, Ma'am. Aber wir sind spät dran, wissen Sie.«

»Spät dran?«

Nanny Prum schob mich zur Seite und nahm den Jungen am Arm.

»Nicht jetzt, Paul, Schätzchen. Wir können das auch ein anderes Mal machen.«

Aber ich bohrte nach. »Im Gegenteil, ich habe nicht die Absicht, den Tagesablauf durcheinanderzubringen, besonders, wenn jemand bereits woanders einen Termin hat.«

»Es kann warten.«

»Ganz ehrlich, es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich schon an meinem ersten Tag hier jemandem etwas aufzwinge.«

Nanny Prum seufzte, zuckte ihre großen Schultern und ließ den Jungen los.

»Wenn Sie darauf bestehen. Ich helfe den Jungs mit ihren Mänteln.«

Ich half Nanny Prum dabei und folgte ihnen dann aus dem Haus hinaus in den Sonnenschein. Wir schritten nebeneinander, während die Buben vorausspazierten; Paul, still und versunken mit den Händen in den Taschen, und James, hüpfend und laufend und aus vollen Kräften etwas Unverständliches singend. Wir folgten der Zufahrt bis zum Eingangstor und nahmen die Straße hinab zum Dorf. Blackfield erstreckte sich am Fuß des Hügels, der seinerseits Everton das notwendige Maß an Würde und Bedeutung verlieh.

Das Dorf war eine Ansammlung strohgedeckter Gebäude und gepflasterter Straßen; ein kleiner, erbaulicher Ort trotz des Umstandes, dass er zwei Schänken beherbergte. Fast alle Einwohner betrachteten das als ein Zeichen des Fortschritts und als Beweis dafür, dass sich das Dorf langsam zu einer Stadt mauserte. Nur Mildred Wallace klagte bitterlich gegenüber allen, die es noch hören wollten, dass schon eine Schänke sündhaft sei, dass aber zwei ganz sicher dekadent waren. Nach einer Weile blieb nur noch der arme Mr.

Wallace als Zuhörer übrig, denn alle anderen Dorfbewohner verschwanden um die Ecke oder in ihren Häusern, sobald sie Mildred kommen sahen. Ohne Zweifel war dies eines der Dinge, die Mr. Wallace zu häufigen Besuchen in beiden Etablissements anspornten.

Wir folgten der Straße, bis die Häuser Acker- und Weideland und sanften Hügeln Platz machten. Die kleine St. Michaels Kirche stand auf ihrem niedrigen Hügel am Rand des Dorfes mit ihren Steinmauern und dem idyllischen, gepflegten Pfarrhaus. Der Friedhof befand sich

dazwischen, und als wir näher kamen, beschleunigte Paul seine Schritte. Er war durch das Tor und zwischen den Grabsteinen hindurchgerannt, bevor mir klar wurde, weshalb wir hierhergekommen waren. James holte seinen Bruder ein. Beide knieten vor einem großen Grabstein, auf dem der Name ihrer Mutter zu lesen war. Ihr Tod lag erst drei Monate zurück, weshalb die Erde noch frisch war. Nanny Prum hielt mich zurück, als die Buben aufgeregt auf das Stück Erdreich einredeten, in dem ihre

Mutter begraben lag. Sie senkte ihre kräftige Stimme zu einem Flüstern, während die Kinder ihrer Mutter alles berichteten, was seit ihrem letzten Besuch geschehen war.

»Am Anfang kamen sie jeden Tag, die armen Dinger. Ich bin mir nicht sicher, ob James versteht, was mit ihr geschehen ist. Er hat beim Begräbnis gar nicht geweint. Aber Paul ... ihn hat es schwer getroffen.«

Noch während sie sprach, war deutlich zu sehen, dass Paul die meiste Zeit damit zubrachte, mit

seiner Mutter zu reden. James hingegen wurde von zwei Schmetterlingen abgelenkt. Zu Nanny Prums Entsetzen jagte er hinter ihnen her von einem Grab zum anderen. Mit ihrer ganzen Stimmgewalt rief sie ihm nach: »James Michael Darrow, hör sofort auf damit!«

Paul beachtete den Bruder gar nicht. Er widmete sich ganz dem Gespräch mit seiner Mutter, zeigte sich aber überrascht, als ich zu ihm ans Grab trat. Ich kniete mich neben ihm nieder.

»Bitte, hör meinewegen nicht

auf.« Die Sonne brannte herab. Der Junge musterte mich blinzelnd und sah dann zu, wie seine Nanny mit hochgehaltenen Rocksäumen, um die Toten nicht zu stören, hinter seinem Bruder herjagte.

»Sie findet es merkwürdig.«

»Für Menschen, die noch niemanden verloren haben, der ihnen nahestand, ist es schwer zu verstehen, wie das ist.«

Paul blickte auf den Grabstein und fuhr mit den Fingern über den Namen seiner Mutter. »Ich war der Einzige, der nicht dabei war, als sie starb.« Er sah mit fragender Miene

zu mir hoch.

»Wie kam das?«, fragte ich.

»Ich konnte es nicht ertragen, sie so zu sehen. Ich hab's versucht, wirklich. Ich hab ihre Hand gehalten und sie auf die Wange geküsst, aber dann begann sie zu wimmern und zu schreien. Das war nicht mehr sie selbst. Es war, als hätte etwas ihren Platz eingenommen, dieses Ding, das da drinnen in ihrer Haut lebendig geworden war, gar nicht mehr menschlich, nur noch nicht tot. Ich wollte nicht, dass sie mich weinen sieht, deshalb bin ich weggeblieben. Ich bin ein Feigling.«

»Nein, das bist du nicht«,
erwiderte ich und legte vorsichtig
meine Hand auf seine Schulter. »Sie
hat gewusst, wie dir ums Herz war,
da bin ich ganz sicher.«

»Ich träume fast jede Nacht von
ihr«, gestand er seufzend. Ich
musste an meine eigenen Träume
denken. Ich freute mich mehr auf
sie als auf die meisten Dinge im
Leben. Selbst wenn sie schließlich
zu Alpträumen wurden, erleichterte
es mich, meine Mutter tanzen und
Jonathan lachen zu sehen. Sie
wurden auf eine Weise wirklich, wie
es die Erinnerung nicht vermochte.

»Das muss wunderbar sein.«

»Ja, manchmal. Aber wenn ich aufwache, muss ich mich wieder daran erinnern, dass sie nicht mehr da ist ...«

In der Ferne kreischte James. Nanny Prum hatte ihn hochgehoben und sich unter den Arm geklemmt. Der kleine Junge schrie so heftig, dass der Pfarrer aus dem Haus kam, um nachzusehen, ob da jemand auf seinem Friedhof ermordet wurde.

»Ist alles in Ordnung?« Mr. Scott war ein paar Jahre jünger, als mein Vater jetzt gewesen wäre, wenn er

noch lebte, und sein Haar wogte auf dem Kopf, während er hektisch nach der Ursache des Geschreis Ausschau hielt. Nanny Prum watschelte lachend zu ihm.

»Ja, Herr Pfarrer, alles in Ordnung! Der kleine James hat nur noch keinen rechten Respekt vor den Toten.«

Paul und ich verließen das Grab und gingen zu den anderen vor dem Pfarrhaus. Nanny Prum stellte James wieder auf den Boden und strich ihr Kleid glatt, obgleich es so gründlich gestärkt war, dass sich kaum eine Falte bilden konnte. Sie

stellte uns vor, und er erkundigte sich nach meiner Familie. Er bedauerte seine Frage, als er erfuhr, dass ich keine mehr hatte.

Wir gingen von da an täglich zum Friedhof, trotz Nanny Prums Befürchtungen, man könnte uns für morbid halten, und jeden Tag gesellte sich Mr. Scott zu uns, bevor wir wieder aufbrachen. Das war etwas, das wir auch nach ihrem Tod weiter taten.

Nanny Prums Grabstein befand sich nicht weit von Mrs. Darrows Grab entfernt. Auch wenn die Jungs ihr wesentlich weniger zu sagen

hatten als ihrer toten Mutter, hielten sie sie über die Ereignisse auf Everton auf dem Laufenden. Paul überbrachte ihr sogar den neuesten Klatsch, den er bei Ellen und den anderen Dienstboten hörte. Zwar schalt ich ihn, dass er die Frauen belauschte, aber ich hielt ihn nicht davon ab, ihr Neuigkeiten zu überbringen, die sie auch im Leben gern gehört hätte.

James wurde dieses Spiels häufig müde, bevor es Zeit war heimzugehen, dann spazierte er über den Friedhof und sah sich an, wer sonst noch hier Quartier hatte.

Seine Angewohnheit, von Grab zu Grab zu springen, hatte er dank der Überzeugungskraft von Nanny Prums großer, schwerer Hand auf seinem Hintern aufgegeben.

Paul verlor immer mehr seinen Missmut auf dem Weg zurück nach Everton. Wir nahmen immer eine bestimmte Route durch Blackfield. Die begann bei Mr. Ingams Schmiede, in der er glühendes Eisen in einem Funkenregen auseinander zog und verdrehte, als wäre es ein Karamellbonbon.

Dann gingen wir zu Mr. Wallaces Laden. Der Mann übte außer seinen

Pflichten als bekanntester Trinker des Dorfes auch noch einen Beruf als Uhrmacher aus. Keine der Uhren zeigte die gleiche Zeit, und so waren ständig welche dabei zu schlagen und Kuckucke riefen, doch die Buben störte das nicht. James genoss den Lärm, und Paul sah mit großem Interesse zu, wenn Mr. Wallace die Uhren öffnete und ihm Einblick in die ineinandergreifenden Zahnräder und Federn gewährte. Er lächelte sogar, was schon viel heißen wollte.

Nach dem Uhrengeschäft war es unmöglich, an Mrs. Totters Bäckerei

vorbei zu gehen. Sie ließ immer die Türen offen, selbst an den kältesten Tagen des Jahres, und der Duft von frisch gebackenen Kuchen, Schokoladencroissants und Fleischpasteten wehte durch die Straßen von Blackfield wie ein knuspriger goldbrauner Sirenengesang, der einen warmen, vollen Magen verhieß. Ich erlaubte den Buben einmal in der Woche, ein Stück zu kaufen, üblicherweise suchten sie sich ein Plätzchen von der Größe eines ganzen Tellers aus, aber meistens war unser Ausflug an Mrs. Totters Laden vorbei ein

Leidensweg.

Mrs. Willoughbys Kleidergeschäft lag als Nächstes auf unserem Weg, denn dort machte Susannah ihre Schneiderausbildung. In der Woche nach Nanny Prums Begräbnis fanden wir sie allein im Laden vor und sahen mit an, wie sie frustriert eine Schneiderpuppe umwarf. Sie erschrak, als sie uns in der Tür sah, und errötete dann tief über ihre unbeherrschten Gefühle, welche die Puppe am Boden so deutlich verriet.

»Hallo«, sagte sie überrascht mit gespielt ruhiger Stimme und strich sich eine Strähne ihres roten

Haares zurück. Sie bückte sich, um die Puppe aufzuheben. »Wie war es in der Kirche?«

Ich runzelte die Stirn, während sie mir den Rücken zuwandte, doch nur einen Augenblick, denn als Kirchgang bezeichneten die Leute in Blackfield unsere täglichen Besuche auf dem Friedhof. Die meisten scheuten sich, die Dinge beim Namen zu nennen, abgesehen von Susannah, die normalerweise kein Blatt vor den Mund nahm.

»Schön.« Ich lächelte ihr zu und vermied jeden vorwurfsvollen Blick wegen ihrer Tätlichkeit gegen die

Puppe, welche diese nach einem Tag unkooperativer Teilnahme an der hohen Kunst des Schneiderns vermutlich ohnehin verdient hatte.

»Und wie geht es Ihnen?«

Die Frage befreite die Gefühle, die Susannah erfolgreich unterdrückt hatte. Sie packte die Puppe so fest, dass ich glaubte, sie würde das Metallgestänge verbiegen. Sie setzte sich mit einem müden Seufzen wieder an ihren Arbeitsplatz, und strich erneut eine Strähne des roten Haares aus den Augen.

»Schrecklich, Charlotte, einfach

nur schrecklich!« Ich nahm neben ihr Platz. Wir saßen inmitten all der Stoffballen, die Paul gedankenvoll mit seinen Händen prüfte, wobei er halb zuhörte und halb seinen eigenen mürrischen Gedanken nachhing. James zog Nadeln aller Formen und Größen aus ihren Kissen und steckte sie mit dem Ungestüm, das kleinen Jungs zu eigen ist, in Stühle und Tischplatten, absolut entschlossen, sich nicht von dem öden Gespräch der Erwachsenen langweilen zu lassen. Susannah fuhr fort.

»Brickner kam ins Geschäft, um

mir zu sagen, um mir zu sagen, dass ich mir alles nur eingebildet hätte ... das hysterische Geschwätz einer verängstigten Frau. Können Sie sich das vorstellen?« Sie fuchtelte mit den Händen, während sie sprach, bevor sie sich fing und sie sinken ließ. »Na ja, ich denke, das fällt Ihnen nicht schwer. Aber ich war nicht hysterisch, zumindest zu diesem Zeitpunkt nicht. Ich weiß, was ich gesehen habe. Von wegen wildes Tier.« Susannah lehnte sich ernüchtert zurück. Sie musterte mich mit fragendem Blick, wartete, dass ich etwas sagte.

»Ganz ohne Zweifel glaube ich Ihnen, und das halbe Dorf ebenso.« Sie schien über meine Worte ehrlich erleichtert zu sein. Was immer ihr durch Konstabler Brickners unfundierte Überzeugung abhanden gekommen war, wurde jetzt durch eine neue, festere Zuversicht als je zuvor ersetzt.

»Warum glaubt mir dann Brickner nicht?«

»Einfache Menschen brauchen einfache Erklärungen«, erwiderte ich, bevor ich mich bremsen konnte. Paul lachte unterdrückt. Susannah lächelte kurz und wurde gleich

wieder ernst.

»Nicht um meinewillen möchte ich, dass man mir glaubt, verstehen Sie. Es geht mir nicht darum, Recht zu bekommen. Aber sie verdient es, dass die Wahrheit ans Licht kommt.« Sie nickte dazu und blickte auf die Buben, auf etwas hinter ihnen; eine alte Erinnerung an Nanny Prum, die vielleicht vor ein paar Monaten an derselben Stelle gesessen und sich mit ihr über ein sicherlich weniger sensationelles Thema als Mord unterhalten hatte.

»Ich könnte mir vorstellen«, sagte ich und wählte meine Worte

vorsichtig, um keine zu großen Hoffnungen zu wecken, »dass Mr. Darrel vielleicht ähnlich denken würde.«

»Ob man ihn dafür gewinnen könnte, mit Konstabler Brickner zu sprechen?«

»Ob gewinnen, weiß ich nicht, aber er könnte sicherlich darauf angesprochen werden.«

Susannah sprang von ihrem Stuhl auf und umarmte mich.

»Oh, ich danke Ihnen, Charlotte!«

»Es besteht kein Grund, mir zu danken. Warten Sie, bis ich etwas wirklich Nützliches angestellt

habe!« Ich drückte sie kurz und entzog mich dann ihren Armen. Ich er hob mich, um mich mit den Kindern auf den Weg zu machen, bevor ich Opfer ähnlicher Gefühlsanwandlungen werden konnte, wie die arme Schneiderpuppe, die nun verbogen auf der Seite lag. Paul half mir, James von den Schneiderscheren weg zu zerren, bevor er sie kaputt machen konnte. Wir drei setzten unseren Weg durch Blackfield und schließlich den Hügel hinauf fort, auf dem hinter einer Reihe von sich herbstlich färbenden Bäumen

Everton stand.

Ich schickte die Buben ins Haus und spazierte durch den Wald im hinteren Teil des Anwesens, bis ich das flache Stück Boden fand, wo Nanny Prum ihr Ende gefunden hatte. Selbst der Einzug des Herbstes ließ deutlich den seltsamen Ring aus abgestorbenem Gras und verdorrten Pflanzen erkennen, der die Stelle umgab, an der sie gestorben war. In der Mitte waren Flecken ihres getrockneten Blutes zu erkennen, so dunkel wie die Schatten, in denen das Lächeln des Mannes in Schwarz verborgen

lag.

DRITTES KAPITEL

Die Herrin von Everton

Mr. Darrow war nicht die Art von tragischer Figur, die sich für immer in seinem Arbeitszimmer verkroch, das man wohl eine der letzten Bastionen des einstigen Glanzes von Everton nennen konnte. Mit seinen mit gewachstem Eichenholz verschalten Wänden, der sauberen, aschefreien Feuerstelle und den Antiquitäten, die der Herr des Hauses und seine verstorbene

Gemahlin von überall auf der Welt zusammengetragen hatten, bildete es einen schrillen Kontrast zum Rest des Anwesens. Es war ein Ort jenseits der Zeit. Ein Marmorglobus in der Mitte des Raumes erzählte mit funkeln den, juwelenbesetzten Punkten entlang der Reiserouten von den Abenteuern seiner Besitzer. Niemand sah je Mr. Darrow beim Saubermachen in seinem Arbeitszimmer, und da er auch niemandem sonst erlaubte, es für ihn zu tun, nahmen alle an, dass er es mit verbitterter Entschlossenheit tat, wenn er allein war, während er

voll Sehnsucht auf das Porträt der toten Gemahlin blickte, das über seinem Schreibtisch hing.

Aber er hielt sich nicht immer in seinem Arbeitszimmer auf. Bei mehreren Gelegenheiten, als ich an die Tür pochte, weil ich zusätzliches Taschengeld brauchte oder seine Erlaubnis für einen Ausflug zu einem bestimmten Schloss oder Schlachtfeld erbitten wollte, fand ich sein Zimmer leer vor. Niemand wusste, wohin er gegangen war, niemand hatte ihn weggehen sehen. Er verließ Everton nur ungern, deshalb stellte ich mir vor,

dass er durch die dunklen Korridore wanderte, in unbenutzte Zimmer glitt, da und dort auf einem Stuhl Platz nahm, der seit langer Zeit von schützenden Tüchern bedeckt war, oder vor einer stehengebliebenen Uhr anhielt und sich fragte, ob sie beim Tod seiner Frau stehen geblieben war.

Er aß üblicherweise nicht mit uns zu Abend, deshalb waren die Kinder und ich merklich überrascht, als er zwei Wochen nach Nanny Prums Begräbnis am Kopfende des Tisches im Esszimmer Platz nahm. Er war in mürrischer Stimmung, bis

Fredericks, dem Butler, der entweder mehr als einen hinter die Binde gegossen hatte oder aus anderen Gründen nicht mit seinen Händen zurechtkam, der Suppenkessel aus den Fingern glitt, so dass der Inhalt über seine Uniform floss. Nachdem wir erkannt hatten, dass die Suppe nicht heiß genug zum Verbrühen war, lachten wir alle, und selbst Mr. Darrow schien sich einen kurzen Moment zu amüsieren. Doch dann wanderte sein Blick zum anderen Ende des Tisches, wo die verstorbene Mrs. Darrow Platz genommen hätte, und

er verkroch sich wieder in seine Schwermut. Ich weiß nicht, weshalb er an diesem Abend unsere Gesellschaft suchte. Vielleicht war ihm Nanny Prums Tod erst jetzt richtig bewusst geworden, und er brauchte jemanden um sich.

Vielleicht erinnerte ihn das auch an die Existenz seiner Kinder, und er wollte sie auf seine verlorene, traurige Weise trösten.

Bald nach dem Dessert begann die Standuhr zu schlagen. Ich brachte die Kinder nach oben, um sie fürs Bett bereit zu machen. Ich sagte gute Nacht zu Mr. Darrow und

ließ ihn allein mit seiner angebrochenen Weinflasche zurück. Ich machte mir Sorgen um seine Gemütsverfassung, war aber zu sehr damit beschäftigt, mich um meine neuen Aufgaben mit den Kindern zu kümmern, um eingehender darüber nachzudenken.

In den Tagen nach Nanny Prums Tod hatten wir kurzerhand entschieden, dass es am praktischsten wäre, wenn ich einfach ihre Pflichten übernahm. Ich verbrachte bereits viel Zeit mit den Buben als ihre Lehrerin, und wenn

ich darüber hinaus Einfluss auf ihr Leben außerhalb des Klassenzimmers hatte, würde es das Leben für alle leichter machen. Ich konnte solch ein Angebot nicht ablehnen, umso mehr, als ich das Gehalt einer Nanny zu meinem eigenen dazu bekommen sollte. Ich war mir bewusst, was für eine Gelegenheit das war, und wollte Mr. Darrows offensichtliche Großzügigkeit nicht enttäuschen.

Der Übergang war nicht so problematisch, wie man vielleicht denken mag. Auch als Gouvernante war von mir erwartet worden, mich

um das Wohlergehen der Kinder bei Krankheit und Verletzung zu kümmern. Es fiel mir nicht schwer, mich von Papierschnittverletzungen und Nasenbluten im Unterricht auf Bettnässen und die schlimmen Träume danach umzustellen.

An diesem Abend brachte ich James zu Bett und las ihm eine Geschichte vor, während Paul mit dem Rücken zu mir lag und in einem obskuren Gedichtband blätterte. Er hatte so viel von seinem Vater, vor allem die Augen ... diese tiefblauen, großen, traurigen Augen. Ich fragte mich,

wie Mrs. Darrow gewesen sein mochte. So sprunghaft und abenteuerlustig wie James oder ganz anders? Als James einschlief oder so tat, um mich loszuwerden, ließ ich die beiden allein. Ich hatte keinen weiten Weg.

Das Zimmer des Kinderfräuleins wies zwei Fenster zum Wald hinter dem Haus hin auf, und während das Gelände von Everton unter der Pflege von Mr. Roland einen bessern Eindruck machte als das Haus selbst unter Mrs. Normans Führung, haftete dem Wald noch immer ein Hauch von Wildnis an,

besonders bei Nacht, wenn selbst das Mondlicht keinen Weg in sein dunkles Herz fand.

Ich zog mein Nachthemd an, ging zu Bett und versuchte, an nichts zu denken. Nicht an Nanny Prum und den Kreis von totem Gestrüpp, der den Ort ihres Todes hinter dem Haus markierte. Auch nicht an den armen Mr. Darrow, der sich vermutlich inzwischen einen Rausch antrank. Doch der Versuch, an nichts zu denken, ist zum Scheitern verurteilt, denn man muss an die Dinge denken, die man vermeiden will, bevor man an nichts denken

kann. Nach diesem verwirrenden Gedankenspiel wandte sich meine Aufmerksamkeit völlig unbeabsichtigt Mr. Darrow zu.

Dabei war mir durchaus bewusst, dass mich meine neue Stellung praktisch zu einer Mutter der beiden Kinder machte. Ich war in jeder Hinsicht ihre Schutzperson. Ich sorgte dafür, dass sie aßen, badeten, lernten und beaufsichtigt wurden. Seit Mrs. Darrows Tod kam ich nun der Rolle als Herrin von Everton am nächsten. Ich will nicht verleugnen, dass mir das gefiel oder dass ich vor dem Einschlafen

an unsere gemeinsame Zeit im Musikzimmer dachte, an die Augenblicke, da sich unsere Hände fast berührten, und was geschehen würde, wenn einer von uns diesen letzten kleinen Abstand überwinden sollte ...

Ich träumte von meiner Kindheit in Indien, von Tempeln und Dschungeln und verfallenden vielarmigen Statuen, von Tigern und Kobras und Affen, und von unserem Zuhause in der kolonialen Lucknow Residenz. Es war eine vertraute Szene, mit der jeder Traum von meiner Jugend endete:

das Zimmer meiner Mutter, das gedämpfte Licht und sie im Bett liegend mit der Cholera, ihr Körper langsam verwelkend, zur Größe eines Kindes verBORrend, verzweifelnd um Luft ringend, jeder Augenblick ein Kampf, bis zum Tod. Mein Vater war nirgends zu sehen, und die Diener machten einen Umweg um dieses Zimmer. Dieser Teil des Traumes endete immer auf die gleiche Weise. Er würde nur aufhören, wenn ich ins Bett stieg, um bei ihr zu sein. Wenn ich über ihre Decken und Kissen und Tücher kroch, ohne sie zu finden, bis ich

schließlich die Mitte des Bettes erreichte und erkannte, dass ich ihren Tod nachspielen und durchleben musste, um aufzuwachen. Ich konnte spüren, dass jemand am Bett stand und mir zusah, wie ich mich auf den nassen Tüchern krümmte, ein Mann, ganz in Schwarz gekleidet. Ich versuchte sein Gesicht zu erkennen, doch es war dunkel, und trotz des Umstandes, dass es ein Traum war, konnte ich seine Züge nicht enthüllen. Es schien nicht zu meinem Verstand und dem Traum von Indien zu gehören. Ich

versuchte mich aufzusetzen, doch ich sank nur tiefer in die Matratze. Doch im Unterschied zu früheren Versionen des Traumes flüsterte mir dieses Mal die Gestalt zu:
»Kinder brauchen ihre Mütter ...«

Es war die Stimme einer Frau. Während sie sich auf die andere Seite des Zimmers zurückzog, starb ich auf dem Bett, rang erstickend mit langen, unerträglichen Pausen zwischen jedem Atemzug nach Luft, bis ich keuchend und in Schweiß gebadet wieder in Everton war. Ich schob die Decken vom Bett, damit sie nicht nass wurden, und wollte

mich gerade umziehen, als jemand an die Tür zum Kinderzimmer klopfte.

»Charlotte?«

James öffnete, ohne meine Antwort abzuwarten. Er hatte geweint. Sein Gesichtchen war so nass von den Tränen wie meines von Schweiß. James war der mutigere der beiden und träumte oft von haarsträubenden Abenteuern mit Leichen fressenden Dämonen, Mumien und Spinnenfrauen, um nur einige Bewohner seiner gut bestückten Monstermenagerie aufzuzählen.

Gelegentlich schoss die Phantasie über seine Fähigkeit hinaus, mit seinen Kreationen fertig zu werden. Dann wachte er mitten in der Nacht auf und war überzeugt, dass die Spinne auf dem Fensterbrett eine Agentin der grausamen Spinnenkönigin war, die sich für den Diebstahl ihres magischen Silbernetzes rächen wollte.

Paul war ganz anders. Sehr oft wurde er wach, wenn ich in ihr Zimmer kam, um mich um seinen Bruder zu kümmern, und war verärgert darüber, dass ich ihn aus dem wunderschönsten Alptraum

gerissen hatte, wie auch in dieser Nacht, als ich James zurück ins Bett brachte.

»Ich war auf einem Ball«, erzählte er, während James sein Köpfchen an meine Brust schmiegte. »Und Mutter war da. Sie war jung und wunderschön. Ich versuchte über die Tanzfläche zu gehen, um mit ihr zu reden, aber da waren so viele Leute. Jede Person im Ballsaal tanzte mit etwas Unmenschlichem. Mutter nahm die Hand eines Wesens, das wie ein Mann auszusehen versuchte. Sie winkte mir über die Tanzfläche zu,

und ich wolle sie gerade retten, als James wegen seiner blöden Spinnenkönigin zu schreien anfing.« Er bedachte James mit einem gehässigen Blick.

»Sie ist nicht blöd!« James wollte aus dem Bett springen. Sein kleines Gesicht war wutverzerrt. Aber da er in meinen Armen lag und nur fünf Jahre alt war, konnte ich ihn leicht festhalten.

»Es macht mir nichts aus, wenn ihr euch gegenseitig umbringen wollt. Ich nehme an, es wäre für mich sogar einfacher, mich nur um ein Kind zu kümmern statt um zwei.

Aber ich kann euch sagen, euer Vater wäre furchtbar wütend mit dem Überlebenden. Wenn ihr Gewalt und Mord schon innerhalb der Familie anwendet, dann kann man nur erahnen, zu welchen Mitteln ihr Fremden gegenüber greift. Wir wären gezwungen, euch zum Schutz des Dorfes für immer auf den Dachboden zu sperren. Ich glaube nicht, dass das ein sehr angenehmes Dasein wäre, aber natürlich ist das eure Entscheidung.«

Die Buben hatten keine Ahnung, welchen von ihnen ich meinte, und

während sie über meine Worte nachdachten, schwand ihr Ärger dahin. Ich wickelte beide so fest in die Decken, dass sie sich kaum bewegen konnten, selbst Paul, der ganz entsetzt darüber war, dass ich den Nerv hatte, ihn wie seinen kleinen Bruder zu behandeln. Aber es war spät geworden, und beide schliefen, zu müde, um weiteren Widerstand zu leisten, schnell wieder ein. Ich beobachtete sie eine Weile, um mich zu vergewissern, dass keine weiteren Wutausbrüche zu erwarten waren. Als ich sicher war, dass sie beide

wirklich schliefen, kehrte ich in mein Zimmer zurück, doch meine eigene Müdigkeit war nun wie weggeblasen. Ich zog ein frisches Nachthemd an, kämmte mein Haar, las eine Weile, und beschloss schließlich, mir eine Tasse Tee zu bereiten.

Everton bei Nacht empfand ich immer als besonders beruhigend. Es war kein geräuschvolles Haus von der Art, die knarrten und ächzten, mit einer ganzen Symphonie von harmlosen Tönen, die zusammengenommen einen bloßen Schatten in etwas Greifbares und

Gefährliches verwandeln konnten. Everton war nur dunkel und still, ohne die Phantasie zu beflügeln, und roch nach dem Moder, den das Alter mit sich bringt.

Mr. Darrow saß noch im Esszimmer. Er war erstaunt, als er mich sah, schien aber nicht betrunken. Die Weinflasche war verschwunden und durch ein volles Nachmittagsteegedeck ersetzt worden, obgleich es eine ganze Zeit nach zwei Uhr morgens war. Es gab einen großen Topf dampfenden schwarzen Tees, Sahne und Zucker, wie gewohnt, dazu Sandwiches,

Milchbrötchen und einen Schokoladenkuchen, der unberührt auf seinem Teller lag.

Es gab viele leere Stühle, aber ohne zu überlegen setzte ich mich neben ihn und spürte, wie mir das Blut ins Gesicht schoss. Er war ein sehr attraktiver Mann, und das Esszimmer war kein privater Zufluchtsort wie das Musikzimmer.

»Guten Abend, Mr. Darrow.«

»Schlafprobleme?«

»James hatte einen Alptraum.«

Besorgt erhob er sich halb von seinem Stuhl, aber ich berührte ihn am Arm, und er setzte sich wieder.

Sein Blick blieb auf die Stelle gerichtet, wo ich ihn berührt hatte. Er starnte einen Moment, bis ich ihn unterbrach. »Es ist alles in Ordnung. Er schläft wieder.«

Mr. Darrow gewann seine Contenance wieder. »Und Sie nicht.«

»Ein Berufsrisiko, fürchte ich. Darf ich?« Ich griff nach einer Teetasse, aber er nahm sie vor mir auf und goss von dem aromatischen Inhalt des Teetopfes ein.

»Darjeeling.«

»Wundervoll.«

»Milchbrötchen?«

»Bitte. Mrs. Mulbus hat sich wirklich selbst übertroffen, und das zu dieser nächtlichen Stunde.«

»Sie überschätzen meinen Mut, Mrs. Markham. Ich würde niemals zu solch später Stunde an Mrs. Mulbus' Tür klopfen und Essen und Trinken verlangen. Auch wenn das Gespenst des Todes über Everton schwebt, hege ich selbst keinen Todeswunsch.« Seine blauen Augen blickten müde über den Rand der Tasse, umrahmt von seinen dunkelblonden Haaren. Er richtete den Blick erneut auf das andere Ende des Tisches, das für immer

leer und stumm geworden war.
Aber dann lächelte er und griff nach
einem Brötchen. »Und außerdem
bin ich nicht vollkommen unfähig.«

»Natürlich nicht.«

»Ich meine, warum muss man für
den Nachmittagstee auf den
Nachmittag warten? Um diese Zeit
ist so viel los, dass man ihn kaum
genießen kann.«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Aber, lassen Sie mich sagen, ich
freue mich über Ihre Gesellschaft
außerhalb des Musikzimmers.« Ich
hob meine Tasse bei diesen
Worten, und er erwiderte die Geste.

Wir tranken unseren Tee schweigend.

»Wissen Sie, Mr. Darrow.« Ich trank aus und stellte meine Tasse zurück auf den Teller und wählte meine Worte vorsichtig. »Wenn Sie während des Tages Bedürfnis nach Gesellschaft haben, kann ich sicherlich dafür sorgen, dass die Kinder zur Verfügung stehen.« Er nickte gedankenvoll und schenkte mir nach.

»Ja, was müssen Sie nur von mir denken? Ich verkrieche mich in mein Arbeitszimmer oder wandere durch das Haus. Es scheint, dass ich

erst einen Hauch meines alten Lebens wieder in mir fühle, wenn alle schlafen gegangen sind. Ich fürchte, ich bin eine Art Hausgespenst geworden ... es ist ziemlich erbärmlich.«

»Nein, so habe ich das nicht gemeint.«

»Aber es ist so. Lily ist tot seit ... lieber Gott, ist das wirklich schon ein Jahr her? Und jetzt Nanny Prum ... Wie haben Sie den Verlust Ihres Mannes verkraftet?«

»Von >verkraftet< kann keine Rede sein. Es tut noch immer weh, an ihn zu denken ... Ich vermisste

ihn so.« Ich entspannte mich, als ich laut aussprach, was ich immer spürte: seine Abwesenheit. Ich weiß, dass ich glänzende Augen hatte, als ich von ihm sprach. Ich tupfte mit einem Mundtuch über meine Lippen. »Aber es liegt etwas Stärkendes im Schmerz. Er erinnert mich, wie sehr ich ihn geliebt habe, und meine Liebe ist wie der Schmerz. Sie wird stärker, je mehr ich an ihn denke. Ich bin sicher, dass auch Sie eines Tages so empfinden werden, Mr. Darrow.«

»Vielleicht ... andererseits ...« Er runzelte besorgt die Stirn, während

er sein Gurkensandwich fertig aß.
»Mrs. Norman wird bald aufstehen,
und ich möchte ihr lieber nicht über
den Weg laufen.« Er lächelte ein
wenig und erhob sich.

»Mr. Darrow, bevor Sie gehen ...
wegen Nanny Prum.«

»Ja?«

»Also, es geht um Susannah
Larken. Sie ist einer der ehrlichsten
und verlässlichsten Menschen, die
ich kenne, und ...«

»Ich glaube ihr.«

»Ja?«

»Jedes Wort, das sie gesagt hat.
Ich wollte mit Brickner reden, über

die Art und Weise seiner Untersuchung, wenn man das überhaupt so nennen kann, aber ich war ... zu beschäftigt.«

»Dafür wäre ich sehr dankbar.«

»In dem Fall werde ich ihm gleich morgen einen Besuch abstatten. Sie können sich darauf verlassen.«

Er bestätigte es mit einem Nicken. Zusammen trugen wir Geschirr und Essensreste in die Küche zurück und stellten alles ins Spülbecken, wo sich morgen Jenny, das Küchenmädchen, darum kümmern würde. Danach trennten wir uns ein wenig unbeholfen, und

ich musste an mich halten, ihm nicht nachzublicken, als er zu seinen Gemächern ging. Ich hasste mich für meinen sklavischen Respekt vor Anstand und Schicklichkeit, aber was hätte ich sonst noch zu respektieren gehabt?

Ich begab mich in mein Zimmer und fühlte Erleichterung darüber, dass ich Susannahs Wunsch erfüllen konnte und damit die Chance bestand, den Mörder von Nanny Prum zu finden. Als ich mich endlich entspannen konnte, kam auch der Schlaf.

Ich träumte von Heatherdale,

dem Anwesen meiner Familie, wo Jonathan und ich drei wundervolle Jahre verbrachten. Es war ein wiederkehrender Traum, der jedoch wie alle anderen immer ein wenig anders verlief. Ich fand es seltsam, dass ich dieses Mal von dem Geschehen getrennt blieb und mich selbst schlafend im Bett bei meinem Mann beobachten konnte, der seine starken Arme um meine Mitte gelegt hatte. Ich fühlte mich größer, körperlos, durchdrang die Mauern des Hauses und schob sie riskant weit auseinander. Meine Haut strahlte eine große Hitze aus,

so dass die Tapeten verkohlten und die Balken zu brennen begannen, die das Haus trugen, doch es kümmerte mich nicht, während ich wuchs. Ich kicherte, und Funken flogen in einer schwarzen Rauchwolke aus meiner Kehle.

Jonathan erwachte keuchend im Bett. Er rüttelte die andere Charlotte wach. Zusammen liefen sie durch das Haus. Aber es war zu spät. Ich war bereits überall, versengte ihre Haut und ihr Haar, trieb sie würgend zurück zum Bett. Jonathan entdeckte einen Vorhang, den ich nicht berührt hatte. Er war

das Einzige, das nicht brannte. Er wickelte ihn um den Körper seiner Frau und hob sie auf, obgleich sie sich wehrte und ihn aufhalten wollte, und sprang mit ihr in die Flammen.

Ich war es nun, die ihn zu stoppen versuchte. Ich loderte an seiner Haut, bis sie Blasen bekam und aufplatzte, verbrannte sein Haar bis in die Wurzeln, doch er lief weiter durch das brennende Haus und hielt erst an, als er ins Freie gelangte, wo er sterbend zusammenbrach, während seine Frau verzweifelt weinend versuchte,

ihn ins Leben zurückzurufen.

Der Mann in Schwarz
beobachtete das Geschehen
stumm. Im Licht der Flammen fiel
sein Schatten über das verdorrende
Gestrüpp.

VIERTES KAPITEL

Traumunterricht

Am nächsten Morgen löste Mr. Darrow sein Versprechen ein, nachdem er das Frühstück unten mit den Kindern eingenommen hatte. Er war bereits auf dem Weg zu Konstabler Brickner, als ich die Buben für den täglichen Unterricht hinauf ins Schulzimmer brachte. Nanny Prum hatte ihnen die Grundlagen des Lesens und der Zahlen beigebracht, aber nur auf

einer sehr rudimentären Stufe, und der Unterricht hatte im Kinderzimmer stattgefunden. Ich war ihr erster offizieller Lehrer, und eine meiner ersten Aufgaben nach meiner Ankunft in Everton war es gewesen, einen passenden Raum für ihren Unterricht zu finden.

Während der ersten Wochen durchsuchten Mrs. Norman und ich die leeren Zimmer des Anwesens. Wir zogen die Tücher von antiquierten Möbelstücken, auf der Suche nach verwendbaren Schreibtischen und wirbelten kleine Staubwolken auf, als wir Salons,

Schlafzimmer und Dienstbotenzimmer durchstöberten, die seit Generationen nicht benutzt worden waren. Schließlich fanden wir eine kleine Dachkammer im Ostflügel des Hauses.

Sie war groß genug, dass eine richtige Treppe zu ihr hinaufführte, und nicht eine, die man von der Decke herunterklappen musste. Sie war fast leer. Die Decke war niedrig und an beiden Seiten geneigt. Es wirkte wie ein kleines Landschulhaus mit Fenstern an beiden Seiten des breiten Raumes. Als wir es fanden, wusste ich, dass

es genau das war, was wir brauchten.

In einem unbenutzten Arbeitszimmer, vermutlich von Mr. Darrows Vater oder Großvater, entdeckten wir ein Schreibtischpult. Das ließ ich von Fredericks und Roland hinauf in die Dachkammer schaffen. Es war kein leichtes Unternehmen, aber das war auch die Erziehung von Kindern nicht, wie ich ihnen klarmachte. Das Pult wurde ganz vorne im Zimmer für mich aufgestellt, vor einer Tafel, die Nanny Prum zuvor im Kinderzimmer benutzt hatte. Zwei niedrige Tische

wurden für die Buben weit genug auseinander aufgestellt, um Handgreiflichkeiten zu unterbinden. Der rückwärtige Teil des Zimmers enthielt viele Sachen, die sich bei der Entdeckung des Raumes bereits hier befunden hatten. Ich arrangierte einige Beistelltische, verrostete Gaslichter und leere Bilderrahmen zu einer Art Künstlerecke, bestückt mit Material, das ich selbst ins Haus gebracht hatte. Eine intellektuelle Bildung war natürlich außerordentlich wichtig, aber meiner Meinung nach sollte auch die schöngeistige

Erziehung nicht vernachlässigt werden, vor allem im Hinblick auf die sehr kreativen Fähigkeiten der verstorbenen Mrs. Darrow.

Jeden Tag begann ich ihren Unterricht mit Arithmetik. Der Morgen war die beste Zeit für intensives Lernen. Das machte den Jungen den Kopf für die spätere Beschäftigung mit der Literatur frei. Immer, wenn ich das Gefühl hatte, dass ihre Aufmerksamkeit nachließ, brach ich ab, was sie gerade machten, und forderte sie zu einer Beschäftigung mit künstlerischen Fertigkeiten auf.

An diesem Tag, in der schwierigen Zeit vor dem Mittagessen, wenn Kinder mit ihrem Magen zu denken beginnen, obgleich noch wenigstens eine Stunde vor der nächsten Mahlzeit liegt, war ich noch immer auf das Problem der Träume fixiert. Die Buben wirkten müde, und ich selbst hatte nach den Alpträumen der letzten Nächte auch nicht besonders gut geschlafen. Es erschien mir so unsinnig, dass wir alle durch selbstzugefügte seelische Wunden so sehr leiden sollten. Ich hatte irgendwo gelesen, dass Träume das

Produkt uneingestandener Gefühle waren und dass sie durch ihre Darstellung in Worten oder Bildern oft viel von ihrer Macht verloren. Seine Ängste zu verstehen, bedeutete, sie zu beherrschen.

Paul gähnte. James folgte seinem Beispiel, und ich beendete die Lesung aus dem Gedichtband und schickte sie nach hinten. »Genug der Poesie. Ich habe jetzt eine neue Aufgabe für euch.«

James gähnte erneut.

»Aber es ist fast Zeit fürs Mittagessen!« Er umklammerte seinen Bauch, als würde er in der

nächsten halben Stunde verhungern. Ich ignorierte es.

»Ihr sollt jetzt eure Träume darstellen, entweder in Bild oder in Schrift.«

Beide griffen nach den Buntstiften auf dem Tisch und ignorierten die Möglichkeit sich in einem Text auszudrücken, obgleich diese Weise mein bevorzugtes Medium war. Ich runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Schließlich hatte ihre verstorbene Mutter die meisten Gemälde geschaffen, die die Wände Evertons zierten.

Paul begann sofort wild zu

kritzeln. Er hielt alle paar Minuten inne, um aus dem Fenster zu blicken, und fuhr fort, ein detailliertes Bild der Umgebung von Everton aus der Vogelperspektive zu zeichnen. James tat sich schwerer, sich für ein Motiv zu entscheiden. Er hatte jede Nacht viele Träume, und daraus den aufregendsten und wildesten auszuwählen und zu illustrieren, war keine leichte Aufgabe. Schließlich entschied er sich für das, was er am besten kannte, und begann den ungeschlachten schwarzen Körper der

Spinnenkönigin zu zeichnen. Als sie fertig waren, führte ich sie zurück zu ihren Tischen und bat sie, ihre Arbeiten vorzustellen und ihre Entstehung zu erklären.

James, der immer der Erste sein wollte, und eine Ablehnung mit einem heftigen Wutanfall zu begleiten pflegte, hatte erkannt, dass er bei mir mit dieser Taktik auf Granit biss. Trotz einer manchmal durchaus imposanten Darbietung mit beträchtlichem Körpereinsatz, wobei er Stühle schleuderte, Tische umwarf und Vasen zerschmetterte, während ich begeistert Beifall

klatschte, als hätte ich Eintritt für seine Vorstellung bezahlt, ließ er sich schließlich dazu herbei, sich mit seinem Bruder abzuwechseln.

Doch diesmal war er ohnehin an der Reihe, als Erster sein Werk zu präsentieren. Er stand auf und trat nach vorn neben mein Pult.

»Ich habe die Spinnenkönigin gezeichnet.« Das Blatt zeigte den schwarzen Fleck eines Körpers mit acht dünnen Extremitäten, doch das Gesicht des Wesens war ganz das einer Frau mit silbernem Haar und jungen hübschen Zügen. »Sie wohnt in einer Höhle unter meinem Bett

und frisst die Kobolde, wenn sie versuchen, mir den Atem zu stehlen. Manchmal gehe ich zu ihr zum Tee, und manchmal sind wir Freunde, aber oft schickt sie auch ihre Kinder hinter mir her, weil ich was von ihren Schätzen gestohlen habe.« Er hielt inne und drückte wieder seinen Bauch, um auf seinen sehr hungrigen Zustand aufmerksam zu machen, aber ich ließ ihn nicht an seinen Platz zurückkehren.

»Aber warum stiehlst du denn von der Spinnenkönigin? Sie tut dir schließlich einen Gefallen, indem sie

die Kobolde verschlingt.«

James sah mich an, als würde ich es nie kapieren.

»Um Mutters Seele vom Koboldkönig zurückzukaufen.«

Einen Moment lang wusste ich nicht, was ich darauf erwidern sollte. Was gäbe es darauf zu sagen? Es war ein so schöner, trauriger Gedanke, aber ich fing mich rasch.

»Warum glaubst du, dass er die Seele deiner Mutter hat? Sie ist doch im Himmel.«

Der Junge dachte darüber nach und zuckte die Schultern. »Weiß

nicht. Es war ja nur ein Traum.« Ich bedeutete ihm, dass er zu seinem Platz zurückkehren könne.

Paul stand auf und nahm den Platz vor der Tafel ein. Er hielt seine Darstellung von Everton hoch, die nun fast einer Schatzkarte glich.

»Letzte Nacht träumte ich, dass ich zu Mutters Haus ging.«

Ich holte tief Luft und verkrampfte meine Finger ineinander. Es verlief gar nicht wie erwartet. Aber was hatte ich denn erwartet? Die Buben hatten ihre Mutter verloren. Natürlich träumten sie von ihr. Ich wusste, dass sie von

ihr träumten. Ich hatte meine Mutter vor fast zehn Jahren verloren, und ich träumte immer noch von ihr. Es hat nie wirklich aufgehört. Wir drei würden wahrscheinlich unser Leben lang Opfer unseres Kummers sein und den Alpträum unseres Verlustes nie wirklich überwinden. Aber wenn das stimmte, dann waren wir auch miteinander verbunden in unseren Träumen, in denen wir nach neuen Erinnerungen an unsere verlorenen Mütter suchten. Kinder brauchen ihre Eltern, in welcher Form sie auch zur Verfügung stehen, und ich

schauderte einen Moment, als ich an einen meiner Träume vor ein paar Nächten zurückdachte.

Kinder brauchen ihre Mütter.

Paul fuhr fort, sein Bild zu erklären.

»Sie holte mich in der Nacht und führte mich durch einen Wald.« Er deutete dabei in seiner Zeichnung auf den unberührten Wald hinter dem Haus. »Der Wald wurde zu einem Obstgarten, und da stand ein großes Haus. Mutter sagte, wir könnten jetzt nicht hineingehen. Wir müssen das in der Wirklichkeit tun, nicht im Traum. Und sie sagte,

dass sie auf uns warten würde.«

Die Detailliertheit seines Traumes war entnervend. Ich faltete meine Hände auf dem Pult und musterte den jungen Mann eingehend.

»Warum würde sie das tun?«

Er blickte in Gedanken versunken zu Boden. Der Blick seiner großen blauen Augen war auf nichts Bestimmtes gerichtet. Ohne aufzublicken sagte er: »Sie vermisst uns.«

Diese drei Worte trieben mir fast die Tränen in die Augen. Die Jahre des Kummers über den Verlust

meiner eigenen Mutter schnürten mir schier die Kehle zu und brannten in meinen Augen, wie man es spürt, wenn man weinen möchte.

»Paul«, sagte ich mit bebender Stimme, »deine Mutter ist tot.«

Er blickte schließlich auf. Ein wissender Ausdruck stand in seinem Gesicht, den ich nie an jemandem zu finden gedacht hätte, der erst dreizehn wurde. »Ich weiß. Aber hin und wieder, wenn wir im Dorf sind und ich den Rücken einer Dame mit langem schwarzen Haar sehe, hoffe ich immer, dass sie es ist und dass

alles, woran ich mich erinnere, falsch ist. Dass sie noch lebt. Dass alles nur ein Missverständnis war.«

Das war fast dasselbe wie das, was mir sein Vater in jener ersten Nacht im Musikzimmer erzählt hatte. Wir blickten einander stumm an, bis James es müde wurde, nicht der Mittelpunkt zu sein, und sagte:

»Können wir gehen?«

»Essen gibt es erst in zwanzig Minuten«, erinnerte ich ihn.

»Nicht zum Essen. In den Wald.« Er deutete auf die Karte, die sein Bruder gezeichnet hatte.

»Weshalb denn?«

Der Junge zuckte die Schultern.
Sein älterer Bruder meinte: »Sind
nicht manche Träume wahr?«

Ich wollte, dass die Buben den Gedanken erleichternd fanden, dass ihre Träume nicht wirklich waren. Aber ich hatte nicht erwartet, dass sie den Gedanken, dass sie es sein könnten, so viel tröstlicher finden würden. Wenn ich sie in den Wald mitnahm, würden sie dort nichts finden und gezwungen sein, den Tod ihrer Mutter zu akzeptieren. Wenn ich es nicht tat, würden sie sich wahrscheinlich bei irgendeiner Gelegenheit mit der Karte

davonschleichen, und dass die Jungs unbeaufsichtigt in die Wildnis rannten, war das Letzte, was ich wollte. Es gab nur den einen Weg: Ich selbst führte sie in den Wald, konfrontierte sie mit der Realität des Todes und kümmerte mich um die Konsequenzen, wenn es so weit war.

»Ich schätze, wir könnten heute Nachmittag draußen essen. Ein Picknick würde Spaß machen.« Bei der Erwähnung von Essen umklammerte James wieder seinen Bauch und gab sich größte Mühe, mitleiderregend auszusehen. Paul

blickte stirnrunzelnd auf seine selbst gezeichnete Karte, sagte aber nichts.

»Würde das euch beiden Spaß machen?« Der ältere Junge faltete die Karte sorgfältig und steckte sie in seine Tasche. »Ja, danke.« Er lächelte bedächtig. Mir begann aufzufallen, dass er undurchschaubar sein konnte, wenn er es wollte. Das war eine unnatürliche Fähigkeit für jemanden seines Alters, und ich nahm mir vor, ihn eingehender zu beobachten.

»Können wir jetzt gehen?«, quengelte James. Er nahm mich an

der Hand, bevor ich etwas sagen konnte, und führte mich in den Salon hinunter, wo ich sie zu warten bat, während ich unser Picknick mit Mrs. Mulbus aushandelte.

Glücklicherweise war Jenny im Dorf, um etwas zu besorgen, deshalb entfiel das übliche Streiten und Schreien, das bei jedem Besuch in der Küche zu hören war.

Stattdessen sang mir Mrs. Mulbus ein Klagelied über die Säumigkeit und Faulheit des Küchenmädchen vor. Da ich ihr voller Mitgefühl zuhörte, füllte sie mir gern einen Korb mit belegten Schnittchen,

Scheiben von gebratenem
Hühnchen, Brot, Käse, Pastete und
Obst für unseren
Nachmittagsausflug. Sie brachte mir
sogar eine feste Decke dafür.

Ich holte die Buben. Wir verließen
das Haus durch den Hinterausgang
und fanden einen geeigneten
Grasfleck am Rand des Waldes,
auf den noch die Sonne schien.
Trotz des bevorstehenden Winters
war es ungewöhnlich warm. Ich
breitete die Picknickdecke aus und
packte den Korb aus. Während wir
unsere Mägen füllten, maßen die
Äste die Länge unserer Mahlzeit wie

eine Sonnenuhr. Als wir fertig waren, sank ich zurück in das hohe Gras und lächelte der Sonne zu. Die Kinder tanzten um mich herum wie Riesen zwischen den verblühten Blumen, glücklich und satt, und ließen sich schließlich atemlos und mit geröteten Gesichtern und Grasflecken auf der Kleidung auf den Boden fallen.

»Jetzt liegen wir alle da!« James kicherte in den Saum meines Kleides, während Paul sein Bein drehte, als wollte er es abreißen. Der kleine Junge kreischte, und ich setzte mich mit einem

dramatischen Seufzer auf.

»Paul, was machst du denn mit dem Bein deines Bruders?«

»Es ist nicht abgerissen, als ich daran zog.«

»Ich halte es für schwierig, unseren Ausflug fortzusetzen, wenn du das Bein deines Bruders dabei herumtragen musst.«

»Ja, wahrscheinlich, aber er gibt mir meine Karte nicht zurück.«

»James ...«

»Aber ich will sie mir ansehen.«

»Ich habe das Gefühl, ich habe noch nicht vermocht, euch die Wichtigkeit des Miteinanderteilens

zu lehren. Es ist vielleicht Zeit für ein altkluges kleines Lied.«

James kam auf die Beine und kreischte mehr, als er sang, eine Reihe von spitzen Lauten, die trotz des Klingelns, die sie in meinen Ohren hinterließen, die Vertrautheit und Zuneigung verrieten, die zwischen uns in den Wochen nach Nanny Prums Tod entstanden war. Paul presste die Hände an die Ohren und versuchte, seinen Bruder zu Fall zu bringen. »Ja, lauf nur! Du hast gehört, was ich gesungen habe. Aber du solltest inzwischen wissen, dass ich mit Drohungen und

Tricks bei unbeschreiblich beschränkten Kindern mehr erreiche.«

James hielt an und drehte sich um. »Was ist beschränkt?«

Ich sprang auf und schnappte mir die Karte aus den Händen des Jungen. Ich war so schnell, dass er es erst mitbekam, als ich die Zeichnung seinem Bruder reichte.

»Paul, was bedeutet beschränkt?«

»Dass wir noch viel über die Welt zu lernen haben.«

»Ja, das trifft es recht gut, schätze ich.« Ich küsste James auf

den Kopf und hob ihn hoch, so dass seine Beine um meine Hüften lagen. Er blickte finster, aber er schlängelte trotzdem die Arme um meinen Hals.

»Also, wo müssen wir hin?«

Paul hielt die Karte dicht an sein Gesicht. Sie war unheimlich genau.

»Dort drüben, in den Wald hinein.«

»Dann los.« Ich setzte James neben seinem Bruder ab und räumte die Überreste des Picknicks in den Korb. Als wir das Feld verließen, verschwand die Sonne hinter den knorriigen Bäumen und

der Boden wurde uneben. Wurzeln und Steine ragten aus der Erde, die groß genug waren, dass man darüber stolperte, oder klein genug, dass sie sich an den Schuhen verfingen.

»Paul, wie weit noch?«, fragte ich ein wenig nervös, als die Schatten länger wurden.

»Es war nicht weit in meinem Traum.«

Ich schwieg einen Moment, bereit, die Wirklichkeit für sich sprechen zu lassen, wenn sie den Vorhang der Hoffnung zur Seite riss und die grausame Tatsache des

Todes enthüllte, der die Kinder bisher ausgewichen waren. Dass James wenigstens bei seiner Mutter gewesen war, als sie starb, zeigte nur zu deutlich, welche Macht das Herz über den Verstand besitzen konnte. »Und was wirst du tun, wenn dort nichts ist?«

»Ich werde weiter träumen.« Paul sagte das gleichmütig, ohne seinen Eifer zu verlieren, und stapfte weiter entschlossen durch Buschwerk, über moosbedeckte Steine und morsche Stämme. Ich hielt James' Hand und setzte meine kleine Lektion fort.

»Träume sind mir das Liebste auf der Welt. Manchmal werden sie sogar wahr, aber manchmal müssen wir lernen, wann es Zeit ist, aufzuwachen.«

Paul beachtete mich nicht und deutete aufgeregt auf etwas vor uns.

»Dort!«

Der Pfad fand an einem kleinen Bach ein Ende, setzte sich aber am anderen Ufer fort und verlief um ein gewaltiges Wurzelgeflecht am Fuß einer alten Eiche. Was immer sich jenseits des prächtigen Baumes befinden mochte, blieb hinter

dichten Nebelschwaden verborgen. James riss sich los, sprang über den Bach und verschwand im Nebel, bevor ich ihn aufhalten konnte.

»James!«

Ich raffte rasch mein Kleid bis zu den Hüften hoch und sprang über den Bach und winkte Paul, mir zu folgen. Gemeinsam verfolgten wir seinen Bruder in den Nebel.

Die Luft um uns herum wurde klamm und blieb es auch, als der Nebel endete. Wir standen nun mitten in einem großen Obstgarten.

Obgleich es noch einen Moment zuvor Tag gewesen war, hing der

Mond tief am Himmel, größer, als ich ihn je gesehen hatte. Er war so gewaltig und stand so nah über der Erde, dass ich glaubte, ich könnte emporgreifen und ihn zurückstoßen, wohin er gehörte, hoch hinauf auf den schwarzen samtenen Mantel der Nacht.

»Hier ist es Nacht.« Paul fröstelte in der kühlen Luft.

»Vielleicht habe ich mich in der Zeit vertan ...«, sagte ich unsicher. Ich nahm seine Hand ganz fest in meine und begann zwischen die niedrigen Obstbäume hineinzugehen. »Wir müssen deinen

Bruder finden.«

Paul blieb schweigsam, als wir dahinschritten. Seine Fingerknöchel waren weiß, als er auf die Schatten zwischen den Reihen der Bäume blickte, die sich uns in gieriger Erwartung entgegenzustrecken schienen.

»Ist das der Ort, von dem du geträumt hast?«

Paul zitterte in der kalten Luft, starrte auf den mächtigen Mond am Himmel und schüttelte langsam seinen Kopf.

»Nein. Da war ein Obstgarten, aber er sah anders aus.«

Normalerweise wäre mein Interesse an solch einem plötzlichen Wechsel der Landschaft – und offenbar auch der Zeit – sehr groß gewesen, aber ich sorgte mich um James. Mein Herz begann, mir heftig in den Ohren zu hämmern und in meinem Körper zu pochen, dass er unter jedem Schlag zu erzittern schien. Ich wehrte mich gegen die Panik. Stattdessen spürte ich, dass ich die Dinge um mich herum klarer wahrnahm; die Luft, die Nebelschwaden hinter einem fernen Baum, das Rascheln der Zweige hinter uns, die Bewegung

der Schatten in unsere Richtung. Ja, die gesamte äußerst fremdartige Natur des Ortes, zu dem uns Pauls Karte geführt hatte, drängte sich mir in aller Klarheit auf.

»James!«

Weder schallte meine Stimme durch die Luft, noch hörten wir das Geräusch unserer Schritte auf dem harten, kalten Boden. Dennoch hörte ich nicht auf zu rufen, bis meine Stimme heiser war. Ich zog Paul mit mir, dem jedes Mal der Atem stockte, wenn er zurück in die Richtung blickte, aus der wir gekommen waren, und nichts als

eine undurchdringliche Dunkelheit sah. Die Finsternis war so undurchsichtig und fühlbar wie der Nebel, der uns bei unserer Ankunft in diesem seltsamen finsternen Land empfing. Sie wuchs um uns und hinter uns und schob uns auf ein Ziel zu, an das keiner von uns zu denken wagte.

»Charlotte ...«

»Wir kehren um, sobald wir deinen Bruder finden.«

Ich hielt auf einem breiten Weg an. Das schien die Hauptdurchfahrt zu sein. Ich blickte in beide Richtungen und überlegte, in

welche James gelaufen sein könnte. Hinter mir drückte sich Paul an den nächsten Baum, als wolle er sich vor der kriechenden Dunkelheit verbergen. Dünne Äste und Zweige knackten und brachen rings um seinen Körper, und sein Kopf streifte eine tief hängende Frucht heftig genug, dass sie abriss. Sie fiel in seine Hände.

Sie war etwa von der Größe und Form einer Grapefruit. Er schien zu spüren, dass etwas nicht stimmte, denn er sah voll Furcht zu mir hoch. Die Frucht zitterte und begann, sich mit einem matschigen, berstenden

Ton von innen heraus aufzurollen. Ein Geruch von Pfirsichen lag in der Luft, als das Ding in seinen Händen seine Arme und Beine aus dem fleischigen Inneren löste und seinen Kopf von der Haut losriß. Ein Babygesicht blinzelte uns mit blassblauen Augen an. Paul ließ es mit einem Ausdruck absoluten Entsetzens fallen und wich zurück. Er starnte wie gelähmt auf das Ding, das auf den Rücken fiel, geschützt durch die einstige ledrige Haut der Frucht.

Es lächelte ihn mit scharfen Zähnen an.

Paul stieß einen spitzen, durchdringenden Schrei aus, der die letzten Fetzen seiner jugendlichen Beherztheit und Neugier fortfegte und seine Beine mit panischem Leben erfüllte. Er schoss an mir vorbei. Er wich den Bäumen aus, ohne sie, oder gar die Früchte, direkt anzusehen, aus Angst, sie könnten den Blick erwideren. Seine schreiende Stimme schallte nicht durch die Luft; sie fand keinen Widerhall, stieß nur in ihn selbst zurück wie der Schnabel eines Geiers, der von toten Dingen lebt. Es war, als verschlinge sie seine

letzte Hoffnung, jeden vernünftigen Gedanken, jeden Instinkt außer dem einen, der ihm riet, zu laufen, so lange seine Beine ihn trugen.

Ich hastete hinter ihm her, immer seiner Stimme nach, auch wenn die Bäume sie dämpften. Doch da er geradeaus lief, konnte ich ihn schließlich einholen, als er am Ende des Obstgartens keuchend vor einem großen, prachtvollen Haus innehielt.

Die Haustüren des Anwesens standen offen, und gegen das Licht, das ebenso ruhelos über die Schwelle fiel, wie die Dunkelheit im

Obstgarten wogte, hob sich eine Frau ab. Selbst aus der Entfernung war sie groß und königlich. James war bei ihr und klammerte sich um ihre Mitte, als sie langsam und mit Bedacht die Stufen herabglitt. Die wunderschöne Traumgestalt strich Paul mit einem besorgten Lächeln auf den Lippen übers Gesicht. Alle Panik war aus ihm gewichen, und er schluchzte so laut an ihrer Schulter, dass es nichts mehr zu bezweifeln gab, als er deutlich und ohne Zögern seufzte:

»Mutter!«

FÜNFTES KAPITEL

Geschäfte mit den Toten

Einen Moment lang stand ich keuchend vor dem großen Haus. In meinen Gedanken herrschte Chaos. Ich suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, mit den Kindern zu fliehen. Lily Darrow war tot. Dafür gab es Zeugen und ein Begräbnis. Es gab ein Gemälde, das über dem Schreibtisch im Arbeitszimmer ihres Mannes hing, das Porträt einer schwarzhaarigen Frau mit

funkelnden Augen, die gesprungenen Jadesteinen glichen, und einem amüsierten Ausdruck gespielter Überlegenheit. Jenes Bild, vor dem er stundenlang saß, wenn er sich von den Dienern unbeobachtet fühlte. Dennoch war die Ähnlichkeit so verblüffend, dass ich mich von dem Gedanken nur schwer befreien konnte, dass sie möglicherweise doch die verstorbene Mrs. Darrow sein könnte.

Sie hatten ihren Tod beweint. Was für eine Ehefrau und Mutter würde ihrer Familie die Trauer und

den Schmerz über ihren Tod zumuten, wenn sie nicht wahrhaftig tot war? Es war unvorstellbar. Es konnte nur Betrug sein, eine grausame Schwindlerin, die mit den Gefühlen der Kinder spielte. Das würde ich nicht länger zulassen.

Paul schluchzte an der Schulter der Frau und bat sie weinend um Verzeihung: »Es tut mir leid, dass ich nicht da war, es tut mir so leid ...«, während sie seinen Kopf streichelte und ihn tröstete. Ich wollte auf sie zugehen, als ich die zerknitterte handgezeichnete Karte des Waldes auf dem Boden

zwischen den Obstbäumen liegen sah, eine Karte, die aus Fetzen von Träumen entstanden war. Wie konnte jemand den Jungen solcherart beeinflussen, uns in den Wald zu führen? War so etwas überhaupt möglich? Es gab so viele Fragen, und alle wurden von dem einen Gedanken überschattet, den ich nicht ignorieren konnte. Leise, aber nachdrücklich sagte ich:
»Niemand kommt je zurück.«

James, der seinen Kopf an das Kleid der Frau geschmiegt hatte, hob sein Gesicht und blickte sie lange an, bevor er mit einem

verwirrten Gesichtsausdruck meinen bittenden Blick erwiderte. In seinen Augen konnte ich erkennen, dass er überzeugt war, die Frau, an die er sich klammerte, sei seine Mutter.

Paul machte keine Anstalten, sich von ihr zu lösen. Alles, was er erhofft hatte, war Wirklichkeit geworden. Er war aus seinem Alptraum erwacht, und alles war nur ein schreckliches Missverständnis gewesen. »Aber sie hat es getan. Sie ist wieder am Leben.«

Die Frau fuhr mit den Fingern durch Pauls Haar und hob sein Kinn,

so dass sie in seine Augen blicken konnte. »Nein, mein lieber Junge, das bin ich nicht.«

Das Glück schwand aus seinem Gesicht. Langsam wich er vor ihr zurück und zog seinen kleinen Bruder mit sich. Ich packte sie beide an den Schultern, ein wenig größer als beabsichtigt, und hielt sie eisern fest.

Das große Haus vor uns war einladender als die beängstigende Dunkelheit des Obstgartens, wo sich die Schatten zuckend über den Boden wanden, aber ich würde nicht zögern, diesen Fluchtweg zu

wählen. Ich betrachtete die Frau, die sich als Lily Darrow ausgab. Wenn man mich fragte, würde ich leugnen, dass ich auch nur im Entferntesten an Geister glaubte, aber was war dann wohl der Mann in Schwarz? Ein geheimnisvoller Totengeist, der Leichen begleitete, war ebenso unwahrscheinlich wie die Wiedererweckung einer zu früh verstorbenen Mutter. War sie eine Betrügerin, ein Geist oder etwas ganz anderes?

Mein Herz schien seinen Halt verloren zu haben und in mir hinabzustürzen, und mir wurde mit

einigem Widerwillen klar, dass ich in Kürze auf eine Weise in Panik geraten würde, wie ich es bei anderen Frauen gesehen hatte, wie es vielleicht von mir erwartet wurde. Ich weigerte mich, in Ohnmacht zu fallen. Das Blut hämmerte gegen meine Schläfen, und die beängstigende Leere, die ich in mir spürte, begann anzuschwellen und sich zu etwas Festem und Greifbarem zu wandeln. Den Kindern würde nichts geschehen – ich würde es nicht zulassen, würde nicht zögern zu handeln, würde auch vor Gewalt

nicht zurückscheuen, wenn es notwendig werden sollte. Dies war ein ganz seltsames Gefühl, wie ich es nie gekannt hatte. Wir befanden uns in Gefahr, in echter Gefahr, und es war so befriedigend, zu wissen, dass ich dieser Herausforderung gewachsen war.

Vielleicht sah die Frau diese Furchtlosigkeit in meinem Blick, der, wie ich glaubte, ziemlich hart und hitzig geworden war, denn sie seufzte, und ihr selbstsicheres, Achtung gebietendes Auftreten schwand dahin. Sie faltete ihre Hände wie die Frau in dem Porträt,

und eine Spur Verzweiflung war in ihrem Blick.

»Bitte. Ich bin zu euch zurückgekommen.« Sie machte einen Schritt nach vorn, und die Jungs drückten sich fester an mich. Die Frau hielt an und lächelte schwach. »Ich nehme an, ich hätte es wissen sollen. Ich war schon so lange von euch beiden fort.«

»Und von Vater.« Paul ließ mich los, aber er hielt Abstand zu der anderen Frau. Er sprach mit einer Spur Schärfe. Bei der Erwähnung Mr. Darrows blickte die Frau rasch und beinah angstvoll zum Haus

zurück und wandte sich dann wieder Paul zu.

»Bitte, seid mir nicht böse. Ich wollte euch nie verlassen, deshalb bin ich ja zurückgekommen. Ich wäre so gern wieder in Everton, aber es gab ... Regeln, an die ich mich halten musste.«

»Komm jetzt nach Hause.« James ließ mich los und stellte sich an die Seite seines Bruders. Die Frau schüttelte den Kopf.

»Hier ist jetzt mein Zuhause, und ihr seid hier immer willkommen.« Dabei deutete sie auf das große Haus hinter sich. Die Buben blickten

einander an und dann zu mir, aber ich war keineswegs überzeugt.

»Vergeben Sie mir meine Skepsis«, sage ich und bemühte mich, das brennende Fleisch und das kochende Blut unter meiner Haut zu beherrschen. »Aber wie können wir sicher sein, dass Sie wirklich Lily Darrow sind und nicht eine Betrügerin, die uns schaden will?«

»Ich sehe, dass mein Mann eine gute Wahl getroffen hat.« Sie hielt vielsagend inne, und ich verstand sie sehr wohl. »Wenn das meine Absicht wäre, würde ich Sie wohl

kaum bitten, mir meine Geschichte zu glauben. Hätte ich nicht viel eher etwas getan, das für Ihre Meinung spricht?«

»Ich maße mir nicht an, die Beweggründe der Toten zu verstehen.«

»Eine weise Entscheidung. Dann glauben Sie mir also?«

Ich bedachte sie mit einem kalten Blick und wechselte das Thema.

»Dieser Ort ist schwerlich für Kinder geeignet.«

»Wie können Sie so sicher sein? Sie waren noch nicht drinnen. Das Haus Darkling kann alles sein, was

man daraus machen möchte.« Zu meiner Bestürzung gewann sie ihre Zuversicht wieder zurück. Eine Spur Lächeln über ihre eigene Klugheit spielte um ihre Lippen. Ich hatte genug von ihr. Ich drückte die Kinder an mich und begann langsam, in den Obstgarten zurückzugehen. Die Frau rief uns nach. Verzweiflung klang nun wieder in ihrer Stimme, und nur so wollte ich mich ihr stellen.

Verzweifelte Menschen machen leichter Fehler.

»Bitte! Geben Sie mir eine Chance, es zu beweisen. Fragt mich

irgendetwas, das nur Lily Darrow wissen kann.«

Ich hielt am Rand des Obstgartens an und drehte mich langsam um und zermarterte mir den Kopf nach jedem kleinen Detail, das ich über die verstorbene Frau meines Arbeitgebers erfahren hatte. Paul sprach, bevor ich Worte fand.

»Wie hieß das Lied, das du uns zum Einschlafen immer vorgesungen hast?«

Die Frau lächelte und schloss einen Moment ihre Augen, als lauschte sie auf die Musik des

sanften Windes, der durch den Obstgarten zu wehen begann und die Früchte an den Ästen schaukelte.

»Immer abends in Everton. Wir haben es uns gemeinsam ausgedacht, und es war jeden Abend anders, je nachdem, was während des Tages alles geschehen war.«

Das reichte beiden Kindern als Beweis. Sie liefen zu ihrer Mutter zurück und umarmten sie innig, voller Bedauern, dass sie je an ihren Absichten gezweifelt hatten. Ich andererseits begrub meine

Zweifel nicht so rasch und blieb vorsichtig, auch wenn die unmittelbare Gefahr vorüber zu sein schien. Wenn jemand starb, konnte er nicht zu seinen Kindern zurückkehren. Aber wenn das für Lily Darrow irgendwie aufgehoben schien – und davon war ich ebenso wenig überzeugt wie davon, dass das alles hier nicht ein aufwändiger Trick war, um sich der Kinder eines reichen Witwers zu bemächtigen – dann fragte ich mich, weshalb das nicht auch einer von meinen geliebten Verstorbenen vermochte? Aus diesen Überlegungen heraus,

und nur aus diesen, folgte ich ihnen mit beklemmenden Gefühlen in das große Haus. Ich dachte an jene, die ich verloren hatte, und hoffte wider alle Hoffnung, dass irgendeine Wahrheit in den Worten der Frau lag und dass das Haus mehr als nur eine Seele von Verstorbenen beherbergte.

Der Salon war klein und heimelig. Holzpaneele verkleideten die Wände und kunstvolle Gobelins zeigten ein Zimmer, in dem sich eine Schar seltsamer Wesen versammelt hatte, die vielleicht

irgendeiner obskuren Mythologie oder Religion entstammten, mit der ich nicht vertraut war. Je länger ich auf den Stoff blickte und die komplexen Muster betrachtete, desto deutlicher erkannte ich, dass sie sich veränderten. Die Wandbehänge stickten sich neu, von links nach rechts, und formten neue Figuren, bis ich mich selbst und die Kinder als sorgfältig ausgearbeitete Stickereien wiedererkannte. Es wurde offensichtlich, dass die Frau, die sich als Lily Darrow ausgab, nicht einmal die ungewöhnlichste

Bewohnerin des Hauses wäre, wenn ihre Geschichte der Wahrheit entsprach.

Ein kurzarmiger Kronleuchter hing von der Decke und verbreitete ein mattes gelbliches Licht. Ich saß auf der Kante eines dicken ledernen Lehnsessels, darauf bedacht, mich nicht so weit zurückzulehnen, dass es mir schwer fallen würde, aufzuspringen, sollte sich die befremdliche Situation weiter meiner Kontrolle entziehen – was ich keinesfalls zulassen würde. Verwirrt stellte ich fest, dass die Polsterung größer wurde, als wollte

der Sessel auch gegen meinen Willen versuchen, es mir bequem zu machen. Konnte man ein Möbelstück verärgern? Ich trat mit meinem rechten Fuß gegen das Bein hinter mir. Sofort nahm der Sessel seine Ausgangsform wieder ein.

Bevor sich Mrs. Darrow setzte, berührte sie drei der Paneele an der Wand. Jedes öffnete sich und offenbarte verschiedene Bestandteile eines Gedecks für den Nachmittagstee. Sie nahm Tassen und einen dampfenden Topf aus dem ersten, ein Stehtablett mit

Schnittchen und Brötchen aus dem zweiten, einen Schokoladenkuchen aus dem letzten.

Ich wehrte mich gegen ein plötzliches Sympathiegefühl, als ich sah, dass der Kuchen der gleiche war, den Mr. Darrow beim Mitternachtstee auf seinem Teller gehabt hatte. Und wie ihr Mann ließ sie ihn ebenso auffällig unberührt am Rande des Tisches stehen. Vor meinem inneren Auge sah ich sie beide in verschiedenen Häusern sitzen, Mr. Darrow in Everton und Lily an diesem Ort, den sie Darkling nannte. Beide starrten sie auf die

leeren Stühle, in einer quälenden Stille, mit Teekuchen auf ihren Tellern, die wie Opfergaben an Erinnerungen wirkten, die noch nicht erloschen waren.

Ich beobachtete die Buben eingehend, als sie neben der Frau, die behauptete, ihre Mutter zu sein, auf dem Plüschdiwan vor dem steinernen Kamin saßen. Die Flammen veränderten ihre Form und warfen die Schatten zuckender Tiergestalten auf die rückwärtige Wand. Die Kinder bestaunten den Trick lange, bis ihnen schließlich die Augen zufielen, während die

angebliche Mrs. Darrows ihrerseits mich beobachtete. Ihre Augen funkelten im Feuerschein, gefährlich und silber-grün wie die einer Katze.

»Ihr Tee wird kalt.« Beide Buben waren fast eingeschlafen auf ihrem Schoß; selbst Paul, der eigentlich zu alt dafür war, auf dem Schoß der Mutter zu sitzen.

Ich blickte auf den Teller und hob die Tasse an die Lippen, wobei ich darauf achtete, dass sie geschlossen blieben, so dass nichts von der Flüssigkeit in meinen Mund gelangen konnte. Ich fühlte, dass meine Lage bereits ungünstig war,

wenn uns die Frau wirklich schaden wollte, das durfte ich nicht vergessen. Und wenn ich wahrhaftig mit einer toten Frau im Salon saß, in einem fremdartigen Land voller Schatten, die krochen, und mit Früchten, die Arme und Beine hatten, dann wollte ich wenigstens nicht einer möglicherweise vergifteten Tasse Tee zum Opfer fallen.

Ich setzte die Tasse wieder ab und stelle sie zurück auf den Teller auf meinem Schoß. Die andere Frau wandte ihren Blick von mir und starnte ins Feuer.

»Geht es meinem Mann gut?«

Der Klang ihrer Stimme war emotionslos und schwer zu deuten. Er erinnerte mich an den von Paul.

Ich überlegte, bevor ich antwortete. Eine vage, nichtssagende Antwort mochte weitere Fragen herausfordern, aber eine ausführliche würde vielleicht auf eine tiefere Beziehung hindeuten, als der Fall war.

»Ich bin jetzt seit neun Monaten bei Ihrer Familie, und in dieser Zeit habe ich Ihren Mann als zwei sehr verschiedene Menschen kennen gelernt. Der eine Mann lächelt,

wenn jemand etwas Kluges sagt, und isst mit demselben Heißhunger wie der Gärtner. Aber dann gibt es Zeiten, da sieht er etwas, entweder im Haus oder in den Buben, das seine Gedanken fortwandern lässt. Er ist mein Arbeitgeber, und ich maße mir nicht an, ihn zu kennen, so wie man einen Freund kennt. Aber wann immer er in diesen Zustand gerät, dann habe ich den Eindruck gewonnen, dass er an Sie denkt. Dann gibt er sich einer Traurigkeit hin, und ich glaube, dass er immer diese zweigeteilte Person bleiben wird. Die eine ringt

um Lebensfreude, die andere versinkt in Kummer.«

Mrs. Darrow wandte den Blick nicht vom Feuer ab. Ihre Brust hob und senkte sich in der unbehaglichen Stille, die nur von den Umgebungsgeräuschen des Zimmers unterbrochen wurde – die Funken prasselten im Kamin, die Standuhr schlug, etwas schlurfte über den Boden in einem der oberen Zimmer des großen Hauses. Ich hob meine Tasse erneut an den Mund, gab vor zu trinken und setzte sie wieder ab.

»Sie sind sehr gründlich, Mrs.

Markham.«

»Man hat mir schon immer gesagt, dass ich eine sehr neugierige Frau wäre. Ich betrachte das als Kompliment. Die kleinen Details des Lebens haben mich schon immer fasziniert. Wie auch die des Todes.« Ich stellte meine Tasse auf den Tisch zwischen uns und erhob mich, um durch das Zimmer zu gehen. Ich entdeckte ein Bücherregal voll obskurer Schriften, deren Titel in einer fremden Sprache waren, die mir gänzlich unbekannt war. Ich strich mit den Fingern liebevoll darüber und

drehte mich zu Mrs. Darrow um.

»Ein solches Detail, das meine Neugier gegenwärtig ganz besonders weckt, ist der Umstand, dass ich ein Gespräch mit der verstorbenen Gemahlin meines Arbeitgebers habe.«

Die Frau lächelte, und die stoisch bewahrte Haltung, die sie bis jetzt bei ihrem Auftreten gezeigt hatte, schmolz ein wenig dahin. Sie wand sich behutsam unter den Kindern heraus und ging zum Kamin, eine dunkle Silhouette, deren Augen im Feuerschein leuchteten.

»Sie hatten Recht, mir zu

misstrauen.«

»Die Kinder glauben Ihnen. Wer bin ich, dass ich Ihnen widersprechen könnte? Aber Sie sind schließlich gestorben.«

»Das bin ich.«

»Und wie ich schon zuvor sagte: Niemand kehrt je zurück.«

»Und doch bin ich hier.«

»Aber warum Sie?«, fragte ich ruhig und hoffte, die neidvolle Neugier zu verbergen, der meine Zuversicht gewichen war.

Sie wandte den Blick nicht vom Feuer, als sie fortfuhr.

»Anfangs, als ich krank wurde,

sagte ich allen, die mir zuhörten, dass ich meine Krankheit besiegen und nur eine volle Genesung akzeptieren würde, weil Gott mich prüfte. Ich hielt mich an die Ratschläge des Arztes: Ich nahm weiter meine gesellschaftlichen Verabredungen wahr, ich aß gut, trieb regelmäßig Sport, und dennoch wurde ich jeden Tag schwächer.

Vom Essen begann mir übel zu werden, und ich vermochte bald nicht mehr aus eigener Kraft zu stehen. Ich war schließlich ans Bett gefesselt und siechte langsam

dahin, bis ich nur noch Haut und Knochen war. Die Leute kamen zu mir ans Bett und flüsterten mir aufmunternde und ermutigende Worte zu, doch das war kaum tröstlich, als ich erblindete, und noch weniger, als ich auch das Gehör verlor.

Man könnte denken, dass ein Mensch in solch einem Zustand in der Dunkelheit verloren wäre. Aber ich konnte noch fühlen. Ich konnte noch riechen. Ich wusste, wenn meine Familie bei mir war, wenn Henry mich auf die Stirn küsste oder eine Haarsträhne aus meinem

Gesicht strich, wenn James meine Hand in seine nahm und mir Gesellschaft leistete, so wie ich auch wusste, dass Paul es nicht über sich brachte, mich in diesem Zustand zu sehen. Ich wusste, dass ich sterben würde und dass sie mich vermissen würden, doch der Tod war etwas, dass ich mit jedem Tag mehr und mehr herbeisehnte.

Das Atemholen fiel mir immer schwerer, und das trieb mich fast in den Wahnsinn. Selbst in meinem Delirium entging mir nicht die Ironie, dass etwas, das einen mit Leben erfüllt, das Unerträglichste

im Leben werden konnte. Die Abstände zwischen jedem Atemzug wurden länger und länger, wie Geburtswehen für meinen eigenen Tod, bis ich endlich aufhörte.

Ich erkannte, dass ich gestorben war, als ich die Augen öffnete und sehen konnte. Vor mir stand ein völlig unauffälliger und bedeutungsloser Mann in einem schwarzen Anzug und einer Melone und streckte mir seine Hand entgegen. Er sagte nichts, aber das brauchte er auch nicht. Ich wusste, wer er war und was er von mir erwartete. Befreit von der Krankheit

fühlte ich mich wie wiederbelebt, erleichtert fast, und dennoch ... etwas flüsterte mir zu, eine Stimme aus dem Ort zwischen Leben und Tod. Sie sprach zu mir, während der Tod schwieg, und sagte mir, dass zu jeder Regel auch Ausnahmen möglich waren. Sie erzählte mir die Geschichte meines Lebens, eine, die nicht mit einer Frau auf dem Krankenbett endete.

Der unscheinbare Mann in dem gewöhnlichen schwarzen Anzug begann zu verblassen und in einem Korridor aus Licht zu verschwinden. Die Stimme hingegen wurde

kräftiger, bis eine Hand erschien,
die mich irgendwo anders
hinführte ... an einen Ort für die
Dinge, die nicht sterben.«

Ich spürte einen kalten Schauder.
Ich stand nah am Fenster. Es war,
als drückte die Dunkelheit draußen
dagegen. Das Glas schien sich
stöhnend zu biegen.

»Und jetzt stehen Sie hier«,
flüsterte ich.

»Kinder brauchen ihre Mütter,
kleine Jungs ganz besonders.«

Bei dieser Redewendung stockte
ich. Der alte Alptraum vom Tod
meiner Mutter kam mir in den Sinn,

ebenso die Stimme der geheimnisvollen Frau aus meinem Traum, die, wie jetzt offensichtlich wurde, wie die von Mrs. Darrow klang. Mein Herz schlug heftiger mit einer Mischung aus Wut und Furcht. Ich ging zu den schlafenden Kindern.

»Die Kinder können nicht hier bleiben. Es ist nicht sicher.«

»Nichts auf diesem Anwesen würde den Kindern ein Leid zufügen.«

»Und ihrer Gouvernante?«

Mrs. Darrow, die ich nun nicht länger für jemand anderen hielt,

trat zu mir und legte ihre Hand auf meine. Sie fühlte sich warm an, wärmer als die jeder anderen lebenden Person, der ich je begegnet war. Ich blickte auf die schlafenden Kinder zwischen uns, und ich entspannte mich einen Augenblick.

»Ich werde niemandem etwas zuleide tun«, sagte sie.

Ich blickte der Frau prüfend in die Augen. Etwas Ernsteres, Stilles hatte die katzenähnlichen Eigenschaften abgelöst. Plötzlich erschien mir ihr Eindringen in meinen Traum eher traurig als

bedrohlich.

»Ich habe von Ihnen geträumt.
Sie haben uns hierher gelockt.«

»Ich tat nur, was ich tun musste,
um meine Kinder wiederzusehen.«

»Was wollen Sie denn von
ihnen?«

»Mehr Zeit.«

»Wozu? Sie sind gestorben, und
es kann nicht gesund für sie sein,
ihrer Mutter irgendwo zwischen
Leben und Tod
wiederzubegegnen.«

»Ist es denn schlimmer, als ihnen
zu erlauben, ohne mich
aufzuwachsen? Sie sind eine

professionelle Erzieherin, eine Betreuerin. Sie müssen doch gesehen haben, was mit Jungs passiert, die ihre Mütter verloren haben.«

Scharen von herzlosen, vulgären kleinen Jungs zogen vor meinem inneren Auge vorbei, prügelnd und brüllend, stehlend und spuckend, die nicht einmal davor zurückskreckten Küchenmädchen in der Nacht Gewalt anzutun ...

»Das lässt sich vermeiden.«

»Ja, das ist wahr. Und deshalb bin ich hier. Sie brauchen nicht auf mich zu verzichten. Ich muss nicht

für immer fort sein.«

Ihre Hand ließ mich los und umfasste verzweifelt mein Handgelenk.

»Sie waren nie wirklich fort.«

Mrs. Darrow ließ mich los und blickte wieder ins Feuer. Die Flammen leckten an den verkohlten Holzstücken, die sich zu etwas aufgetürmt hatten, das einem Haus ähnlich sah.

»Ich möchte, dass sie mich besuchen, wenn es möglich ist. Die Zeit vergeht hier anders, und es würde so sein, als ob sie nie fort gewesen wären. Mein Mann würde

es gar nicht merken.«

»Ihn möchten Sie nicht sehen?«

»Er darf es nicht wissen.«

»Er ist verloren ohne Sie.« Meine Kehle war wie zugeschnürt, als ich das sagte.

»Sie dürfen ihm nichts sagen!«

Die Stimme der Frau wurde schrill. Die Buben wachten erschrocken auf.

»Mutter?«

Mrs. Darrow war bei ihnen, bevor sie ihre Köpfe heben konnten, und küsste ihre Gesichter zärtlich, als sie sie vom Diwan aufhob. Ich war wohl auf etwas Wichtiges gestoßen,

vielleicht sogar etwas Machtvoller. Etwas, das sie fürchtete. Und ihre Gefühle für ihren Mann waren offenbar kompliziert. Plötzlich war die Situation überschaubar geworden. Die Frau war nicht anders als andere Personen auch und konnte manipuliert werden, wenn es sich als notwendig erweisen sollte. Ich hatte eine Abgebrühtheit in mir entdeckt, die mich überraschte. Eine derartige Gerissenheit entsprach im Grunde gar nicht meiner Natur, aber ich war auch nie zuvor mit solch einer gefährlichen Situation konfrontiert

worden. Ich fragte mich, ob die Person, in die man sich angesichts einer Gefahr verwandelte, das wirkliche Ich war, oder ob es sich dabei nur um eine Maske handelte, die man aufsetzte, um zu überleben. Wieder durchlief mich ein Schauder.

Die Frau blickte von den Buben zu mir und schenkte dann ihren Kindern ein liebevolles Lächeln.

»Ich fürchte, ich bin sehr müde geworden. Wir müssen den Besuch jetzt beenden.«

»Aber Mutter, wir sind gerade erst gekommen!«

»Bitte, verlass uns nicht!«

Lily und ich blickten einander an, und ich suchte tief in mir nach einer Antwort, die ich nicht eines Tages bedauern würde. Ich zweifelte nicht daran, dass der Umgang mit den Toten nicht ohne Konsequenzen blieb. Aber war es nicht auch eine Chance, so viele Dinge zu lernen? Der Schleier des Todes hatte sich für diese vornehme, schöne Frau gelüftet, die durch solch ein jammervolles Ende auf eine Weise zerbrochen worden war, dass ihr vielleicht selbst die Kinder keine Erlösung bringen konnten. Gab es

noch andere wie sie? Ich versuchte, den Gedanken zu unterdrücken, aber es war bereits zu spät. Er weckte Bilder von Jonathan und meinen Eltern.

Insgeheim bewunderte ich die Kraft Lily Darrows, die Gesetze des Daseins umzustoßen, um einen Weg zurück vom Tod zu finden und um ihre Kinder zu kämpfen. Es lag eine große Kraft in solch einer Liebe, solch einer Überzeugung, solch einer Hingabe. Und gleichzeitig: Welche Verzweiflung, welche Hartnäckigkeit, den unabwendbaren Lauf der Dinge zu

verleugnen, drückte sich darin aus. Ich konnte das Versprechen, das ich ihr nun geben würde, weder ihr noch den Kindern noch meiner eigenen Neugier verwehren, auch wenn ich mir der Gefährlichkeit dieser Zusage durchaus bewusst war: »Das ist nicht der letzte Besuch, und ich glaube, dass wir eure Mutter sehr bald wiedersehen werden.«

»Kann sie nicht mit uns nach Hause kommen?« James schob die Unterlippe vor. Seine Augen füllten sich mit Tränen.

»Oh, mein kleiner Liebling, ich

wünschte mir so sehr, dass ich das könnte. Aber hier ist jetzt mein Zuhause.«

»Können wir nächstes Mal Vater mitbringen?«

»Nein, Paul, ich fürchte, das dürft ihr nicht.«

»Warum nicht?«

»Es ist fast so etwas wie ein Zauber, dass ich bei euch sein kann. Aber wenn ihr es eurem Vater erzählt, dann hört er auf zu wirken. Versteht ihr?«

Beide Buben nickten und umarmten ihre Mutter, schlängten die Arme fest um ihren Hals. Sie

küsste jeden von ihnen heftig auf die Lippen und schob sie dann zu mir.

»Mrs. Markham, es war wirklich ein Vergnügen, Sie kennenzulernen.«

Ich nahm die Hände der Kinder in meine und drückte sie auf der Suche nach weiterer Bestätigung.

»Ganz meinerseits, Mrs. Darrow.«

»Bitte, nennen Sie mich Lily.«

Die Frau geleitete uns aus dem Salon in die Eingangshalle des Hauses Darkling. Viele Stockwerke über uns sah ich jemanden am Geländer der Treppe lehnen, der in

der Düsternis rauchte und uns beobachtete. Doch bevor ich diese Beobachtung verarbeiten konnte, gingen die Türen auf, und die feuchte, kühle Luft des Obstgartens empfing uns. Lily küsste mich herzlich auf die Wange und schob uns durch die Tür hinaus.

»Bitte kommt wieder, sobald ihr könnt.«

Die Buben winkten ihrer Mutter zum Abschied zu. Dann stapften wir den Hauptweg zwischen den Bäumen hinab. Etwas heulte in der Ferne. Der Laut verklang in der kalten Luft. Wir schritten in die

Dunkelheit und durch die vertraute Nebelwand und kehrten zurück in den Sonnenschein und die Welt der Lebenden.

An diesem Abend hatte ich größte Mühe, die Kinder ins Bett zu kriegen. James sang und pfiff und schien nicht müde zu werden. Er hüpfte auf seinem Bett herum und befleißigte sich einer solchen Lautstärke, dass ich schließlich gezwungen war, ihm eine uralte Form einer indischen Tortur anzudrohen, die ich als junges Mädchen in Asien kennengelernt

hatte. Dies löste die unvermeidlichen Fragen nach meinem überseeischen Leben aus, und bald überwog die Neugier die Begeisterung über ihre wiedergefundene Mutter, und sie lauschten meinen Erzählungen über den Fernen Osten, bis ihnen die Augen zufielen.

Ich verließ das Kinderzimmer und tupfte mir mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Ich wollte gerade ins Klassenzimmer gehen, um den Stundenplan für den kommenden Tag auszuarbeiten, als ich erkannte, dass ich nicht allein

auf dem Korridor war.

»Mrs. Markham.«

Ich erschrak, dann lachte ich über mich. Ich war in Gedanken so in den seltsamen Ereignissen des Tages versunken gewesen, dass ich Mr. Darrow hinter mir nicht bemerkt hatte. Der fahle Schein der Gaslichter durchflutete sein blondes Haar. Er war ein hochgewachsener Mann mit schlankem Körper und einem distinguierten, klaren Gesicht, auf das mehr die Bezeichnung schön denn gutaussehend zutraf. Die Art und Weise, wie sein Haar in der

Dunkelheit leuchtete, verlieh seiner Erscheinung etwas Engelhaftes.

»Mr. Darrow! Ich muss mich entschuldigen, ich habe Sie nicht gesehen.«

»Dem Lärm nach zu schließen, haben die Jungs Sie heute Abend auf Trab gehalten.« Er lächelte mich an und deutete in den Korridor. »Würden Sie mich ins Arbeitszimmer begleiten, bevor Sie zu Bett gehen?«

Mein Magen verkrampte sich.
Ahnte er, dass etwas Ungewöhnliches geschehen war?
Oder – meine Gedanken wanderten

zu den geheimen, romantischen Orten, die einem nicht entgingen, wenn man sich nachts durch ein dunkles altes Haus bewegte – mochte er etwas anderes vorhaben? Obgleich ich seine Frau kennengelernt hatte, konnte ich nicht leugnen, dass ich die letztere Möglichkeit ziemlich aufregend fand. Ist es nicht in den meisten Geschichten genau so? Die junge Gouvernante verliebt sich in den attraktiven, verwitweten Arbeitgeber und lebte mit ihm glücklich bis ans Ende ihrer Tage? Wir verdienten beide ein wenig

Glück. Wo selbst die Toten, so schien es mir jetzt, ein Anrecht auf die Dinge hatten, die sie am meisten ersehnten.

»Aber natürlich.«

Die Gaslichter flackerten über uns in ihren gesprungenen Glasschirmen im Kampf gegen die Dunkelheit, in die die Nacht das Haus hüllte. Es erinnerte mich unangenehm an die Zusage, die ich am Nachmittag gemacht hatte. Ich wrang das Taschentuch in meinen Händen.

»Ist alles in Ordnung?« Mr. Darrow hielt an der Tür zu seinem Arbeitszimmer an und berührte

mich fast an der Schulter, aber er fing sich und legte die Hand stattdessen an den Türgriff und öffnete sie. Ich stand mit törichten Gedanken auf dem Gang, versuchte, mich von den Erlebnissen des Tages frei zu machen, und fragte mich, wie sich seine Hand auf meiner Haut angefühlt hätte.

»Ja, alles in Ordnung.« Ich folgte ihm ins Zimmer.

Er saß hinter seinem makellos sauberen Schreibtisch, mit gefalteten Händen, unter dem Porträt seiner verstorbenen Frau.

Auf der anderen Seite des Zimmers stand die Türe offen.

»Die Kinder scheinen sehr glücklich zu sein«, stellte er fest.

»Sie haben ein wundervolles Zuhause und einen liebevollen Vater. Wie könnten sie es da nicht sein?«

»Sie vollbringen Wunder an ihnen, und ich möchte, dass Sie wissen, dass ich Ihnen Ihre großartigen Dienste entsprechend vergüten werde.«

»Mr. Darrow, ich kann Ihnen versichern, dass mein gegenwärtiges Gehalt mehr als

großzügig ist.«

»Dessen bin ich mir durchaus bewusst, aber dennoch denke ich, dass Sie eine Gehaltserhöhung verdienen. Es war ein schwieriges Jahr für unsere Familie ...« Seine Stimme versagte. Ich war nicht sicher, ob er in der Lage sein würde fortzufahren. »Sie hatten Recht bei unserem Gespräch. Ich fürchte, ich bin distanziert im Umgang mit den Kindern geworden.«

Es stimmte, dass Mr. Darrow sich nach Nanny Prums Tod noch rarer als sonst gemacht hatte. Er nahm seinen Nachmittagstee mitten in

der Nacht zu sich, aß häufig in seinem Arbeitszimmer, und zu den seltenen Gelegenheiten, da er uns Gesellschaft leistete, trank er zu viel. Er gab sich wieder der Trauer hin, nicht nur um seine Angestellte, sondern vor allem, da war ich ganz sicher, um seine Frau. Dies war ein Schmerz, den ich nur allzu gut kannte.

»Bei allem gebotenen Respekt, Sie müssen die Schwere Ihres Verlustes bedenken.«

Mr. Darrow versuchte ein Lächeln, doch sein Blick war verloren und traurig.

»Das stimmt. Wir pflegten jedes Wochenende gemeinsam zu verbringen, aber seit Lily ... Sie erinnern mich so sehr an sie.«

»Vielleicht könnten Sie an den Wochenenden wieder ein wenig Zeit mit ihnen gutmachen.«

»Ja, vielleicht ...« Er lehnte sich zurück in seinem Sessel und prüfte die Luft vor sich. »Mrs. Markham, haben Sie ein neues Parfüm?«

Ich kämpfte gegen ein flaues Gefühl an. Ich musste Mrs. Darrow zu nahe gekommen sein.

»Nein, warum fragen Sie?«

»Ich dachte nur. Vermutlich bin

ich nur müde. Ich möchte Sie nicht länger aufhalten.«

Er erhob sich und lehnte sich gegen den Kamin. Er blickte ins Feuer, aber er vermied es, das Porträt seiner Frau anzusehen, das darüber hing. »Zum See vielleicht. Ja, das wäre vortrefflich.«

»Gute Nacht, Mr. Darrow.«

Ich ging leise aus dem Zimmer und überließ ihn seinen Gedanken.

SECHSTES KAPITEL

Eine Frage von Geistern

Am nächsten Morgen erwachte ich bei Sonnenaufgang. Ich hatte mir mitten in der Nacht vorgenommen, eine besondere Besorgung zu machen, um meine Befürchtungen im Hinblick auf das Versprechen, das ich den Kindern am Vortag gegeben hatte, ein wenig zu zerstreuen. Ich entschied mich, ein langes schwarzes Kleid, die typische Uniform einer Gouvernante, zu

tragen. Zwar legte ich sehr viel lieber helles Pastellblau mit Spitzenbesatz an oder ein dunkelgrünes Kleid mit Schleifen am Rücken, doch für meine Absichten erschien es mir das Beste, mich entsprechend zu kleiden. Ich steckte sogar Nanny Prums Brosche an.

Das Haus war dunkel und still, abgesehen von der Küche, wo Mrs. Mulbus lautstark mit Jenny schimpfte, weil der Suppenkessel nicht richtig sauber war. »Da ist noch ein Schmutzring um den Rand herum!«

Da sie eine kräftige Frau war, hob sie den Topf ohne Anstrengung und schwenkte ihn über Jennys Kopf.

»Ja, Mrs. Mulbus. Natürlich, Mrs. Mulbus.«

»Werde nicht keck mit mir, Jenny Saxon!«

»Das würde ich nie wagen, Mum!« Ohne sich vom Spülbecken umzudrehen, machte sie einen kleinen Knicks. Mrs. Mulbus schmetterte den Topf auf den Tisch und griff sich an die Brust.

»Du bist noch mein Tod, das schwöre ich bei meiner armen Seele!«

»Dann werde ich persönlich jeden Sonntagmorgen Blumen auf Ihr Grab legen.«

Diese Bemerkung ließ eine plötzliche Mordlust in Mrs. Mulbus' Augen aufblitzen, und sie wollte wieder nach dem schweren Topf greifen.

Ich machte meine Anwesenheit bemerkbar und sagte: »Guten Morgen, Mrs. Mulbus.«

Die Köchin wandte sich von Jenny ab, die bei all dem nicht aufgehört hatte, halbherzig an den Töpfen zu schrubben; eine Tätigkeit, die nie ein Ende zu nehmen schien.

»Auch Ihnen einen guten Morgen, Mrs. Markham. Ich hoffe, wir haben Sie nicht geweckt?«

»Unsinn. Ich habe heute Morgen etwas zu erledigen.«

»So früh?«

»Ja, ich muss zurück sein, wenn die Kinder aufwachen.«

»Natürlich. Möchten Sie etwas zu sich nehmen, bevor Sie gehen?«

Für so ein großes Haus war die Küche klein, aber gut bestückt mit Körben voll Obst und frisch gebackenen Brötchen, geräuchertem Fleisch über dem Schneideblock, Stapeln von kräftig

riechenden Käsen, Reihen von extra für meinen Gaumen aus einem Katalog bestellten Gewürzen aus Indien und dem Fernen Osten. Gläser mit Marmelade und Eingewecktem und große Gläsern, voll Karamellbonbons vervollständigten die Vorräte. Ich nahm mir einen Apfel und legte ihn in einen kleinen Korb, den ich mitzunehmen gedachte.

»Das reicht mir, danke.«

Die Köchin war merklich enttäuscht. Als ich das Haus durch die Hintertür der Küche verließ, konnte ich hören, wie eine neue

Tirade über das Küchenmädchen hereinbrach.

»Flecken! Auf dem Silber!«

Ich kam auf meinem Weg über das Grundstück an Roland vorbei, und wir grinsten einander wegen des Geschreis in der Küche an.

»Ziemlich früh für Sie, Mam.«

»Ich möchte hoffen, dass ich noch ein wenig zu jung bin, dass Sie mich >Mam< nennen.«

»Verzeihung, Mrs. Markham, ich wollte nur respektvoll sein.«

»Ich weiß, dass Ihnen das ein Anliegen ist.« Der junge Mann hatte einige Wochen vor meiner Ankunft

seine Arbeit auf Everton angetreten. Es gab eigentlich keinen Bedarf für einen Gärtner, denn das Gelände war nicht so groß, aber Fredericks kam in die Jahre und würde eines Tages nicht mehr in der Lage sein, manchen Pflichten nachzukommen. Vorletzte Woche beispielsweise hatte Fredericks den Jungen gebeten, Mr. Darrow seine Lieblingszigarren zu bringen. Das war ein Alarmzeichen, denn das einzige Mitglied der Darrowfamilie, das je geraucht hatte, war Mr. Darrows Vater gewesen, und der lebte seit über

fünfzehn Jahren nicht mehr.

»Roland, haben Sie seit der Nacht des Angriffes auf Nanny Prum irgend etwas Seltsames auf dem Gelände bemerkt?«

»Was meinen Sie?«

»Ich bin nicht sicher. Alles, was passierte, war so ungewöhnlich ... und da der Mörder noch immer nicht gefasst ist, mache ich mir Sorgen um unsere Sicherheit.«

»Ich spaziere jeden Abend eine Weile mit dem Gewehr über das Grundstück, aber bisher bin ich auf nichts gestoßen. Nicht einmal auf den merkwürdigen Geruch, der über

dem Platz lag, als es passierte.
Nein, ich glaube, der Scheißkerl, der
es getan hat, ist längst über alle
Berge. Verzeihen Sie meine
Ausdrucksweise.«

»Wenn Sie irgendetwas
Verdächtiges bemerken, lassen Sie
es mich unbedingt wissen. Selbst
die kleinste Sache könnte wichtig
sein.«

»Natürlich, Miss.«

»Ja, das klingt schon besser.«

Roland winkte und tippte an
seinen Hut und wollte sich auf den
Weg zum Schuppen machen, doch
dann blieb er stehen und wrang

seine Hände wie ein Schuljunge.

»Und wie geht es Mrs. Larken?«

»Susannah verkraftet es, so gut sie kann. Sie ist Ihnen sehr dankbar.« Er wurde rot.

»Mutige Frau, das ist sie.« Er wirkte einen Moment ein wenig verloren, dann fuhr er fort: »Wenn Sie sie sehen, sagen Sie ihr, dass ich schon aufpasse und dass sie sich nicht zu fürchten braucht.«

»Das wird sie sicher mit Freude hören, Roland.« Er nickte wieder, und ich ging den Hügel zum Dorf hinab. Blackfield erwachte gerade. Mr. Wallace stand mit einem

Schlüssel in seinem Uhrenladen und beeilte sich, jede Uhr aufzuziehen, dass sie im Gleichklang mit den anderen ging, aber er war einfach zu übernächtigt und langsam, und so läuteten sie sporadisch, all seinen Bemühungen zum Trotz. Mr. Rookway, der Metzger, stand auf einer Leiter hinter seinem Schaufenster und arrangierte die Angebote von gerupfter Gans, Rauchfleisch und Würsten. Ich betrat das Kleidergeschäft, um nach Susannah zu sehen, aber sie war auf Mrs. Willoughbys Anordnung damit beschäftigt, Behältnisse

voller Knöpfe nach einem Satz von Perlmuttknöpfen zu durchsuchen, die dringend für Mrs. Reeses Abendkleid gebraucht wurden, aber offenbar verlegt worden waren. Ich versprach Susannah, nach meiner Besorgung wiederzukommen, und setzte meinen Weg zur St. Michaels Kirche fort.

St. Michaels war eine kleine Landkirche mit Steinmauern und einer Spatzenfamilie, die sich im Turm eingenistet hatte. Das schlichte kleine Pfarrhaus lag dahinter. Ein halbes Dutzend Vogelhäuser war in den Bäumen

ringsum angebracht worden. Mr. Scott hatte in den letzten drei Wochen ohne Erfolg versucht, die Spatzen zum Auszug aus seiner Kirche zu bewegen. Seine Stimme hatte beim Predigen oftmals einen hysterischen Tonfall angenommen, während er versuchte, sich in dem störenden, aber ansonsten lieblichen Vogelgezwitscher verständlich zu machen. Die Gläubigen andererseits bemühten sich, den Segnungen der unerwünschten Sakramente von oben zu entgehen. Trotz dieser Widrigkeiten war der

Sonntagmorgengottesdienst jedoch noch nie so gut besucht gewesen.

Die Sonne ging gerade auf. Ich nahm den Korb in die andere Hand und klopfte laut an die Tür. Von drinnen hörte ich ein Stolpern und einen unterdrückten Fluch. Die Tür wurde geöffnet und enthüllte Mr. Scott.

»Mrs. Markham?« Seine haselnussbraunen Augen trännten im morgendlichen Sonnenlicht.

»Guten Morgen, Herr Pfarrer. Ich hoffe, ich habe Sie nicht gestört.«

Sein Haar war in Unordnung und der Kragen nicht minder. Er

fummelte an beidem, als er antwortete. »Natürlich nicht! Ich habe immer Zeit für meine Gemeinde.«

Er bedeutete mir einzutreten. Es war so klein im Inneren, wie es von außen aussah, die Einrichtung nüchtern. Auf jeder ebenen Fläche lagen Vogelhäuser in den verschiedensten Stadien der Fertigung. Mr. Scott nahm ein Vogelhaus von einem der Stühle und signalisierte mir, neben ihm Platz zu nehmen. »Also, was haben Sie für ein Problem?«

»Wie denken Sie über Geister?«

Ich meine damit, Erscheinungen von Verstorbenen.«

Er zögerte und rieb sich am Kinn.

»Also, ich könnte nicht sagen, dass ich je einen gesehen hätte.« Er blickte mich verwundert an, als ob mir plötzlich zwei Hörner gewachsen wären.

Ich sagte rasch: »Ich natürlich auch nicht. Aber ich habe den Kindern Geistergeschichten vorgelesen, und James fragte mich, ob denn alle Geister böse wären, und ich wollte darauf nicht antworten, ohne vorher einen Experten zu fragen.«

»Einen Experten?« Mr. Scott blinzelte einen Moment und errötete dann. »Oh, Sie meinen mich? Mrs. Markham, Sie schmeicheln mir. Ich fürchte, ich weiß nicht mehr über Geister als Sie.«

»Aber die Bibel sagt doch sicher etwas zu dem Thema.«

»Also ...« Er stand auf und stapfte auf und ab. »Ich erinnere mich an eine Zeile aus dem Lukasevangelium. Ich glaube, sie besagt, dass Geister nur aus einem triftigen Grund zur Erde zurückkehren dürfen, etwa, um eine

Warnung zu überbringen.«

»Dann haben also nicht alle Geister böse Absichten?«

»Das ist schwer zu sagen. Das Buch Hiob erwähnt, dass Dämonen keine Macht besitzen, die ihnen nicht Gott selbst gewährt. Ich nehme daher an, dass für Geister wahrscheinlich dasselbe gilt. Sie mögen einem Böses zufügen wollen, aber nur als Glaubensprüfung.«

»Ich verstehe. Und wie würde ich jemanden gegen Geister oder Dämonen verteidigen, wenn Gott beschlossen hat, seinen Glauben zu

prüfen?«

Mr. Scott öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloss ihn aber wieder. Amüsiert kniff er die Augen zusammen.

»James stellt sehr konkrete Fragen. Er scheint mir ein kluger junger Mann zu sein«, erklärte ich.

»Er hat eine ausgezeichnete Gouvernante. Nun, wenn jemand von Gott geprüft wird, dann gibt es keinen Schutz davor. Aber man braucht auch keinen. Gott ist eine Macht des Guten auf der Welt, und er liebt jedes seiner Kinder. Andererseits mögen solche Geister

und Dämonen, von denen Sie sprechen, zwar ihre Macht von Gott erhalten haben, sind aber häufig Werkzeuge Luzifers bei seinen Bemühungen, die Menschheit in die Verdammnis zu locken. Solche Kreaturen nähern sich uns mit List und Versuchung, nicht mit physischer Gewalt. Die beste Verteidigung gegen solche Taktiken sind ein gesunder Menschenverstand und ehrenhafte Entscheidungen.«

»Ich verstehe.« Ich sah mich im Zimmer um und entdeckte ein kleines Kruzifix über der Tür. »Und

wie hilfreich sind heilige Reliquien?
Kruzifixe, Weihwasser und
dergleichen mehr?«

»Ich schätze, sie könnten nicht schaden, aber das sind wirklich komplexe Fragen. Was könnten heilige Dinge gegen Mächte vermögen, die ihre Kräfte von Gott erhalten haben, unabhängig davon, ob sie nun für den Teufel wirken oder nicht?«

»Solcherart sind wohl die Mysterien des Daseins, schätze ich«, sagte ich verärgert, nicht über Mr. Scott, sondern über die Schwierigkeit meiner Situation.

»Das ist wahr.« Der Pfarrer nickte bedeutungsvoll. Ich stand auf und wandte mich zur Tür.

»Ich möchte mich entschuldigen, Herr Pfarrer. Ich wollte Sie nicht von Ihren morgendlichen Pflichten abhalten. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Ich freue mich immer, wenn ich helfen kann. Ich nehme an, Sie kommen am Sonntag?«

»Das hoffe ich doch sehr ...«, murmelte ich düster und dachte an das Zugeständnis, das ich der toten Mrs. Darrow gemacht hatte. Ich verließ das Pfarrhaus und machte

mich auf den Weg zurück ins Dorf.

Im Kleidergeschäft war Susannah dabei, die kleinen Knopfschachteln wieder übereinander zu stapeln. Mrs. Willoughby hatte offenbar die Perlmutterknöpfe für Mrs. Reeses Kleid wiedergefunden. Susannah zuckte zusammen, als ich begleitet vom schrillen Klang der Klingel in den Laden trat. Sie ließ die Schachteln fallen und verstreute die lackierten Knöpfe aller Größen mit einem kleinen Aufschrei über den Boden. Sie schloss die Augen und bückte sich, um sie aufzuheben.

»Ist alles in Ordnung?« Ich kniete

mich neben sie, um ihr zu helfen, und bald hatten wir alle aufgesammelt und die Schachteln in das Regal gestapelt. Ich führte Susannah zu einem Stuhl hinter der Ladentheke.

»Nein, alles ist nicht in Ordnung. Mrs. Willoughby wusste, dass ich nicht allein bleiben wollte, aber sie ist trotzdem zum Tee zu Cornelia Reese gegangen. Seither bin ich nur noch ein Nervenbündel.«

»Weshalb denn nur? Die Sonne ist doch gerade erst aufgegangen.«

Susannah kniff die Augen zusammen und senkte ihre Stimme

verschwörerisch. »Etwas Seltsames geht in Blackfield vor.«

»Wen wundert das bei all den seltsamen Leuten«, erwiderte ich scherzend, doch ihr war nicht zum Lachen, so änderte ich rasch meine Miene.

»Seit jener Nacht im Wald spüre ich, dass mich jemand beobachtet.«

»Haben Sie jemanden gesehen?«

»Das ist es ja! Ich bin nicht sicher. Ich könnte schwören, dass ich dieselbe Gestalt aus den Augenwinkeln gesehen habe, als ich durch das Dorf ging, aber sie war immer verschwunden, wenn ich

versuchte, den Blick auf sie zu richten.«

»Es ist ganz natürlich, dass Sie nervös sind, nach allem, was Sie durchgemacht haben. Könnte es Roland gewesen sein? Er ist ziemlich angetan von Ihnen.«

»Der Gärtner? Nein, da sind noch andere Dinge ... Wenn ich allein bin, gehen die Lichter immer wieder aus; Kerzen und Gas gleichermaßen. Und mir ist der Geruch wieder aufgefallen, den ich auch in der Nähe von Nanny Prums Leiche gerochen habe. Ich fürchte, dass mich jemand verfolgt.«

»Haben Sie es Lionel gesagt?«

»Natürlich, und er macht sich große Sorgen, der arme Kerl. Er begleitet mich jeden Morgen zum Laden und bringt mich abends wieder nach Hause. Er lässt mich auch nicht mehr in der Schänke arbeiten.«

»Vielleicht sollten wir jemanden ins Vertrauen ziehen?«

»Wen zum Beispiel? Brickner? Der glaubt mir nicht ein Wort.«

Aber der Konstabler hatte nach dem Gespräch mit Mr. Darrow die Untersuchung weitergeführt, obgleich es kaum Hinweise gab.

Doch Fortschritte waren fast keine gemacht worden.

Ich blieb bei Susannah, bis Mrs. Willoughby von ihrem Teebesuch von Mrs. Reese zurückkehrte. Susannah empfing ihre Arbeitgeberin mit eisigen Blicken, die schließlich in einer hitzigen Diskussion, wer nun eigentlich die Eigentümerin des Kleidergeschäftes war, dahinschmolzen. Das führte zu einer noch hitzigeren Streitfrage, wer von ihnen beiden die bessere Schneiderin war, bis schließlich beide Frauen so verbittert waren, dass sie keine Kraft mehr hatten

und einander schluchzend in die Arme sanken und sich ewige Freundschaft schworen. Und Mrs. Willoughby versprach, den angeschlagenen Nervenzustand ihres Schneiderlehrlings mehr zu berücksichtigen. Ich überließ sie ihrer Versöhnung und kehrte nach Everton zurück, wo ich den Rest des Vormittags damit verbrachte, die Wünsche der Buben, ihre Mutter zu besuchen, abzulehnen.

»Aber du hast es versprochen!« James trat gegen ein Tischbein.

Ich stand an der Tafel. Flecken von weißem Kreidestaub befleckten

meine Haut. Ich deutete auf die Rechenaufgabe, die ich gerade aufgeschrieben hatte.

»Und ihr habt versprochen, dem Unterricht zu folgen. Ich glaube kaum, dass eure Mutter von so faulen Kindern besucht werden möchte.« Ich deutete erneut energisch auf die Tafel. »Also, wer von euch weiß die Lösung?«

James trat noch einmal gegen das Tischbein, hob aber die Hand, um es zu versuchen.

Seine Lösung war falsch, aber es war ein Schritt in die richtige Richtung. Am Nachmittag

beruhigten sich die Buben schließlich, und ich sah, wie sie immer wieder mit stummer Wehmut aus dem Fenster blickten. Ich wappnete mich gegen ihr sehnsüchtiges Verlangen, und das würde ich tun, bis ich sicher war, dass ich sie vor den Dingen hinter dem Nebelschleier schützen konnte.

Zur Mittagszeit brachte ich die Buben ins Esszimmer. Everton war erfüllt von geschäftigem Alltagsleben. Fredericks trat aus Mr. Darrows Arbeitszimmer mit würdevoller Miene. Er trug ein Tablett mit leerem Teegeschirr mit

so zittrigen Händen, dass Roland neben ihm herging und Tassen und Teller auffing, bevor sie zu Boden fallen konnten. Mrs. Norman umkreiste die nervösen Dienstmägde wie ein Geier, während die jungen Frauen hektisch fegten und Staub wischten, um ihre Zornesausbrüche nicht herauszufordern.

Ich erinnerte mich plötzlich an ihre Warnung vor dem geheimnisvollen Mann, der auf mich wartete, und sagte den Jungs, dass ich ins Esszimmer nachkäme. Paul und James waren mehr als froh,

mich los zu sein, da ich ihnen ganz klar gemacht hatte, dass ich vorerst meine Meinung nicht ändern würde. Ich kehrte zum Treppenabsatz zurück, wo Mrs. Norman eben mit den Fingern über das Geländer strich, in der Hoffnung im Beisein eines jungen Dienstmädchens namens Catherine Staub zu finden. Unwillig stellte sie fest, dass es sauber war. Sie entließ das Mädchen, als ich zu ihr trat.

»Guten Tag, Mrs. Markham.«

»Hallo, Mrs. Norman. Ich hatte gehofft, dass Sie mir bei einer Sache helfen können.«

Die ältere Frau wurde sofort misstrauisch.

»Und wie könnte ich Ihnen da zu Diensten sein?«, sagte sie mit mehr als einer Spur Sarkasmus.

»Ich habe mich gefragt, ob Sie mir wohl etwas über Geister erzählen könnten.« Ich merkte sofort, wie es ihr kaltes Herz erwärmte, dass die Leute an sie dachten, wenn es um okkulte Dinge ging. Aber sie bewahrte ihre herablassende Miene und hob eine Augenbraue.

»Über dieses Thema gibt es viel zu sagen. Was möchten Sie denn

wissen?«

»Sind sie überwiegend gut oder böse?«

Mrs. Norman winkte ungeduldig.

»Das ist eine Frage, auf die es keine Antwort gibt. Sind die Menschen überwiegend gut oder böse? Ich würde sagen, dass jeder Mann und jede Frau und jedes Kind die Anlage zu beidem in sich tragen, aber die Hinwendung jeweils nur zum einen oder zum anderen haben. Ich denke, es hängt davon ab, wessen Geist Sie sehen?«

»Ich frage mehr aus Neugier, denn aus Erfahrung. Ich hatte nicht

das Glück, Besuchern von der anderen Seite gegenüberzustehen.«

Sie musterte mich eingehend.

»Ich verstehe. In diesem Fall hängt es von der Beziehung zwischen dem Geist und der Person ab, die sie heimsuchen. Geister kehren nur zurück, wenn es Dinge gibt, die sie im Leben nicht zu Ende gebracht haben. Ich glaube, ein Mensch wäre nur dann in Gefahr, wenn er entweder den Tod der Person verursacht hätte, die zum Geist geworden ist, oder ihn an der Vollendung seiner Angelegenheit in der Welt der Lebenden hindern

würde.«

Ich wartete, dass Mrs. Norman weiterreden würde, aber die Sache schien für sie damit abgeschlossen zu sein. Sie zog wieder ihre Braue hoch. »Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?«

»Nein, Sie waren sehr hilfreich, danke.«

Sie stockte einen Moment, und ihre eingefleischte Arroganz schwand vorübergehend. »An dem Nachmittag im Kinderzimmer ... der Mann, der Sie beobachtete. Haben Sie ihn schon gefunden?«

Ich hatte es vermieden, über ihre

Warnung nachzudenken. »Nein, das habe ich nicht.«

»Finden Sie ihn, bevor er Sie findet.« Mrs. Norman ließ mich am Absatz stehen und stieg die Treppe hoch.

Ich fühlte eine große Müdigkeit. Das scheinbar unlösbare Dilemma war, dass ich entscheiden musste, ob die außerordentlichen Ereignisse rechtfertigten, dass ich das Misstrauen tief in meinem Herzen ignorierte. Irgendetwas stimmte nicht mit Mrs. Darrows Vorhaben. Irgendetwas stimmte nicht mit dem geheimnisvollen Haus, in dem sie

wohnte. Und ich wurde dennoch das Gefühl nicht los, dass andererseits etwas Schreckliches mit mir geschehen würde, wenn ich den Buben nicht dabei half, ein wenig Zeit mit ihrer verstorbenen Mutter zu verbringen. Hätte ich solch eine Gelegenheit mit meiner Mutter bekommen, würde ich, selbst jetzt, Leib und Leben riskieren, um nur einen Augenblick mit ihr reden zu können. Es bleibt immer so viel ungesagt, selbst wenn man die Gelegenheit hat, sich zu verabschieden. So kam ich trotz meiner Befürchtungen immer

wieder zum selben Schluss.

Ich würde die Buben wieder zu ihrer Mutter bringen.

Aber ich würde nicht schutzlos sein. Ich würde die geeigneten Schutzgegenstände mitbringen, auch wenn ich an ihrer Nützlichkeit zweifelte. Und ich würde gegen das leiseste Anzeichen von Unheil gewappnet sein. Himmel und Erde waren in Bewegung gesetzt worden, um Mrs. Darrows Wunsch zu erfüllen, und ich brachte es nicht über mich, ihr zu versagen, was so offensichtlich das Recht einer Mutter ist. Und was die Frau selbst

betraf, so war ich zuversichtlich, dass ich mit ihr zurechtkommen würde. Sie liebte ihre Familie, und wenn sie Zugang zu ihnen haben wollte, würde sie sich meinen Bedingungen beugen.

Ich fand die Buben im Esszimmer, wo sie gebratenen Fasan und Toast mit Käse verschlangen. Ich hatte bei all dem inneren Aufruhr meinen Appetit verloren und wollte meinen Plan so schnell wie möglich in die Tat umsetzen, bevor ich den Entschluss dazu bereute.

»Wärt ihr bereit, den Rest eures Unterrichts nach draußen zu

verlegen?«

Die Jungs blickten mit vollen Mündern auf. Noch bevor sie hinunterschluckten, rannten sie vom Tisch, schnappten ihre Mäntel und verschwanden aus dem Zimmer. Ich packte einen dicken Schal in meinen Lieblingskorb.

Als wir das Haus durch den Hinterausgang verließen, konnten wir Mrs. Mulbus immer noch mit Jenny schimpfen hören.

»Wie kannst du nur das feine Porzellan scheuern?!«

Die Luft wurde mit jedem Tag kühler. Draußen nahmen mich die

Buben sofort an der Hand und zogen mich zum Wald. Ich schloss meine Augen einen Moment und ließ mich von ihnen ziehen, als müssten wir uns gegen einen kräftigen Herbstwind stemmen.

Es wurde dämmrig, als wir den Wald betraten. Plötzlich war alles still, außer dem Geräusch unserer Schuhe im raschelnden Laub und den trockenen Zweigen, die den Boden bedeckten. Wir kamen zu den gewaltigen Wurzeln am Fuß der mächtigen Eiche und tauchten in den dicken wirbelnden Nebel ein, der die Lebenden von den Toten

trennte.

ZWEITER TEIL

Die menschliche Mode



SIEBENTES KAPITEL

Das Darkling-Haus

Das Mondlicht zeichnete scharfe, bleiche Silhouetten, die zwischen den Obstbäumen tanzten. Ich fragte mich, ob es hier manchmal auch Tag sein mochte. Die Buben versuchten vorauszulaufen, aber ich hatte sie fest an den Händen und hielt sie erfolgreich zurück. Trotz der Sicherheit, die uns von Mrs. Darrow versprochen worden war, traute ich nichts und niemandem an

diesem Ort. Wenn Mrs. Darrow stark genug war, den Tod zu überwinden, dann würde ich sicherlich nicht in der Lage sein, ihr etwas zu verwehren, das sie sich so schwer verdient hatte. Es geschieht nicht jeden Tag, dass die natürliche Ordnung des Universums unterwandert wird, und wenn der Tod einmal überwunden werden konnte, dann vermochte das auch wieder zu gelingen ...

Sollte die Frau bösartige Absichten haben, dann hoffte ich, dass ich ihr gewachsen sein würde. Ich hatte eine Halskette mit einem

Silberkruzifix angelegt, bevor wir Everton verließen, aber auch wenn ich es auf meiner Haut spürte, dämpfte es meine Besorgnis in der ruhelosen Dunkelheit um uns nicht.

Wir schritten den Pfad zwischen den Bäumen entlang. Paul war darauf bedacht, sich nicht zu weit von uns zu entfernen. Er vermied es, die bauchigen Früchte genauer anzublicken, die an den Ästen zuckten. Vor uns bewegte sich etwas, das fester als die träge wirbelnde Dunkelheit war. Es trat in die Mitte des Weges und sank auf ein Knie nieder.

Es war ein Kind, ein Junge von neun oder zehn Jahren. Er trug eine elegante schwarze Weste. Die Kette einer goldenen Taschenuhr hing an seiner Seite. Sein Gesicht war länglich und schmal mit einer heimlichen Belustigung in den Zügen, doch es hatte auch einen sanften Ausdruck. Das Antlitz war bar aller Falten und Linien und von einer verstörenden Unfertigkeit. Ich nahm an, dass es am Licht lag, aber seine Haut besaß einen orangefarbenen Ton, ähnlich dem eines Pfirsichs. Der Junge erhob sich und drückte einen Finger an die

Lippen. Die Kinder folgten seiner wortlosen Aufforderung, still zu sein, als wir ihm den Rest des Weges durch den Obstgarten hinterherliefen.

Die Eingangstüren des großen Hauses standen wie beim ersten Mal offen. Ohne die lähmende Furcht, die ich bei meinem ersten Besuch empfunden hatte, konnte ich mir nun einen besseren Eindruck von dem Ort verschaffen. Die mächtigen Eichtüren zur Eingangshalle waren höher als ein halbes Dutzend Männer übereinander, aber das Vestibül war

leer, abgesehen von der großen Treppe, die sich viele Stockwerke emporwand, und den seltsamen glitzernden Platten, welche den Boden bedeckten.

Die Platten direkt an den Wänden waren aus Stein und die daran anschließenden zuerst aus grobem Marmor, die danach aus glasierter Keramik. Die Platten selbst waren unauffällig, aber in der Mitte der Anordnung befand sich ein Mosaik aus Metall- und Glasstücken, deren Farbe sich mit dem Standort des Betrachters veränderte.

Als wir über die verschiedenen

Materialien schritten, veränderte sich der Raum. Innerhalb des Steinringes blieb alles leer, wie es zuvor gewesen war, doch als wir den Marmor betraten, begannen die geschmackvoll mit Holz getäfelten Wände mit einer inneren Wärme zu leuchten und komplexe Schnitzereien zu offenbaren, die eine Geschichte zu erzählen schienen. Das Licht drang durch das Muster. Jedes Paneel war wie eine Glasmalerei aus Holz. Der elegante Kristalllüster, der in der Leere über dem Raum hing, begann in einer Art flüssigem Feuer zu erstrahlen,

dessen Flammen in Glas gefasst waren. Es brach wie das Licht von Sternen hervor, erhellt dunkle Ecken, enthüllte vergoldete Kuriositäten und antike Beistelltische, auf denen glitzernde, unbekannte Dinge zu sehen waren: seltsame Wassertümpel, auf denen sich Wellen kräuselten, und die dennoch nicht auf den Boden hinabtropften oder flossen; ein schillernder Apfel, dessen Schale so glänzend war, dass ihn das Licht, das er einfing, fast durchsichtig erscheinen ließ; das Porträt einer weinenden alten Frau, deren

Tränen die Farbe verschmierten;
eine Schere, die so scharf war, dass
sie das Licht, das auf ihre Klingen
fiel, zu durchschneiden schien.

Aber diese Spielereien waren
nichts im Vergleich zu der
Verwandlung, die in der Mitte des
Raumes in dem Mosaik stattfand.
Der Boden loderte in einem
strahlenden Feuer, das im
Rhythmus der unhörbaren Musik
des Universums pulsierte, voll
Leben und Energie. Es versengte
einem nicht die Augen, sondern
etwas, das tief in der Seele
verborgen war.

Der Anblick verschlug mir den Atem, und die Kinder hielten staunend inne, doch unser junger Führer schob uns vorwärts.

Als wir den nächsten Ring von Platten betraten, die aus glasierter Keramik, verdunkelte sich der Raum. Das flüssige Feuer des Lüsters dehnte sich aus, brach sich in den Kristallen, und füllte die Halle mit einer Farbenpracht, die gleich Nordlichtern schimmerte und tanzte. Die innere Wärme der Wände wich winzigen, hell leuchtenden Rissen im Holz, die schwelten und knackten wie ein

sterbendes Feuer, als würden sie jeden Augenblick herabfallen. Die Kuriositäten und Beistelltische in dieser Version des Raumes enthielten andere Objekte: eine kleine silberne Harfe, deren Saiten weiter nichts als dünne Schattenlinien waren; Theatermasken, die unter der Gewalt der Emotionen in ihrem Ausdruck schauderten; eine ledrige Blume, die einem Topf von Diamanten entwuchs; eine schwarze Tintenspur in einer vollen Vase, die ein Gesicht formte, das uns nachdenklich mit offenem Mund

beobachtete, als wir vorübergingen ... Das Mosaik am Boden entschwand in sich selbst. Das strahlende Feuer wurde zu einem blassroten, mit Gold und Blau melierten Sonnenuntergang, der ein Gefühl der Melancholie weckte, das mir nicht unbekannt war.

Schließlich durchschritten wir den Mittelpunkt des Raumes. Dabei leuchteten die Glas- und Metallstücke des Mosaiks in einem bleichen, kühlen Licht auf, welches alles andere in Schatten versinken ließ und von jeder Oberfläche wie

eine Million ferner Sterne reflektiert wurde. Wir waren in unserem eigenen, privaten Universum verschwunden, einer einzigartigen Nocturne, die nicht enden würde, solange wir im Zentrum der Eingangshalle verharrten. Für einen Augenblick lang war ich mit mir vollkommen im Reinen und bewunderte die Macht der wahren Stille, denn jeder Laut war ausgelöscht worden. Doch der Junge zog uns weiter, und wir schritten durch die andere Hälfte des Raumes; hinein in die Dämmerung, in das Morgengrauen,

und schließlich wieder in die wirkliche Leere des Ortes.

Es war ein wundersames Haus. Und sodürftig diese Beschreibung auch sein mag, ich finde keine andere, die meiner Meinung über das Darkling-Haus gerecht würde. Das kleine silberne Kruzifix an meinem Hals beruhigte mich nun noch weniger als zuvor.

Der Junge in der schwarzen Weste führte uns durch das Haus, ohne innezuhalten. Ich hätte mir Sorgen gemacht, mich in einem Haus mit so vielen gewundenen Korridoren zu verirren. Doch da ich

von zwei Buben vorangezerrt
wurde, die gegenwärtig mehr mit
Bluthunden gemein hatten als mit
den wohl erzogenen jungen
Männern, die aus ihnen zu formen
ich bemüht war, versuchte ich,
unbekümmert zu bleiben.

Wir wurden einen hohen, mit
Spiegeln behangenen Gang im
flackernden Gaslicht entlanggeführt,
vorbei an ovalen, mit silbernen
Gittern versehenen Fenstern und
mehreren schweren Eichentüren.
Die Tür am Ende stand offen. Eine
runde Wand aus groben
Steinplatten war jenseits der

Schwelle zu erkennen. Er führte uns hinein.

»Kinder?« Lily Darrow erhob sich aus einem vornehmen grünen Ledersessel in der Mitte einer großartigen Bibliothek. Der Raum war vollkommen rund und vier Stockwerke hoch. Jeder anschließende Ring von Bücherregalen war kleiner als der davor. Sie reichten bis in eine Glaskuppel, jenseits derer der Mond unheilvoll zwischen den Wolken schien. Ein reich verzierter Übergang führte vom vierten Stockwerk zu einer geschlossenen

Tür. Mrs. Darrow breitete die Arme aus, und die Buben eilten zu ihr. Sie küsste Paul auf die Stirn.

»Du bist zu mir zurückgekommen ... nach so langer Zeit.« Ihr Blick glitt ins Leere, bis Paul seine Hand auf ihre Schulter legte.

»Aber Mutter, wir waren doch erst vor ein paar Tagen bei dir.«

»Ja, natürlich. Die Zeit vergeht hier anders. Tage und Jahre sind so schwer auseinanderzuhalten ...« Sie schüttelte den Gedanken ab. »Ich sehe, ihr habt Duncan kennengelernt?«

Sie deutete auf unseren jungen Führer. Hier drinnen konnte ich jetzt auch klar erkennen, dass die Bleiche seiner Haut kein Trick des Lichtes im Obstgarten gewesen war. Sein Teint war in der Tat von einem leichten Orangeton. Der Junge verbeugte sich und winkte uns zu, als er verschwand. »Er dient dem Hausherrn. Gute Diener sind schwer zu finden, deshalb züchtet Mr. Whatley seine eigenen.« Ich dachte sofort an die Frucht im Obstgarten.

»Dieser Mr. Whatley züchtet Menschen?«

»Duncan ist keine Person. Wenigstens noch nicht. Eines Tages vielleicht.« Sie holte Luft und lächelte und schien wieder mehr sie selbst zu werden. »Wir haben viel zu tun. Ich nehme an, dass ihr hier übernachtet?« Sie blickte erwartungsvoll in meine Richtung, und ich presste meine Lippen zu einem ausdruckslosen Lächeln zusammen.

»Ich fürchte, wir haben keine Kleidung zum Wechseln mitgebracht.«

»Natürlich habt ihr das nicht. Es würde nur Verdacht erregen.«

»Das würde es auch, wenn wir nicht rechtzeitig wieder zurück sind.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Während hier ein ganzer Tag vergeht, ist es für die Menschen in Blackfield nur eine Minute.« Ich nehme an, das sollte mich beruhigen, aber es weckte nur ein Gefühl des Bedauerns für Mrs. Darrow. Denn wenn es stimmte, was sie sagte, dann musste unser letzter Besuch für sie vor Jahren stattgefunden haben. Sie sah nicht anders aus als zuvor, aber es war wohl nicht zu erwarten, dass die

Toten alterten. Sie war schön,
Achtung gebietend, aber ich meinte
auch eine verborgene
Zerbrechlichkeit in ihr zu erkennen,
so als drohte die Last ihres Daseins
sie zu erdrücken.

Paul und James blickten zu mir
und dann wieder zu ihrer Mutter.
Sie spürten den unterschwelligen
Machtkampf in unserem Gespräch.
Ich wurde mir wieder des silbernen
Kreuzes an meinem Hals bewusst,
das gegen die gänzlich
übernatürliche Macht von Mrs.
Darrows Überredungskunst keinerlei
Schutz bot.

»Dann ist es wohl kein Problem.«

»Wunderbar. Was halten Sie von einem Rundgang?« Es war keine Frage. Sie drehte sich und deutete auf die Bücherregale. »Wir befinden uns hier in der Bibliothek, wie man sieht. Mrs. Markham, Sie dürfen sie sehr gerne benutzen, wann immer Sie möchten, aber ich muss Sie warnen. Die Bücher sind für ihre Arglist bekannt. Manche Leser suchen nur eine abendliche Unterhaltung und verschwinden auf Nimmerwiedersehen.«

»Hmm.« Ich konnte mich eines etwas herablassenden Lächelns

nicht enthalten, aber die Frau bemerkte es gar nicht.

»Im obersten Stockwerk der Bibliothek befindet sich Mr. Whatleys Arbeitszimmer. Wie ich bereits sagte, ist er der Hausherr und immer sehr beschäftigt. Stören Sie ihn nicht, wenn Sie nicht aufgefordert worden sind, sich zu ihm zu begeben. Ich nehme an, dass Sie ihn bald genug kennen lernen werden.«

Mrs. Darrow wandte den Blick einen Moment von uns ab und schien zusammenzuzucken, doch es war eine rasche Bewegung, und ich

konnte nicht sicher sein, ob es nicht von etwas ganz Banalem, etwa einem Staubkorn im Auge, herrührte. Beinahe fragte ich nach der Verbindung zwischen Mr. Whatley und unserer Gastgeberin, doch ich hielt mich zurück. Das war kein Thema, das wir vor den Kindern erörtern sollten, die zu ihrer Mutter andächtig und mit strahlenden Gesichtern aufblickten. Es gab nicht einen Augenblick, da nicht einer ihre Hand hielt oder sich an sie drückte, selbst Paul, der sich mit dreizehn Jahren in Everton bereits zu erwachsen für ein solches

Verhalten gefühlt hätte. Ich spielte gar nicht erst mit dem Gedanken, sie davon abzubringen. Wenn meine Mutter plötzlich von den Toten zurückgekehrt wäre, würde ich wahrscheinlich nicht anders gehandelt haben, vor allem, wenn sie noch so wundervoll und lebendig wie die einstige Herrin von Everton aussähe.

Mrs. Darrow glitt aus der Bibliothek, dicht gefolgt von den Buben. Ich blieb ihnen auf den Fersen, und während ich trachtete, den Anschluss nicht zu verlieren, konnte ich mich des Eindrucks nicht

erwehren, dass sich der Tag viel länger anfühlen würde, als er wirklich war. Als wir an den großen, ovalen Fenstern in der Eingangshalle vorüberkamen, nutzte ich die Gelegenheit für einen Blick auf die Umgebung. Ich sah spärlich bewachsene Hügel in der Ferne. Ein leichter Nebel wogte dicht am Boden. In der Ferne zeigte ein niedriges Eisentor die Begrenzung des Anwesens an.

Wir folgten dem Gang und änderten die Richtung an einer Marmorskulptur eines amorphen, vielköpfigen Wesens, das Tentakel

an beiden Enden eines dünnen, röhrenförmigen Körpers aufwies. Ich war froh, dass die Buben ohne einen genaueren Blick vorbeigingen, denn dies war eine jener Kreaturen, die James Alpträume bringen würde und mir nicht minder. Ich dachte plötzlich, wie gut es wäre, ein wenig Weihwasser aus der St. Michaels Kirche dabeizuhaben. Selbst wenn es ohne Wirkung blieb, hätte ich die Situation wahrscheinlich leichter verkraftet, in die ich mich und die Buben gebracht hatte.

Mrs. Darrow öffnete eine große,

mit Blattgold verzierte Doppeltür und führte uns in einen riesigen Ballsaal mit Reihen von grob behauenen Steinsäulen, die aus den Tiefen der Erde zu stammen schienen. Der Boden war ein geschliffenes Marmorschachbrett. Die Wände schimmerten silbern und waren mit exotischen funkeln den Edelsteinen von jeder erdenklichen Farbe besetzt. Roter Samt hing an den Seiten der Fenster.

»Wir geben nicht so viele Feste, wie wir gerne möchten.« Ihre Stimme hallte durch den gewaltigen Saal. Ich schätzte, dass ganz

Everton mit Leichtigkeit zwei Mal in diesem Ballsaal Platz hätte. »Aber wir haben vor, in nächster Zeit einen Ball zu veranstalten. Hast du schon tanzen gelernt?« Sie hob James in ihre Arme und schwang ihn durch die Luft. Er legte seinen Kopf zurück und kicherte vergnügt. Paul sah sie seltsam an. »Vater hat nie Gesellschaften gegeben.«

Mrs. Darrow stellte James wieder auf den Boden und schien erst jetzt zu bemerken, dass beide Buben ganz in Schwarz gekleidet waren und noch den Tod betrauerten, der nun scheinbar überwunden worden

war.

»Ja, du hast Recht. Wie herzlos von mir.«

»Können wir Vater nicht mitbringen, Mutter?«

Die Antwort kam sofort.

»Ausgeschlossen. Und wenn ihr diesen Ort verratet, wird er für immer verschwinden.« Paul tat einen Schritt in meine Richtung, vermutlich überrascht von dem entschiedenen Ton seiner Mutter.

»Keine Angst, Mutter. Ein Geheimnis ist bei uns sicher. Paul brachte einen Igel ins Haus und versteckte ihn eine ganze Woche im

Kleiderschrank, bevor Mrs. Norman ihn entdeckte und wie ein kleines Mädchen geschrien hat, aber ich hab's nicht verraten.«

Lily tätschelte James am Kopf, merklich betroffen von der emotionalen Kluft, die sich zwischen ihren beiden Kindern aufgetan hatte. »Danke, James. Machen wir weiter?« Sie führte uns aus dem Ballsaal hinaus in ein Labyrinth enger Gänge, die durch das ganze Haus verliefen, vorbei am Esszimmer und den Küchen, dem Salon, dem Gewächshaus, dem Werkzimmer, den Bädern, bis die

Kinder, wie ich schwitzend und atemlos, mit ihrem Tempo kaum noch mithalten konnten. Als es ihr auffiel, dass wir mehrere Meter hinterherhinkten, faltete sie die Hände wie jede gute Gastgeberin.

»Wie ihr seht, ist das Haus ziemlich groß. Vielleicht sollten wir uns im Garten umsehen?«

Ich begann zu seufzen, da mir inzwischen die Beine schmerzten, kaschierte es aber mit einem gespielten Husten. Lily reichte mir ein besticktes Seidentaschentuch.

»Ist alles in Ordnung?«

»Ja, danke. Es kommt wohl vom

Staub.« Und als Mrs. Darrow mit einer beleidigten Miene reagierte, fuhr ich rasch fort: »In meinem Zimmer in Everton. Bei meinem gegenwärtigen Zeitplan fürchte ich, dass ich ein wenig nachlässig geworden bin.«

Lily spitzte die Lippen und drehte sich zur Wand hinter uns um. Wie in fast allen Räumen des Hauses, war sie mit Holzpaneelen von verschiedener Größe verkleidet. Sie drückte eines von der Größe einer kleinen Tür. Es öffnete sich und enthüllte eine graue, offene Kutsche. Ein silbernes Pferd war

angespannt, dessen geschmeidiger Körper mit Blumenblüten bedeckt war anstelle eines Fells.

Die Buben rannten sofort hin, während ich nach anderen Wandpaneelen tastete. Ich drückte gegen ein kleineres. Es ging auf und konfrontierte mich mit einem ausgestopften Miniatursatyr in einem Vogelkäfig.

»Sie wohnen in einem Kuriositätenkabinett.«

»Aber in einem Kuriositätenkabinett sind die Dinge immer am gleichen Ort. Das Darkling-Haus verändert sich

ständig, um einem das zu bieten, wonach man sich am meisten sehnt», sagte sie beiläufig, und ihr Blick wanderte von mir zu ihren Kindern zurück. James tätschelte die Flanke des Pferdes, während Paul mit seinen Fingern sanft über die zarten Blüten strich, die aus seiner Haut wuchsen.

»Sein Name ist Geist«, sagte Lily leise.

Welch ein passender Name. Das Tier war wie ein Wesen aus einem Traum; groß und ätherisch und leuchtend wie der ewige Mond, der über uns tief am Himmel hing. Geist

schnaubte und schüttelte den Kopf zur Kutsche hin.

Die Sitze waren dick gepolstert und mit einem weichen, glatten Material überzogen, das wie Leder aussah, sich aber wie Samt anfühlte. James saß eng an seine Mutter gekuschelt. Ihnen gegenüber hielt Paul, wieder in seine gewohnte Schwermut versunken, so großen Abstand von mir, wie er vermochte. Die Kutsche fuhr los durch das dunkle Innere des Hauses und kam vor dem Obstgarten ins Freie.

Als wir um das Darkling-Haus

herumfuhren, sahen wir einen großen Teich in der Ferne. Ein einzelner Baum beugte sich weit über das Wasser. Ein Ruderboot schaukelte an einem Strick vor einem kleinen, halb verfallenen Steg. In der Mitte des Teiches stiegen plötzlich Luftblasen auf, doch nichts stieg aus der Tiefe herauf an die Oberfläche. Die kalte Nachtluft ließ mich frösteln, und Paul rutschte gegen seinen Willen ein Stück in meine Richtung.

Die Vorderseite des großen Hauses war selbstverständlich beeindruckender als die Rückseite.

Ein kreisrunder Fahrweg verlief um einen Brunnen, wie ich noch nie einen gesehen hatte. Metallstäbe ragten aus einem dunklen Loch in der Erde, alle von verschiedener Höhe. Blassblaue Schwaden flüssigen Lichts glitten von Stab zu Stab und regneten in Form von Schauern aus elektrischen Funken hinab in die schwarze Tiefe.

»Das ist der Sternenbrunnen«, erklärte Lily.

»Er ist wunderschön. Woraus ist er gemacht?«, fragte ich.

»Aus Sternen natürlich.«

»Natürlich.« Ich konnte meinen

Blick nicht von dem Brunnen wenden. Es war, als habe man ein Abbild der Schöpfung des Universums in seinem eigenen Garten. Wer war nur dieser Mr. Whatley?

Geist trabte munter vom Haus fort und führte uns in eine grüne, taubedeckte Hügellandschaft. Wir kamen an einem niedrigen Eisenzaun vorüber, der an der Grenze des Anwesens entlang verlief und selbst für kleine Tiere kein Hindernis bedeutete. Mrs. Darrow betrachtete ihn mit schmalen Augen, als sie sich an ihre

Söhne wandte.

»Haltet euch von diesem Zaun fern. Unter keinen Umständen dürft ihr das Anwesen verlassen.«

»Warum nicht, Mutter?«

»Die Nachbarn sind nicht kinderfreundlich.«

Eine halbe Meile weiter wurde der Zaun größer und bildete ein beeindruckendes, kunstvoll verziertes Tor. Es war geschlossen. Ein dichter Nebel wogte bedrohlich direkt außerhalb der Grundstücksgrenze. James fragte seine Mutter: »Der Nebel ist genau wie im Obstgarten. Wie weit reicht

er? Bis Everton?«

»Nein.« Sie gab trotz James' neugieriger Miene keine weitere Erklärung ab. Doch dann wieherte Geist, und der Junge vergaß das Ganze. Nicht so Paul. Er warf mir einen vielsagenden Blick zu.

»Verlassen Sie das Anwesen je, Mrs. Darrow?«, sagte ich so vorsichtig, wie man mit einem gefährlichen Tier sprechen würde, das sehr große, scharfe Zähne hat.

»Nein. Das Anwesen ist sicher, weil Mr. Whatley das wünscht. Was jenseits des Tores ist ... ist nicht ganz so berechenbar.«

»Und was ist jenseits des Tores?«

Bevor Mrs. Darrow antworten konnte, erreichte Geist mit der Kutsche den Hauseingang. Sie sah mich an, als wollte sie antworten, besann sich aber eines Besseren und stieg aus der Kutsche.

»Ich kann mir vorstellen, dass ihr alle müde geworden seid. Erlaubt mir, euch zu euren Zimmern zu bringen.« Lily trat ins Haus und führte uns die große Treppe hinauf in den Ostflügel des Gebäudes.

Sie brachte uns in ein in Rot und Gold dekoriertes Zimmer mit zwei Betten unter separaten

Alkovenfenstern, zwei Kleiderschränken und einer großen Spielzeugkiste.

»Jungs, ihr beide werdet hier schlafen.«

James sprang auf eines der Betten und verkündete, dass das seines wäre. Paul ging zu einem der Fenster und starrte grimmig nach draußen.

»Geht hier je die Sonne auf?«

Lily zog die Vorhänge zu und drehte Paul zum Bett.

»Es gibt nichts Schöneres als den Nachthimmel.«

Die Buben zogen sich aus, und

ich hing ihre Kleider in die Schränke, griffbereit für den Heimweg. Wann immer das sein würde, dachte ich zynisch.

Mrs. Darrow reichte den Buben neue Pyjamas. »Ich habe sie selbst ausgesucht.« James schlüpfte sofort hinein, aber Paul starnte misstrauisch auf die Kleidungsstücke.

»Wo denn?«

Lily bedachte ihn mit einem verwunderten Blick. »In einem Katalog ... Du bist sehr neugierig geworden im vergangenen Jahr.«
»Ich bin erwachsener geworden

im vergangenen Jahr.«

Seine Mutter lächelte schwach und küsste ihn auf die Stirn. »Was hältst du von einer Gutenachtgeschichte?«

Wie erwachsen Paul auch immer geworden sein mochte, es war jedenfalls nicht genug, dass er dem Angebot einer Gutenachtgeschichte, an seine Mutter gekuschelt, hätte widerstehen können. Er sprang ins Bett neben seinen jüngeren Bruder und wartete, dass seine Mutter sich zu ihnen setzte. Ich kam mir sofort fehl am Platz vor, wusste aber nicht, warum. Eifersucht konnte es

nicht sein. Warum hätte ich eifersüchtig sein sollen? Ich wollte doch, dass die Buben bei ihrer Mutter waren. Deshalb hatte ich sie wider besseres Wissen erneut in das Darkling-Haus gebracht. Darum ging es hier schließlich. Aber plötzlich hatte ich das Gefühl, etwas sehr Privates und Inniges zu stören. Ich stand auf, um hinauszugehen, aber Lily bat mich zu bleiben.

»Bitte, Charlotte ... bleiben Sie.« Sie fuhr James mit den Fingern durchs Haar und blickte nicht auf. Ich saß auf dem anderen Bett und wartete, dass sie beginnen würde.

Lily griff über das Nachttischchen nach einem Türgriff an der Wand. Sie öffnete die Tür und holte ein Buch mit dem Titel Laurel Parker Wolfes Geschichten von der Endwelt heraus. Sie begann zu lesen.

DER SCHLAFENDE KÖNIG

Es war einmal vor langer Zeit, da gab es nur ein Schloss am Himmel, und sonst nichts. Von jedem Türmchen und jedem Turm aus konnte man nur Dunkelheit sehen. Das passte dem König gut, denn da sein Königreich nur aus dem Schloss und der schwarzen Leere bestand,

bedeutete das auch, dass er nur wenige Verpflichtungen hatte. Er war sehr alt und müde, denn er war unsterblich und regierte bereits seit den Zeiten vor der Erschaffung aller Dinge. Es blieb ihm nicht viel anderes zu tun, als in seinen Gemächern zu schlafen. Das war oftmals leichter gesagt denn getan, denn der König hatte fünf junge Söhne, die sich mit Vorliebe lautstark im Treppenhaus zankten.

Eines Tages, als der König aus einem besonders schönen Traum gerissen worden war, verbannte er die Prinzen aus dem Schloss und

sperre sie hinaus ins Nichts. Den Prinzen gefiel das gar nicht, denn es gab da draußen nur Schwärze und Leere, und es war vor allem sehr langweilig. Lange vertrieben sie sich die Zeit mit mehr Gezänk und Balgereien, aber nach ein oder zwei Äonen wurden sie auch dieses Vergnügens müde und sahen sich in der Dunkelheit nach einer Beschäftigung um.

Der älteste der Prinzen wollte gerne ins Schloss zurück, denn dort gab es bequeme Betten und jeden Abend wurde festlich getafelt. Er versuchte das Schloss zu betreten,

doch die Tore blieben ihnen verschlossen, da der König den Dienern verboten hatte, die Prinzen einzulassen.

»Wir müssen Vater irgendwie besänftigen«, sagte er. Zusammen grübelten sie lange darüber nach und gelangten zu der Einsicht, dass sie die Gunst des Königs damit gewinnen könnten, dass sie sich mit Taten und Geschenken bei ihm einschmeichelten. Der älteste Prinz, dessen Idee es vor allem war, versuchte als Erster, die Vergebung seines Vaters zu erlangen.

»Ich werde die Leere für ihn

erleuchten, so dass er sein Königreich sehen kann.« Er begann zu weinen, und überall, wo seine Tränen hinfielen, entstanden Sterne. Er riss sich die Augen heraus und schleuderte sie, so weit er konnte, und funkelnnde Galaxien entstanden in ihrer Bahn. Als er fertig war, bat er seine Brüder, ihn vor den Turm seines Vaters zu legen, denn er konnte nicht mehr sehen. Dort rief er zum König empor.

»Vater, sieh dir an, was ich für dich geschaffen habe!«

Der alte König, der viel länger

ungestört geschlafen hatte, als er gewohnt war, trat auf den Balkon und war von der unerwarteten Helligkeit geblendet.

»Bah! Das macht alles nur Arbeit! Jemand muss dafür sorgen, dass die Sterne am Himmel bleiben, und sie herunterholen, wenn sie ausgebrannt sind! Geh, mein Sohn, und kümmere dich um deine Schöpfung.« Der älteste Prinz war sehr bestürzt, aber er tat, wie ihm geheißen, und ging, um über die Sterne zu wachen.

Der zweitälteste Prinz, der weitaus weniger intelligent als sein

älterer Bruder war, lernte nichts aus dessen Geschick. Sobald sein Vater wieder einschlief, kündigte er einen eigenen Plan an, wie er seinen Vater für sich zu gewinnen gedachte.

»Ich werde Land schaffen, so dass er durch sein Königreich reisen kann und nicht immer zu schlafen braucht!« Nach diesen Worten riss er sich die Knochen aus dem Körper und mahlte sie zu Staub, und wohin er diesen verstreute, entstand Land. Als er fertig war, bat er seine Brüder, ihn zum Turm des Vaters zu bringen, denn er konnte nicht mehr

gehen. Und er rief nach dem König.

»Vater, sieh, was ich für dich geschaffen habe!«

Der alte König, der gerade wieder eingeschlafen war, erinnerte sich wenig erfreut an das Leben, als seine Söhne noch im Schloss hausen durften, und war nicht gerade in Stimmung für beeindruckende Taten. Er trat auf den Balkon und war fassungslos über die Größe seines Reiches.

»Bah! Das macht alles viel Arbeit! Jemand muss das Land pflegen und herausfinden, wo es endet! Geh, mein Sohn, und kümmere dich um

deine Schöpfung.«

Der zweitälteste Prinz war bestürzt, aber er tat, wie ihm geheißen, und kroch über das Land.

Der mittlere Bruder war ein sehr arrogantes Geschöpf. So viele Jahre hatte er im Schatten seiner Brüder gelebt, dass er darauf brannte, Erfolg zu haben, nachdem sie versagten. Sobald sein Vater wieder eingeschlafen war, begann er mit Vorbereitungen für seine eigene Schöpfung.

»Ich werde ein Meer erschaffen, so dass ihn die schäumenden Wellen in den Schlaf wiegen

können.« Nach diesen Worten nahm er ein Messer und schnitt tief in seine Brust. Das Blut seines Körpers überschwemmte einen Teil des Landes, bis das Schloss am Ufer eines gewaltigen Ozeans stand. Als er fertig war, bat er seine Brüder, ihn zum Turm des Vaters zu bringen, denn er war sehr schwach, und er rief nach dem König.

»Vater, sieh, was ich für dich geschaffen habe!«

Der alte König, der sich inzwischen merklich über den Umstand ärgerte, dass man ihn so oft weckte, stapfte auf den Balkon

und war bestürzt über die Entstehung des Meeres.

»Bah! Das macht alles noch mehr Arbeit, und die Nähe des Wassers bringt Stürme und Überflutungen mit sich! Jemand muss über die Meere segeln, um uns vor schlechtem Wetter zu warnen! Geh, mein Sohn, und kümmere dich um deine Schöpfung.«

Der mittlere Sohn war sehr bestürzt, aber er tat, wie ihm geheißen, und fuhr über den Ozean.

Der zweitjüngste Bruder war der verschlagenste von allen. Während seine Brüder versagten, dachte er

sich etwas aus, das nicht nur seinem Vater gefallen, sondern auch seine Stellung im Leben verbessern würde. Sobald der König eingeschlafen war, begann er seinen Plan umzusetzen.

»Ich werde ihm Untertanen geben, so dass sie ihn verehren können«, sagte der Prinz mit einem listigen Lächeln und erschuf die ersten Untertanen aus seinem eigenen Fleisch, bis außer Sehnen und Knochen nichts mehr von ihm übrig war. Dann bat er seinen Bruder, ihn zum Turm des Vaters zu bringen, denn er war nur noch ein

Skelett, und rief den König.

»Vater, sieh, was ich für dich geschaffen habe!«

Der alte König begann nun wirklich, wütend zu werden. Er stürmte auf den Balkon und war außer sich, als er sah, dass er wirkliche Untertanen zu regieren hatte.

»Bah! Das macht alles Arbeit!« Aber bevor er weiterreden konnte, unterbrach der zweitjüngste Sohn seinen Vater.

»Ja, aber diese Arbeit tue ich gern, Vater! Ich werde deine Untertanen regieren, während du

schläfst!«

Der König sagte einen Moment gar nichts, dann verzog sich sein Gesicht zu einem Ausdruck wohlüberlegter Bosheit. »Ah, aber da ich der König bin, besteht keine Notwendigkeit, dass du dich mit Regierungsgeschäften befasst! Aber jemand muss sich meiner Untertanen annehmen. Sie sind vergängliche Wesen und werden früher oder später sterben. Geh, mein Sohn, und kümmere dich um deine Schöpfung.«

Der zweitjüngste Sohn verlor einen Moment die Fassung, dann

lächelte er.

»Ein Herr über die Toten ist ein König aller Dinge, und im Reich ist nur Platz für einen Herrscher. Ich werde zurückkehren, wenn das Sterben vorüber ist, und an diesem Tag wird mein Vater nie wieder schlafen können.« Mit diesen Worten ging er, um als Tod unter den Untertanen des Königreiches zu wandeln.

Zurück blieb der jüngste Prinz außerhalb des Schlosses, doch er befand sich in keiner schwarzen Leere mehr. Um ihn her befanden sich Land und Meer, Sterne und das

Gespenst des Todes. Das alles kündete vom Versagen seiner Brüder. Da er der klügste der Söhne des Königs war, hatte er aus ihren Fehlern gelernt. Er hatte zugesehen, wie seine Brüder die Anerkennung ihres Vaters zu gewinnen versucht und es nicht geschafft hatten, obgleich keiner von ihnen an den alten König selbst dachte. Der jüngste wartete nicht, bis der Vater in sein Gemach zurückkehrte. Sofort, als der König den zweitjüngsten Prinzen fortgeschickt hatte, rief er zum Balkon empor:

»Vater, ich werde dir keine unwichtigen Dinge wie meine Brüder anbieten, sondern das, was du dir am meisten wünschst.« Das weckte das Interesse des Königs, und sein Zorn schwand.

»Und was wäre das, mein Sohn?«
»Schlaf.«

Der jüngste Prinz riss sich das Herz aus der Brust und öffnete es. Der Funke darin wurde zum Mond am Himmel. Mondlicht und Schatten senkten sich auf das Land. Anstatt des staubigen Landes und des weiten Meeres, welche zuvor das Schloss umgeben hatten, stand es

nun auf einem dunklen grünen Hügel und bot den Blick auf ein leeres Moor. Die Untertanen des Königreiches waren nirgendwo zu sehen. Der junge Prinz kehrte zurück zu seinem Platz unter dem Balkon. Der König war tief beeindruckt, aber er verstand noch nicht so recht, was geschehen war.

»Was hast du gemacht?«

»Ich habe dir einen Ort für das Ende gegeben, mein Vater. Schlaf hier, und obgleich wir unsterblich sind, wirst du hier Frieden finden bis zum Ende aller Dinge.«

Der König erwiderte nichts, und

der jüngste Prinz war nicht sicher, ob er etwas sehr Weises oder sehr Dummes getan hatte. Doch dann begann sein Vater zu weinen. Er verließ den Balkon und öffnete die Tore des Schlosses. Der König umarmte seinen Sohn lange und dann setzte er ihn auf seinen Thron. Es wurden wieder Feste gefeiert. Die neu geschaffenen Untertanen des Königreiches wurden eingeladen, und selbst die anderen Prinzen kehrten eine kurze Weile zurück, um neidisch an den Festen teilzunehmen. Aber als es vorbei war, zog sich der alte König in sein

Gemach zurück, um für alle Ewigkeit zu schlafen. Der junge Prinz regierte an seiner Statt und wird bis zum Ende aller Dinge in seinem Schloss bleiben, geliebt von seinem Volk wegen seiner unübertrüffelten Weisheit und seines Edelmutes.

Die Buben schliefen bereits fest, als Lily mit der Geschichte zum Ende kam und das Buch auf den Nachttisch zurücklegte. Sie küsste beide auf die Wange und löste sich aus ihren Armen.

»Schlaft gut, meine Lieblinge.«

Sie drehte sich um und ging aus dem Zimmer. Ich warf noch einen letzten Blick auf die beiden, dann folgte ich Mrs. Darrow in mein eigenes Nachtquartier, das in gedämpften Blau- und dunklen Violettönen eingerichtet war. Ein Himmelbett stand in der Mitte des Raumes auf einem azurblauen Bodenbelag, auf dem es wie in einem Meer zu treiben schien.

»Danke, es ist wunderschön.«

Lily stand einen Augenblick schweigend, bevor sie zur Tür zurückging. »Frühstück ist um neun.«

»Woran erkennen Sie, wann es Morgen ist?«

»Sie können es nicht. Ich ...« Sie brach ab. »Ich werde Sie und die Kinder holen, wenn es so weit ist.« Mrs. Darrow ging und schloss die Tür hinter sich, und ich fragte mich, warum eine Frau, die vorgab, die Herrin des Hauses zu sein, ihre Gäste zu ihren Gemächern brachte.

ACHTES KAPITEL

Mr. Whatleys Sammlung

Ich zog mein Nachtgewand an, konnte aber nicht schlafen. Das Darkling-Haus war voller Geräusche: Knarren von Bodenbrettern, rasselnder Atem unten in der Halle, ein Krabbeln draußen vor meiner Zimmertür ... das, zusammen mit einem gelegentlichen Ammoniakgeruch, war schon genug, den Gedanken an Schlaf auf Abstand zu halten. Ich

fragte mich, ob die Kinder schlafen konnten. Wenigstens hatten sie einander.

Die Wand gegenüber dem Bett bestand aus Kleiderschränken verschiedener Epochen, aus denen ein übergroßer Kuriositätenschrank mit halbmondförmigen Griffen an den kleinen Türen gezimmert worden war. Ich öffnete eine nach der anderen und begutachtete all den Krimskram, den Mr. Whatley angesammelt hatte: Da gab es einen Handspiegel, der meinem Zimmer alles Licht entzog, um damit die Welt im Spiegelbild zu

erhellen; ein Glasauge, das in einer endlosen Acht rollte; etwas Geheimnisvolles in einem samtenen Beutel, das wie ein menschliches Herz schlug; ein Gestell mit Fläschchen, in denen flüssiges Licht schimmerte; schließlich ein Wachspuppenhaus, das ständig dabei war zu schmelzen, weil seine kleinen wächsernen Bewohner Flammen anstatt der Haare auf dem Kopf hatten. Bei diesem Fach verweilte ich einen Augenblick, und sie schienen es zu bemerken, dass ich sie beobachtete, denn der Größte von ihnen, von dem ich

annahm, dass es sich um das Oberhaupt handelte, stieg von seinem Alkoven auf den Boden herab. Vier weitere Kerzengestalten folgten ihm. Sie marschierten im Gänsemarsch zur Tür meines Gemaches, wo sie geduldig warteten, dass ich öffnete.

Mir kam wieder Mrs. Darrows Bemerkung in den Sinn, dass das Haus wüsste, was seine Bewohner brauchten, denn ein dringendes Bedürfnis meines Körpers drängte mich, mein Zimmer zu verlassen und mich auf die Suche nach einem Klosett zu machen. Und es gab

etwas, das ich ganz bestimmt nicht tun wollte, nämlich nachts ohne Mrs. Darrow an meiner Seite durch das Haus zu wandern, egal, wann hier Nacht sein mochte.

Sie hatte uns versichert, dass wir nichts befürchten mussten. Doch die unheimlichen Geräusche, die aus allen Winkeln und Schatten hervorklangen, ließen diesen Glauben rasch schwinden. Der Ort übte eine Faszination aus, aber er war so bombastisch, dass ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, dass er auch eine dunkle Seite haben musste. Lily hatte bisher

nicht enthüllt, wie sie den Weg hierher fand, ganz zu schweigen von dem rätselhaften Mr. Whatley, der sich bisher noch nicht vorgestellt hatte. Ich nahm mir vor, die Kinder sofort nach dem Frühstück nach Everton zurückzubringen. Aber mein vordringlichster Wunsch war es im Augenblick, ein Klo zu finden. Ich zog einen Hausmantel an und öffnete die Tür.

Die Wachsmänner streckten ihre brennenden Köpfe in den Gang hinaus und blickten in beide Richtungen, bevor sie

hinaussprangen. Sie winkten mich vorwärts. Der Korridor war leer, aber erfüllt von denselben Geräuschen, die mich um den Schlaf gebracht hatten. Von einer Tür zur nächsten stapfte ich den Schatten meiner neuen Bekannten hinterher und versuchte mich zu erinnern, welche davon Zugang zu einem Klosott bieten mochte. Die erste, die ich öffnete, führte in eine Art Erdhöhle, wie sie Kaninchen oder Wühlmäuse ausgruben. Aber dieser Bau war fast so groß wie mein Zimmer, und ich war dem Himmel dankbar, dass er nicht bewohnt

war. Die nächste Tür war die gesuchte. Doch auch nachdem ich alles erledigt hatte, stellte sich die ersehnte Schläfrigkeit nicht ein.

Normalerweise pflegte ich in so einer Situation zu lesen bis ich einschlief, aber mir war nicht in den Sinn gekommen, ein Buch mitzubringen. Ich dachte an die große, beeindruckende Bibliothek am anderen Ende des Hauses. Es konnte doch nicht allzu schwer sein, den Weg dorthin zu finden? Es stimmte zwar, dass das Haus unheimlich und beängstigend war, doch es hatte sich bisher eher als

sonderbar denn gefährlich erwiesen. Außerdem hatte ich eine größere Chance, hinter die Kulissen zu blicken, wenn ich mich allein umsah. Ich würde mir einfach einen oder zwei Bände aus der Bibliothek holen und in mein Zimmer zurückkehren.

»Könntet ihr mich bitte zur Bibliothek führen?«, flüsterte ich dem Anführer der Kerzenmänner zu. Er nickte sofort und schritt voran die große Treppe hinunter.

Ich konnte mich den kleinen Geräuschen aus allen Ecken des Hauses nicht entziehen. Tropfendes

Wasser, etwas Schweres, das über unebene Bodenbretter geschleift wurde, klapperndes Geschirr. Keines war sehr laut, aber alle zusammen klangen, als herrsche emsige Geschäftigkeit hinter jeder der Türen, an denen ich vorüberkam.

Die Geräusche folgten mir durch das Stiegenhaus mit seinen ovalen Fenstern, die Ausblick über das Anwesen boten. Das Metalltor am Eingang war im Nebel kaum zu sehen, aber noch immer geschlossen. Ich öffnete die Türen am Ende des Korridors und betrat

die Bibliothek. Die Wachsmänner wurden offenbar von der großen Menge Papier davon abgehalten, ebenfalls einzutreten.

Ich hatte im Grunde keine Vorstellung, wonach ich suchen sollte. Die Titel der Bücher im Salon waren nicht einmal in englischer Sprache gewesen. Aber ich schätzte, wenn Mrs. Darrow sie lesen konnte, würde auch ich dazu in der Lage sein. Der erste Ring der Bibliothek war bei weitem der größte, und dort fing ich an. Jedes der Regale war mit kleinen silbernen Schildern versehen; einige

mit vertrauten Themen beschriftet, wie Landwirtschaft, Astrologie und Astronomie, andere handelten von abstrakteren Interessensgebieten wie Tod, Demagogie und Dämonologie. Ich hielt vor einem der größeren Abschnitte bei J mit der Bezeichnung Jeder Ort, den es gibt. Ich interpretierte das als Reisen und nahm ein Buch mit dem Titel Balthasar heraus.

Ich schlug den Einband auf der Suche nach einer Inhaltsbeschreibung auf, fand jedoch nur Zeilen einer kunstvollen Schrift in einer Sprache, die ich

nicht verstand. Aber das schien nichts auszumachen. Die Bibliothek verschwand vollkommen, und ich fand mich mit dem Buch in der Hand auf einem niedrigen Küstenfelsen wieder und blickte auf einen weiten Sandstrand hinab. Ich stürzte fast hinab vor Schock und Verwunderung, fing mich aber rasch. Lily hatte mich vor der trickreichen Art der Literatur des Darkling-Hauses gewarnt. Als ich meine Fassung wiederfand, blickte ich mich um und sah ein prachtvolles rotes Schloss oder eine Festung an einem Klippenrand.

Frauen in bunten Kleidern mit pastellfarbenen Sonnenschirmen und Männer in eleganten Anzügen und schwarzen Zylindern flanierten darin. Ein Wind kam vom Meer her und trug den Schrei von Möwen mit sich. Ich schloss das Buch. Die Szene am Strand endete abrupt. Ich wandte mich um und musterte die Bibliothek, doch nichts hatte sich verändert. Ich schob das Buch unter meinen Arm, wobei ich darauf achtete, dass es geschlossen blieb. Dann nahm ich ein weiteres aus dem Regal, eines mit dem Titel Indien. Die Kerzenmänner warteten

noch auf mich, als ich wieder auf den Gang hinaustrat.

»Bitte, zu meinem Zimmer zurück.« Sie führten mich auf einem vollkommen anderen Weg durch das Darkling-Haus. Wir durchquerten einen Zimmerwald mit Knochenästen und erreichten einen so lichtlosen Raum, dass ich Platzangst zu verspüren begann. Ich blieb so dicht bei meinen Führern, dass ich fast auf sie trat, als sie plötzlich anhielten. Sie drängten sich zusammen und löschten sich aus. Ich stand verlassen und voll Furcht in der Kammer, bis ein

anderes Licht vor uns erschien.

Ein Kandelaber mit zuckenden Flammen schwebte in der Leere, ohne irgendetwas zu enthüllen. Erst als er näher kam, sah ich die kleine Hand am Messingständer und gleich darauf das verschmitzte Gesicht des jungen Duncan. Einen Moment lang war ich sicher, dass er mich gesehen hatte, doch er setzte wortlos seinen Weg fort. Ein Fremder schritt hinter ihm. Selbst in der Düsternis blieb mir nicht verborgen, dass es ein großer Mann war, der einen Hut fest an seine Brust gedrückt hielt.

Ich folgte ihnen. Die Kerzenmänner versuchten, mich an meinem Mantel festzuhalten, aber ich schüttelte sie ab. Wenn ich die Kinder wirklich beschützen wollte, dann musste ich alles über die Geheimnisse dieses Ortes in Erfahrung bringen.

Duncan schritt langsam durch das Haus und hielt vor einem Marmorflachrelief in der Wand an, das eine Heerschar von Gesichtern zeigte, menschliche und anders geartete, deren Münder in Pein zum Schrei aufgerissen waren.

»Oh ja, bitte. Bitte ...«, sagte der

Mann mit einer Spur Verzweiflung in der Stimme. Seine Augen waren klein und wässrig und saßen zu tief in einem fetten, kinnlosen Gesicht auf einem schwabbeligen Hals. Sein ganzer Körper zitterte vor Erwartung.

Mit unbeteiligter Miene drückte Duncan einen Finger in die Augenhöhle eines der kleineren Gesichter, bis ein Klicken erklang. Die Wand öffnete sich langsam und knirschend unter dem Gewicht des Marmors, und der Junge trat zur Seite. Er blickte zu mir zurück und drückte einen Finger an die Lippen,

bevor er dem Fremden in den geheimen Raum folgte. Er ließ die Tür für mich offen. Ich folgte dieser ziemlich offensichtlichen Einladung und trat hinter den beiden ein.

Ich befand mich in einem runden Gemach, umgeben von konzentrischen Ringen wogender Seidentücher. Die drehten sich langsam, so dass keine Wände zu erkennen waren, nur diese rotierenden, durchscheinenden Abtrennungen mit unregelmäßig angeordneten Stofflücken. Um von einem Ring zum nächsten zu gelangen, musste ich rasch durch

die Öffnungen treten. Dann sah ich das Zentrum des Raumes vor mir, in dem Duncan gerade dabei war, den großen Mann auf einem eisernen Stuhl festzuschnallen. Ein Tisch auf Rädern stand neben ihnen. Darauf lagen ein rauchfarbenes Fläschchen mit einer weißen Aufschrift, die ich nicht lesen konnte, eine Spritze, eine Zange, und etwas, das aussah wie ein Stück Zucker.

»Ja, ja ... ich warte schon so lange darauf ...« Der Mann schloss seine Augen. Tränen rannen ihm über die feisten Wangen, als er sich im Stuhl entspannte. Der Junge

öffnete das Fläschchen und zog die Spritze mit dem Inhalt auf. Er injizierte die schwarze Flüssigkeit in die Mitte des Zuckerwürfels und legte die Spritze zur Seite. Mit der Zange schob er die solcherart modifizierte Süßigkeit in den erwartungsvoll geöffneten Mund des Fremden.

Der Mann biss geräuschvoll darauf und zerrte im nächsten Moment an den Riemen des Stuhls, als sein ganzer Körper zu zucken begann. Duncan blieb davon unbeeindruckt und begann damit, den Tisch aufzuräumen. Er

verschloss das Fläschchen und die Nadel, bevor er wieder mit einem listigen, wissenden Blick in meine Richtung schaute. Der Mann im Stuhl bewegte sich nicht mehr. Der Junge fing an ihn loszuschnallen, als ich den Raum verließ. Die Kerzenmänner hatten auf mich gewartet. Sie begannen wieder zu brennen und führten mich aus der Dunkelheit.

Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, welcher geheimen Scheußlichkeit ich gerade beigewohnt hatte. Und die Frage, warum Duncan mir zuzusehen

erlaubt hatte, war noch irritierender als der Umstand, dass es solch einen Raum in den Mauern Darklings gab. Man spielte mit mir, und das gefiel mir gar nicht.

Nach kurzer Zeit erreichten wir den Flügel, wo die Kinder und ich für die Nacht untergebracht waren. Am Ende des Ganges schien Mondlicht durch das Fenster. Ich öffnete meine Zimmertür, als ein Schatten über die Wand glitt. Die Flammen der Wachsmänner verloschen, und sie liefen zurück zu ihren Alkoven.

Ich wirbelte herum, doch hinter

mir war der Gang leer. Dann passierte es erneut, und dieses Mal sah ich eine Bewegung außerhalb des Fensters, die kurz den Schein des Mondes verdunkelte. Neugier überwog meine Furcht. Ich bewegte mich leise zum Ende des Ganges.

Unter dem Fenster befand sich ein großer Teich. Ein älterer Mann, wohl der Gärtner, schaufelte tropfende, weiche Stücke von etwas, das wie Fleisch aussah, aus einem Schubkarren ins Wasser. Einen Augenblick lang passierte nichts. Das Fleisch platschte hinein und ging sofort unter. Aber dann

brodelte und quoll etwas empor wie zuvor bei der Führung durch das Anwesen. Ein Tentakel tauchte wie eine kopflose Schlange aus den Fluten, dann ein zweiter und noch einer, bis ein halbes Dutzend von ihnen das Wasser aufschäumen ließen und sich windend die treibenden Fleischstücke packten. Der alte Mann wischte sich mit dem Hemdsärmel über die Stirn und fuhr fort, den Inhalt seiner Schubkarre zu entladen. Die Gliedmaßen des Wesens auf dem Grunde des Teiches zuckten hungrig.

Ich wich vom Fenster zurück.

Mein Herz hämmerte gegen das silberne Kruzifix, das ich noch immer trug. Ich schrie nicht. Aber ich spürte mit jeder Faser, dass ich die Kinder so schnell wie möglich aus dem Haus bringen musste.

»Haben Sie keine Angst«, sagte eine Stimme hinter mir. Ich fuhr herum.

Mrs. Darrow stand am anderen Ende des Ganges und blickte mich ruhig an.

»Wie konnten Sie nur Ihre Kinder an einen solch schrecklichen Ort einladen?«

»Ich gebe zu, dass er

ungewöhnlich ist, aber schrecklich ... nein.«

»Das Ding im Teich ...«

»Musste gefüttert werden.« Sie kam ans Fenster und blickte auf das Anwesen hinaus. »Dass es anders aussieht und sich anders benimmt als wir, macht es doch noch nicht zu etwas Bösem. Es würde Ihnen und den Kindern niemals etwas antun.« Die Schatten der Tentakel glitten über uns, und ihr fielen die Bücher unter meinem Arm auf. »Ich sehe, Sie waren in der Bibliothek.«

»Unter anderem«, erwiderte ich mit einem leisen Schauder, aber ich

verriet ihr nicht, was ich gesehen hatte. Vielleicht wusste Lily selbst gar nichts über die Geschäfte, denen dieser Mr. Whatley nachging.

»Ich konnte nicht schlafen.«

»Ich auch nicht. Ich habe mir Sorgen um die Kinder gemacht.«

»Ich auch.«

»Ich würde niemals zulassen, dass ihnen etwas Schlimmes widerfährt. Das müssen Sie mir glauben.«

»Und wie wollen Sie sie vor den Dingen schützen, die ich mit Worten gar nicht beschreiben könnte?« Ich deutete zum Fenster.

»Das kann ich nicht, aber der Herr des Hauses vermag es. Das kann ich Ihnen versichern.«

»Diese Vereinbarung zwischen Ihnen und Mr. Whatley, der sich, wenn ich das feststellen darf, noch nicht vorgestellt hat, erfüllt mich mehr und mehr mit Misstrauen.«

»Er ist ein sehr beschäftigter Mann. Aber er wird morgen zum Frühstück anwesend sein. Wenn Sie ihn kennenlernen, werden Sie verstehen, warum ich zugestimmt habe, zu bleiben. Oh bitte, wenn Sie mir danach immer noch nicht trauen, können Sie die Kinder

nehmen und nie mehr hierher zurückbringen.« Sie berührte mich leicht am Arm und blickte mir in die Augen. Die Frau war schwer abzuschätzen. In ihr verschmolzen Kraft und Zerbrechlichkeit auf seltsame Weise, und ich hoffte, dass ihr das Macht genug verlieh, all die Kreaturen, die das Darkling-Haus beherbergte, im Zaum zu halten.

»Warum machen Sie sich dann Sorgen?«

»Sie sind so groß geworden ...« Sie entspannte sich merklich, und auch mir wurde ein wenig leichter

ums Herz.

»Das haben Kinder so an sich, wenn man sie eine Weile nicht sieht.«

»So viel Zeit ist vergangen. Vielleicht hätte ich mich fernhalten sollen. Ich war schrecklich egoistisch.«

»Unsinn.« Ich legte meine Hand auf ihre und lächelte traurig. »Jede Chance, Sie wiederzusehen, ist viel zu wichtig für die beiden. Ich wünschte mir selbst, dass ich meine Mutter ein wenig besser gekannt hätte, bevor sie starb.«

Wir sahen uns stumm an. Ihr

Kopf neigte sich auf eine Seite, als hätte sie eine Entscheidung getroffen. Dann lächelte sie und umarmte mich flüchtig.

»Bis morgen.«

Sie wandte sich um und verließ den Korridor. Mir wurde bewusst, dass ich keine Ahnung hatte, wo sie schlief, und ich fragte mich erneut, was sie des Nachts trieb, während wir anderen ruhten.

Die Geräusche im Haus hörten nie auf, aber mit Hilfe der Bücher aus der Bibliothek konnte ich sie weit hinter mir lassen. Die fremdartige

Schrift in den Bänden verwandelte sich in die Sehenswürdigkeiten und Düfte Indiens selbst. Ich spazierte, nur mit einem Nachthemd bekleidet, durch die Straßen von Lucknow und Bombay, schritt durch die Höfe des Taj Mahals. Ich war ein barfußiger Geist, den niemand bemerkte. Jede Seite ließ mich durch einen anderen Teil des Landes wandeln, und ich durchstreifte sie alle, bis ich keine Kraft mehr in den Beinen hatte. Ich schloss das Buch und kehrte in mein Zimmer im Darkling-Haus zurück, wo ich sofort auf das Bett sank und

einschlief.

Ich träumte, dass meine Mutter an einem windumtosten Moor entlangwandelte, nur mit einem Nachthemd angetan, das genau so aussah, wie ich eines trug. Sie war tot, und doch schritt sie dahin. Ich versuchte sie zu überzeugen, wieder hereinzukommen in ein Haus in einiger Entfernung, aber sie antwortete, ich solle sie in Ruhe lassen. Der Wind zerrte an ihr, riss ihr die Kleider vom Leib, ihr Haar und dann ihr Fleisch. Ich sah es voll Grauen, versuchte vergeblich gegen den Wind nach ihr zu greifen und

schrie auf, als sie mir buchstäblich durch die Finger glitt.

Ich war bereits angekleidet, als jemand kräftig an meine Tür pochte.

»Ja?«

Ein Dienstmädchen trat ein. Sie war jung und besaß die gleiche blassgelblich-pfirsichfarbene Haut wie Duncan. Sie bedeutete mir, ihr in den Korridor zu folgen. Ich sah nach den Buben, aber ihr Zimmer war leer. In mir verkrampfte sich alles. Ich eilte die große Treppe hinab und durch die Eingangshalle, während mit jedem Schritt die

Lichter aufflammten, dann dunkel wurden und zuletzt verschwanden. Schließlich erreichte ich das Esszimmer am anderen Ende des Hauses.

Als ich eintrat, hatte ich das Gefühl, in ein mittelalterliches Bankett hineinzuplatzen. Der schwere Tisch war üppig gedeckt mit Scheiben von Fleisch, noch nicht von den Knochen gelöst, Platten mit aufgeschnittenen Früchten, Schüsseln mit Eiern und Käse, Kannen mit Kaffee und Tee, Bergen von Fisch und einer Reihe anderer Delikatessen, die ich kaum

identifizieren konnte.

James und Paul saßen nebeneinander ihrer Mutter gegenüber. Ein blasses junges Mädchen saß neben Mrs. Darrow. Die Kopfenden des Tisches hatten zwei Herren eingenommen. Den ersten erkannte ich als den großen Mann aus der vergangenen Nacht wieder. Er schien sich offenbar von der nächtlichen Eskapade erholt zu haben, denn er sprach eifrig einer Platte mit Wurst und Schinken zu. Von dem zweiten konnte ich nur annehmen, dass es sich um den oft erwähnten Mr. Whatley handelte.

Beide Männer erhoben sich von ihren Stühlen.

»Charlotte, wie schön, dass Sie uns Gesellschaft leisten«, sagte Lily.
»Ich darf Sie mit Mr. Samson bekannt machen.« Der beliebte Herr nickte grüßend und noch immer kauend. »Und natürlich mit Mr. Whatley.«

Ich nickte ebenfalls. Mr. Whatley war imposant. Er war nicht übergewichtig oder fett, aber er war groß. Nicht so groß, dass man ihn als Riesen bezeichnen würde, aber definitiv übergroß im Vergleich zu dem, was man als normal erachten

konnte. Seine beachtlichen Hände griffen nach einer Serviette auf dem Tisch und betupften damit seine Mundwinkel. Die Lippen waren schmal, seine Züge rau; von der Art, die immer ein wenig unrasiert wirkt. Er machte einen etwas derangierten Eindruck. Sein Haar war wild und unfrisiert, die teure Kleidung zerknittert. Sein Kragen hing schief, und das Hemd steckte nicht vollständig in der Hose. Doch das Interessanteste an ihm waren seine Augen – so dunkel, dass ihnen kein Licht entwich und dass nichts sich in ihnen spiegelte. Sie

waren unlesbar, und während wir einander über den Tisch hinweg anblickten, spürte ich eine wachsende Besorgnis. Das war ein Mann, den man sehr ernst nehmen musste.

»Willkommen, Mrs. Markham«, sagte er mit tiefer Stimme, der dieselbe Macht innezuwohnen schien wie seinen Augen. Gleichzeitig schwang eine prahlerische Arroganz in ihr, als fiele es ihm schwer, irgendetwas wirklich ernst zu nehmen. »Bitte. Setzen Sie sich.« Es klang mehr nach einem Befehl

als nach einer Einladung, deshalb wartete ich einen Moment ab, um zu sehen, was er tun würde.

Whatley widmete sich wieder seinem Frühstück, und als er gewahr wurde, dass ich seiner Aufforderung nicht Folge geleistet hatte, lehnte er sich vor und wandte sich erneut an mich.

»Sehr freundlich von Ihnen, dass Sie die Kinder brachten.« Er deutete auf den Stuhl, den Mrs. Darrow mir angeboten hatte.

»Kinder brauchen ihre Mütter, kleine Jungen ganz besonders.« Ich nickte Mrs. Darrow unmerklich zu

und setzte mich neben James und Paul. Ich wollte nicht unverschämt erscheinen oder mich querstellen, wenigstens nicht zu diesem Zeitpunkt. Ich wollte ihn lediglich testen, und das war mir gelungen. Er schien geduldig zu sein, jene Art von Jäger, die sich auf die Lauer legt.

»Leider, leider gibt es keine ausgeprägten mütterlichen Gefühle bei den Leuten in der Endwelt«, sagte Mr. Samson zwischen zwei Bissen.

»Dann tut ihr mir leid.« Ich legte mein Mundtuch auf meinen Schoß

und bediente mich. Mr. Whatleys Lippen verzogen sich zu einem Schmunzeln.

»So? Tun wir das?«

»Ja. Es gibt nichts Vergleichbares zur Liebe einer Mutter. Kinder sollten sie erfahren können, solange es möglich ist.« Ich nickte zu den Jungen und Richtung Lily.

»Solange sie gut für das Kind ist?«, fragte Mr. Whatley in einem ernsteren Ton.

»Natürlich.«

»Dann ist es gut, dass unsere zum größten Teil verschwindet. Manche Mütter hungern nach ihren

Kindern auf eine Weise, die durch Liebe nicht mehr befriedigt werden kann.« Er sagte das genüsslich mit einer Miene gespielten Bedauerns. Nur seine Augen musterten mich emotionslos wie die eines Reptils.

»Beispiele dafür gibt es auch in der Welt der Lebenden.«

Samson räusperte sich und tupfte mit dem Mundtuch an seinen Lippen. »Aber, aber, mein Freund. Müssen Sie diese Phrase bemühen? ›Welt der Lebenden‹, also wissen Sie. Wir sind genauso lebendig, oder nicht?«

»Vielleicht sogar noch mehr, denn

wir sterben nicht. Aber andererseits sind die meisten von uns auch nicht direkt lebendig.« Der große Mann lachte unterdrückt.

»Bewahren Sie sich ein wenig von Ihrem Witz, Whatley, für die Zeit, wenn ich Sie überzeugt habe, einer der Unseren zu werden.«

»Bitte, meine Herren. Keine Politik beim Essen.« Das blonde Mädchen neben Mr. Whatley ergriff rügend das Wort. Sie war ausgesprochen schön, auf eine kalte Art und Weise, mit hochgezogenen Augenbrauen und einer Stupsnase. Ihre Augen waren

hell bis zur Farblosigkeit, und es strahlte genug Licht aus ihnen, um die dunkle Lichtlosigkeit in denen des Mannes neben ihr wettzumachen.

»Ich muss mich entschuldigen, meine Liebe.«

»Allerdings, Mr. Samson. Mein Vater braucht nicht auch noch Ermunterung. Er ist so schon ungehobelt genug. Ich habe ihn zu erziehen versucht, so gut ich vermag, aber er ist einfach hoffnungslos.«

»Ich ziehe impertinent vor«, meinte Mr. Whatley.

»Das macht für mich keinen Unterschied. Auf diese Weise wirst du es schwer haben, mich an den Mann zu bringen.«

»Vielleicht will ich nicht, dass du heiratest, Olivia.«

»Natürlich willst du das, Vater, bevormunde mich nicht. Ich hasse es, bevormundet zu werden. Du wünscht dir genau so sehr wie ich, dass ich heirate, sonst hättest du keine Hauslehrerin für mich besorgt, noch dazu eine menschliche Hauslehrerin.« Sie sah Mrs. Darrow mit einem dankbaren Lächeln an und tätschelte ihre

Hand. »Vater will immer das Beste für mich.«

»Das Beste?«, fragte ich, denn es erschien mir seltsam, menschlich als ein Qualitätsmerkmal zu benutzen, wie etwa Nerz bei Pelzmänteln oder eine bestimmte Sorte Tee.

»Menschen sind hoch in Mode.«

»Momentan«, sagte Mr. Whatley wegwerfend.

»Weshalb denn?« Ich war ziemlich verwirrt. Mr. Samson verschränkte die Finger und stützte sein nicht vorhandenes Kinn darauf.

»Wir sind unsterbliche Wesen,

Mrs. Markham, und es gibt nichts Langweiligeres als die Ewigkeit. Eine Weile zu erahnen, wie es ist, sterblich zu ein, ist eine himmlische Abwechslung, wie kurz sie auch sein mag.«

»Man muss sich über die gesellschaftlichen Trends auf dem Laufenden halten.« Olivia hielt die Tasse mit ausgestrecktem kleinen Finger und nippte an ihrem Tee. Mr. Whatley lehnte sich träge und selbstgefällig zurück.

»Ganz im Gegenteil. Ich könnte ganz ohne Gesellschaft auskommen. Sie ermüdet mich

nur.«

»Ich verlange nicht mehr von dir, als dass du dich bis nach meinem Debütantinnenball einigermaßen umgänglich benimmst«, sagte das Mädchen zu seinem Vater.

»Bin ich nicht bereits umgänglich, meine Liebe? Trage ich nicht bereits dieses blöde Ding?« Er zupfte an der Haut seines Gesichts, so dass sie sich dehnte und zurück schnappte wie eine Gummimaske. Paul schrak in seinem Stuhl zusammen, während James vor Lachen aufheulte. Ich für meinen Teil schob den Teller zur

Seite. Mir war der Appetit vergangen.

»Ja, du trägst es, aber nicht gut«, erwiderte Olivia.

»Dann musst du das nächste Mal deine Wünsche klarer formulieren. Man sollte genau wissen, worauf man sich einlässt.«

»Eine wichtige Lektion«, sagte Mr. Samson und erhob sich.

»Sie wollen uns schon verlassen?«

»Ich bedaure zutiefst, aber ich muss mich auf den Weg machen. Danke nochmals für Ihre Gastfreundschaft. Werden Sie

darüber nachdenken, was wir besprochen haben?«

»Ich werde es bedenken, mehr verspreche ich nicht.«

»Das würde mich freuen. Einen guten Tag Ihnen allen.« Der große Mann verließ das Esszimmer, und ich nutzte die Unterbrechung des Gespräches.

»Ich fürchte, die Kinder und ich müssen bald nach Everton zurückkehren. Ihr Vater wird sich sonst Sorgen machen.«

Mr. Whatley beugte sich über den Tisch und trank einen Schluck Tee.

»Mr. Darrow, sagen Sie? Was ist

er für ein Mann? Lily hat nicht viel über ihn gesagt.«

Mrs. Darrow unterbrach den Dialog rasch auf unverfängliche, ungezwungene Weise.

»Mr. Whatley, warum zeigen Sie unseren Gästen nicht das Herz Ihrer Sammlung nach dem Frühstück. Ich fand sie immer so interessant.«

»Ausgezeichnete Idee!« Wenn ihm Mrs. Darrows offensichtliche Ablenkung von der Unterhaltung über ihren Gemahl auffiel, ließ er es sich nicht anmerken. In seinen geheimnisvollen Augen war nichts zu lesen.

»Was sammeln Sie eigentlich?«, fragte ich mehr aus Höflichkeit denn aus Neugier, und um ebenfalls von dem Thema abzulenken, das Mrs. Darrow so unangenehm war.

»Sie sollten es sich ansehen, das ist besser als alle Worte.« Er zwinkerte mir auf unschicklichste Weise zu, und ich musste den Kopf senken, weil ich errötete und nicht auf derlei vorbereitet war. Ich hatte einen kalten alten Geizhals erwartet, die Sorte, die in einer ewigen Nacht wie jener hier im Darkling-Haus sein Unwesen trieb, alle Schönheit erstickte und alles

Leben verwelken ließ ... jemand, der wesentlich nichtmenschlicher in Erscheinung trat. Aber Mr. Whatley war bemerkenswert amüsant und vermochte sich in Szene zu setzen. Er war, verbunden mit seinem nachlässigen Äußeren, eine markante Persönlichkeit, so ganz anders, als der stattliche, in Trauer verlorene Herr von Everton. Als alle fertig gegessen hatten, stand Mr. Whatley auf.

»Nun denn, ich nehme an, dass Sie inzwischen die eine oder andere exzentrische Seite des Hauses bemerkt haben?« Whatley wartete

nicht auf eine Antwort. »Manche sind mit einem Kuriositätenkabinett zufrieden. Mit einem kleinen Schrank voller Antiquitäten und Andenken von den Orten, an denen sie gewesen sind. Aber ein wahrer Sammler ... für einen wahren Sammler ist seine Sammlung sein Herzblut.« Er fuhr fort mit seinen Erklärungen, während er das Esszimmer verließ. Er erwartete, dass wir ihm dichtauf folgten, was wir auch taten. Am Ende eines Ganges, unter dem Bildnis einer ernst blickenden Frau mit Tentakeln anstatt der Hände, deutete er auf

einen Steinsockel mit der Statue eines Mannes, dessen Schatten über einen Kreis von Symbolen wanderte, welche Bezeichnungen wie Kindheit, Jugend und mittleres Alter trugen. In einem anderen Raum befanden sich ein Spinnrad, das Wasser spann, und eine Vase, die man drehen konnte, wobei sie ihre Form veränderte, so dass sie immer anders aussah.

»Das Darkling-Haus ist mein Lebenswerk. Ich habe es angefüllt mit Kuriositäten und Wundern. Manche von ihnen sind bloßer Krimskram, andere vermögen auch

nützlich zu sein.« Er führte uns in die Bibliothek und die Wendeltreppe empor. Als wir das oberste Stockwerk der Bibliothek erreichten, schritt er voran über einen Übergang. Dann wandte er sich um, hielt einen Moment dramatisch inne und öffnete die Tür zu seiner Sammlung.

»Treten Sie bitte ein.«

Fast ausschließlich in Elfenbein, Opalgrau und Alabaster gehalten, glich der gewaltige Raum einem Mausoleum. Wie bereits in der Bibliothek endeten die hohen Mauern auch hier in einem

gläsernen Dach. Das Licht des Abendhimmels reichte aus, den riesigen Raum zu erhellen, der sich über die gesamte Länge des Gebäudes erstreckte. Da und dort zweigten Korridore voll ähnlicher Ausstellungstücke ab und öffneten sich in weitere Räume wie Kapellen in einer Kathedrale.

»Es heißt, dass ein Sammler nur so gut wie seine Sammlung ist. Hier bewahre ich alle meine wertvolleren Stücke auf. Sie sind meine Gefühle.« Mr. Whatley deutete zur ersten Abteilung. Zu beiden Seiten der Halle standen

von kleinen Lichtquellen rückwärtig beleuchtete Statuen. Sie waren alt, erinnerten an die Hochzeit der Griechen oder Römer; über vier Dutzend nackte, schöne Gestalten in verschiedenen Posen.

Ich näherte mich einer mit der Aufschrift »Neid«. Es war die eines Mannes mit verschränkten Armen, der mit einem Seitenblick etwas voller Abneigung betrachtete. Inmitten all dieser Dinge begann ich plötzlich, mich sehr unbedeutend zu fühlen. Mr. Whatley hatte wirklich eine Menge erreicht, wenn er sich den Luxus leisten

konnte, solch eine umfangreiche persönliche Sammlung von Relikten und Antiquitäten zusammenzutragen. Ich hingegen hatte nichts weiter vollbracht, als jeden Menschen, den ich je geliebt hatte, zu verlieren. Ich verschränkte die Arme und begann, Mr. Whatley von der Seite zu beobachten, bis mich Mrs. Darrow von der Statue fortzog. Das Gefühl endete so schnell, wie es gekommen war, und ich war wieder ich selbst.

»Man sollte besser vermeiden, ihnen zu nahe zu kommen.« Wir setzten unseren Weg fort, und ich

achtete darauf, dass die Jungen nicht zu lange vor einer der Statuen verweilten, vor allem vor solchen wie »Wollust«, die zu obszön waren, um sie hier zu beschreiben. Auf diese Präsentation von Gefühlen folgten Glasmalereien von Landschaften. Sie schienen ihre eigenen Lichtquellen zu besitzen und pulsierten schwach in der Dämmerung.

»Das sind vielleicht einige meiner liebsten Stücke«, sagte Mr. Whatley.

»Was sind sie?«, fragte Paul, während er auf das Gemälde einer

ausgedehnten Metropole blickte.

»Orte. Oder Türen zu Orten.«

Paul wollte eines der Glasbilder berühren, aber Mr. Whatley nahm seine Hand und zog sie sanft zur Seite. »Man darf sie nicht anfassen, außer man möchte an einem dieser Orte stranden, von denen es keine Rückkehr gibt. Zudem sind sie außerordentlich empfindlich und leicht zu zerstören. Wenn eines dein besonderes Interesse weckt, dann sag es mir. Ich kann unten im Obstgarten eine Tür dorthin öffnen, so wie die eine nach Everton.«

»Kennen Sie denn Everton, Mr.

Whatley?«

»Nur aus Lilys Erzählungen. Ich hatte noch nicht das Vergnügen. Vielleicht sind Sie eines Tages so freundlich, mich durch das Anwesen zu führen?« Ich war so sprachlos über dieses Ansinnen, dass ich nur ein kurzes zustimmendes Nicken zu Wege brachte.

Olivia stieß ein unüberhörbares Seufzen aus.

»Vater, musst du ihnen denn alles zeigen? Mein Unterricht bei Mrs. Darrow sollte schon vor zwanzig Minuten beginnen.«

»Wie meine liebe Tochter

wünscht. Wir werden noch viel Zeit haben, uns den Rest anzusehen, und das ist ja noch längst nicht alles.« Er führte uns aus seiner Sammlung hinaus und schloss die Tür hinter uns. Während des Abstieges durch die Bibliothek, zog mich Mrs. Darrow zur Seite.

»Duncan kann euch zurück durch den Obstgarten begleiten, aber ich hoffe, dass ihr uns bald wieder besuchen kommt. Vielleicht übermorgen?« Das war der Augenblick, den ich gefürchtet hatte, der Augenblick der Wahrheit. Würden wir wiederkommen?

Darkling war sicherlich ein interessanter Ort, und die Whatleys waren seltsam, stellten aber offensichtlich keine Gefahr dar. Das befreite sie nicht von meinem Misstrauen, jedoch begann ich, sie mit anderen Augen zu sehen. Mr. Whatley schien ein gebildeter Mann zu sein, und es gab vieles, das man im Darkling-Haus erfahren und lernen konnte; Dinge, die sich in Everton als unmöglich erweisen würden. Das allein war es wert, erkundet zu werden, und wenn man dazu Mrs. Darrows Wunsch nach dem weiteren Zusammensein mit

ihren Kindern in Betracht zog, gab es kaum einen Grund, die Einladung auszuschlagen. Ich konnte natürlich die Kreatur im Teich nicht ignorieren oder Mr. Samsons nächtliches Zwischenspiel mit Duncan, aber wenn ich als junges Mädchen in Indien eine Erkenntnis gewonnen hatte, dann die, etwas nicht zu beurteilen, solange man nicht alle nötigen Fakten hatte.

»Ich denke, das lässt sich einrichten.«

»Das ist wunderbar. Ich plane eine Überraschung für die beiden.«

»Das ist gar nicht notwendig.

Dass die Buben ihre Mutter von den Toten zurückhaben, ist mehr als genug Aufregung für eine Woche.«

Lily senkte ihre Stimme und verlangsamte ihren Schritt, um den Abstand zwischen uns und den anderen zu vergrößern.

»Wie Sie sehen, bin ich hier ebenso eine Angestellte wie Sie in Everton.«

Ich schluckte den Klumpen von Schuld, der in meinem Hals hochstieg, und erinnerte mich an meine Gefühle, als ich allein mitten in der Nacht dicht neben Mr. Darrow im Musikzimmer gesessen hatte ...

»Darf ich damit rechnen, dass ihr wiederkommt?«

»Ich sagte, dass ich mit den Kindern zurückkommen werde, und das war mir auch Ernst. Ich traue diesem Ort nicht ganz, aber ich sehe, dass Sie es tun. Im Augenblick reicht mir das.«

»Gut.« Sie drückte mein Handgelenk. Unten angelangt verabschiedeten wir uns von Mr. Whatley und seiner Tochter. Olivia machte sich für den Unterricht fertig, während der Hausherr meine Hand in seine großen Finger nahm und sie küsste. Dann nickte er Mrs.

Darrow zu und begann ziellos durch das Haus zu wandern, wobei er immer wieder innehielt, um die Stücke seiner Sammlung zu bewundern, die jeden Raum zu etwas Besonderem machten. Lily begleitete uns durch die Empfangshalle und durch ein Kaleidoskop ineinander verschachtelter Räume zu dem Hintereingang in den Obstgarten, wo uns Duncan bereits erwartete. Sie küsste die Kinder zum Abschied und blickte uns von den Stufen des großen Hauses nach, bis wir zwischen den Bäumen ihrem Blick

entschwanden.

NEUNTES KAPITEL

Basar Bizarr

In Blackfield besuchte ich zum ersten Mal einen Dorfbasar. Die ganze Woche zuvor hatte Mrs. Mulbus mit Vorbereitungen zugebracht. Sie backte Fleischpasteten, Gewürzkuchen und Schokoladenplätzchen und war sogar zu beschäftigt, Jenny lautstark herumzukommandieren. Diese litt schmollend unter der Missachtung. Sie ließ mit

dramatischem Klarren mehrere Teller zu Bruch gehen und musterte ihren Quälgeist immer wieder über die Schulter, eine Spur Verzweiflung im Blick. Nur wenn ihre Vorbereitungen ihr ein wenig Spielraum ließen, mokierte sich Mrs. Mulbus, wenn auch nur leise kopfschüttelnd darüber, wofür Jenny sie glücklich mit einem finsternen, liebevoll-giftigen Blick bedachte.

Als ich mit den Buben und Mr. Darrow an Mrs. Mulbus' Tisch vorüberkam, steckte sie den Kindern heimlich ein paar Kekse zu

und dachte, ich hätte es nicht bemerkt. Ich fand es so beruhigend normal, dass ich gar nichts sagte. Seit der Entdeckung des Darkling-Hauses schien es eine Ewigkeit her zu sein, dass ich mit solch einfachen Dingen wie den Naschereien der Kinder vor dem Essen konfrontiert worden war, und ich genoss diese Normalität. Die Buben rannten voraus, stopften die Kekse in sich hinein, wischten sich die Schokolade mit ihren Handschuhen von den Lippen und genossen ihre Schlauheit nicht weniger als das verbotene Naschwerk.

Der Herbst ging zu Ende. In ganz Blackfield war kaum noch etwas grün. Die Wälder ringsum wogten im Wind wie verglühende Feuer, als die Blätter als goldener und roter Funkenregen in den aschgrauen Himmel stoben. James kickte durch die Haufen pergamentfarbiger Blätter, die das Gelände der St. Michaels Kirche bedeckten. Mr. Scott konnte man Arm in Arm mit Cornelia Reese sehen, die nicht nur die reichste Frau des Dorfes war, sondern auch die eigentliche treibende Kraft hinter dem Basar. Sie kam aus der Stadt und

machte kein Hehl daraus, dass ihr die ländliche Idylle unserer kleinen Kirche missfiel. Sie erklärte jedem, der es hören wollte – vor allem Mr. Scott –, sie werde alles daran setzen, dass St. Michaels ein würdiges Gotteshaus würde, dem sie ihre ganze schirmherrschaftliche Aufmerksamkeit widmen könnte.

Und so hatte der arme Mr. Scott in den letzten Monaten alle, die ihn trotz des Vogelgezwitschers vernehmen konnten, daran erinnert, ihren Teil dazu beizutragen. Die Beteiligung am Basar zeigte, wie sehr ihn die Dorfbewohner

schätzten, denn obgleich viele Leute nichts sehnlicher wünschten, als dass Cornelia Reese scheiterte, war der Mehrzahl letztlich der Wunsch des Pfarrers wichtiger.

Außer dem der Köchin gab es auch noch andere Tische aus Everton. Ellen und einige der anderen Hausmädchen boten selbstgemachte Puppen mit einfachen Knopfaugen, aber wundervoll gearbeiteten Kleidern an. Mrs. Norman saß in einem kleinen Zelt und wirkte stolz und geheimnisvoll in einem Stoffturban, der völlig unpassend war, wenn sie

eine indische Swami darstellen wollte. Einige der Dorfbewohner, vor allem Cornelia Reese, konnten eine Wahrsagerin auf dem Kirchengelände nur schwer verkraften. Sie bedachten Mrs. Norman mit wütenden Blicken, wenn sie an ihrem Zelt vorbeikamen. Manche tauchten mehrfach auf, um ihren Standpunkt klarzumachen, und alle bekreuzigten sich in übertriebener Frömmelei. Wenn Mrs. Norman sie überhaupt bemerkte, würdigte sie sie keines Blickes, denn sie war die meistbeschäftigte aller Aussteller,

und am Ende des Tages hatte niemand mehr zur Erneuerung der St. Michaels Kirche beigetragen als die Haushälterin von Everton.

Abgesehen von einigen wenigen offiziellen Veranstaltungen, war der Basar ein geschäftiges, lärmendes Dorffest. Mr. Watersalt, der Zimmermann, hatte ein kleines Puppentheater neben Ellens Tisch aufgebaut und demonstrierte die Nützlichkeit ihrer selbstgefertigten Puppen mit ein wenig Theaterflair und den verschiedensten kindlich hohen Puppenstimmen. Mildred Wallace, die sich normalerweise zu

sehr mit dem Leben anderer Leute beschäftigte, um ihr eigenes genießen zu können, versuchte allen, die zuhören wollten, die kunstvolle Uhr vorzuführen, die ihr Mann gebaut hatte. Diese zeigte ständig lebensecht geschnitzte Figuren, die ihr allesamt recht ähnlich sahen. Selbst Mr. Darrow schien seine Traurigkeit zu vergessen. Er grüßte jeden mit einem fröhlichen Lächeln und trug den größten Teil des Tages James auf seinen Schultern, bis sich der Junge einer Gruppe von Kindern anschloss. Sie spielten eine

komplizierte Version von Fangen, wobei es hauptsächlich darum zu gehen schien, um die Kirche herum zu rennen und möglichst laut zu schreien.

»Es erstaunt mich immer wieder, dass er so fröhlich sein kann«, meine Mr. Darrow.

»Kinder sind widerstandsfähiger als wir. Aber sie brauchen trotzdem ihre Eltern«, erwiderte ich und erinnerte so Mr. Darrow indirekt an sein unerfülltes Versprechen, mehr Zeit mit seinen Söhnen zu verbringen.

»Sie sind eine sehr weise Frau,

Mrs. Markham.«

»Sie schmeicheln mir, Mr. Darrow.«

»Vielleicht sollte ich das öfter tun.«

Wir blickten einander an, versunken in den Augenblick, bis Konstabler Brickner zu uns trat. Mr. Darrow schüttelte enthusiastisch seine Hand, sehr zur Überraschung des Mannes, den solche Freundlichkeit sofort mit Misstrauen erfüllte. Zusammen gingen sie zum Tisch der Larken-Brüder, an dem nicht nur viele verschiedene Biersorten, sondern auch die

meisten Männer des Dorfes zu finden waren. Ich fragte nach Susannah, die ich nicht auf dem Basar gesehen hatte, doch auch Lionel hatte seit Stunden nichts mehr von ihr gehört. Mr. Darrows stieß auf Fredericks, der allen anderen in punkto Feststimmung um einiges voraus war. Hier lud Mr. Darrow seinen alten Freund und Vertrauensmann auf ein Bier ein und ließ uns allein des Weges ziehen.

Paul und ich spazierten weiter über das Kirchengelände. Wir entfernten uns von dem Lärm

und Lachen und den Gerüchen des Essens und erreichten den Friedhof. Lily Darrows Grabstein war unverändert seit unserem letzten Besuch, aber jetzt hatte so vieles eine neue Bedeutung gewonnen. Paul fuhr mit den Fingern über die eingravierten Zahlen ihres Todesstages.

»Es ist noch immer hier.«

»Was hattest du denn erwartet?«

»Keine Ahnung ... vielleicht einen Sprung in der Schrift? Irgendeine ... Veränderung.« Wir standen stumm nebeneinander. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich legte ihm

eine Hand auf die Schulter, und er fuhr fort zu sprechen.

»Ich wollte sie so sehr wiedersehen. Ich träumte jede Nacht von ihr. Und jeden Morgen, wenn ich aufwachte, wusste ich, dass sie für immer fort war. Das machte mich so traurig, aber es war mir so wichtig, eine Weile so zu tun, als wäre alles in Ordnung. Doch irgendwie ist die Wirklichkeit schlimmer, weil ich Mutter trotzdem verlieren werde. Ich kann sie umarmen, aber sie ist immer noch tot, und Vater ist immer noch allein. Wir können sie nicht nach Hause

holen, und alles ist noch immer traurig.«

»Wäre es dir denn lieber, wenn sie nie zurückgekommen wäre?«

»Nein ... ich weiß nicht. Ich wünschte mir, dass sich nichts je ändern würde.«

»Aber so ist das Leben. Es muss Veränderung bringen, sonst würden wir ewig stehen bleiben.«

Paul blickte so finster, und die Traurigkeit in seinen hellen blauen Augen wurde der seines Vaters mit jedem Tag ähnlicher. Ich strich mit den Fingern durch sein weiches schwarzes Haar und küsste ihn auf

die Stirn.

»Wir müssen nicht zurückgehen, wenn du nicht möchtest.«

»Doch, ich möchte. Ich bin noch nicht bereit, Abschied zu nehmen. Und sie ist es auch nicht.« Paul verließ das Grab seiner Mutter und ging mit freudloser Miene zum Basar zurück. Ich folgte ihm, bis Roland mich entdeckte und freundlich und ein wenig nervös winkte. Er hatte sich für das Fest herausgeputzt und sein dunkles Haar mit einer beträchtlichen Portion Pomade glattzukämmen versucht, aber die wachsartige

Substanz verursachte genau das Gegenteil: Seine Haare stellten sich zu unregelmäßig verklebten Stacheln auf, was ihm ein wildes, gleichwohl auf eine Art auch unschuldiges Aussehen verlieh.

»Schöner Basar, was?«

»Ich sehe, Sie haben sich für das Fest herausgeputzt.«

»Ein Kerl muss hin und wieder gut aussehen, sonst taugt er nicht viel. Wie geht es Mrs. Larken?«

»Kann ich nicht sagen. Ich habe sie seit ein oder zwei Tagen nicht gesehen ...«

Er lief an mir vorbei auf eine

zerzauste junge Frau mit rotem Haar zu. Er fing sie mit einem Arm auf und ließ sie sanft zu Boden gleiten. Ihre Hände bluteten.

»Susannah?«

»Charlotte!« Sie lächelte erleichtert, als sie mich sah, und tätschelte Rolands Arm. »Ich muss euch so viel erzählen!«

»Was ist Ihnen denn um Gottes Willen zugestoßen?«

»Ihr werdet glauben, dass ich verrückt geworden bin ...« Sie schlug die Hände vors Gesicht und schmierte sich so das stockende Blut über die Stirn. Es war

schwierig, den Gärtner dazu zu bewegen, von ihrer Seite zu weichen, aber schließlich erklärte er sich zögernd dazu bereit, Lionel zu holen. Mehrfach blickte er jedoch mit besorgter Miene zurück, bevor er unter den Leuten verschwand. Ich führte Susannah in die Kirche, wo sie sich auf einer Bank vor dem Altar niederließ.

»Ich würde Sie niemals für verrückt halten.«

»Dann tut das wenigstens einer von uns nicht.«

»Warum fangen wir nicht von Anfang an? Erzählen Sie mir, was

passiert ist.« Sie lehnte sich auf der Bank zurück und ordnete ihr Haar, bevor sie tief Luft holte und zu erzählen begann.

»Ich hatte ein ausgesuchtes Fass Ale für den Herrn Pfarrer zur Seite gestellt. Lionel vergisst sich manchmal, wenn er mit seinen Freunden trinkt, und ich war nicht sicher, ob er sich daran erinnert, dass es reserviert ist, also versteckte ich es zur Sicherheit im Keller der Kirche. Aber als ich hinunterstieg, um es zu holen, hatte sich der Raum verändert, Charlotte. Da befand sich plötzlich eine Tür,

wo nie eine gewesen war. Einen Moment lang dachte ich, dass ich einen neuen Raum unter der Pfarrei entdeckt hätte ... aber es waren dieselben alten Steinmauern und das Fässchen stand auf dem Tisch, wo ich es zurückgelassen hatte.

Es war nichts Besonderes an der Tür, abgesehen von der Tatsache, dass es sie vor ein paar Stunden noch nicht gab. Es war eine Kirschholztüre, ohne Aufschrift, mit einem einfachen Türknauf aus Messing, wie die anderen. Gerade, als ich mich zum Gehen wandte, öffnete sie sich nach innen. Ich

wollte wirklich nicht wissen, was dort drinnen ist, das müssen Sie mir glauben. Ich versuchte, zur Stiege zurückzugelangen, aber eine Dunkelheit quoll von der anderen Seite der Tür in den Keller, und bald wusste ich nicht mehr, wo es nach oben ging. Ich tastete mich an der Wand entlang, und dann sah ich das Licht.

Ich bewegte mich verzweifelt darauf zu, denn ich hatte nur im Sinn, diesen verfluchten Ort zu verlassen. Zu meiner Enttäuschung endete mein Weg vor einem Spiegel. Ich drehte mich um, weil

ich das Licht jetzt hinter mir wähnte, doch im Raum war nur diese wogende Finsternis. Ich drückte meine Stirn gegen das Glas und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, als sich zwei schwarze Hände um meinen Hals legten. Behandschuhte Hände. Seine Hände. Ich versuchte zu schreien, doch er drückte mir bereits die Kehle zu. Ich versuchte nach ihm zu schlagen, konnte aber niemanden hinter mir finden. Da waren nur diese Hände, die mich fester und fester würgten ... Aber ich starb nicht. Stattdessen

vervielfachte sich das Licht vor meinen Augen. Ein halbes Dutzend solcher Spiegel umgab mich. Mein Spiegelbild sah in jedem anders aus. In dem einen ertrank ich unter Wasser. Im nächsten verbrannte ich bei lebendigem Leib. Ich sah Bilder von mir mit aufgeschnittener Kehle, zerfetzt von einem Wolf, mit einem Schuss im Kopf. Jede schreckliche Art zu sterben, die ich je fürchtete, wurde mir vor Augen geführt. Ich begann das Bewusstsein zu verlieren. Die Hände verstärkten ihren Druck um meinen Hals, und die Spiegelbilder vervielfachten sich

erneut.

Ich sah ein Bild von mir, so wie ich Nanny Prum gesehen hatte ... wie es sie von innen heraus zerrissen hatte. In diesem Moment spürte ich, obgleich ich einer Ohnmacht nahe war, etwas aus mir emporsteigen. Es kam aus einer Tiefe, die mir selbst fremd war. Ich hörte auf, an den Fingern an meinem Hals zu zerren. Stattdessen stieß ich meine Faust mit aller Kraft durch den Spiegel.

Alle Spiegel zerbrachen gleichzeitig. Ich packte eine Glasscherbe und zerschnitt die

Hände um meinen Hals. Sie zuckten und lockerten sich und versuchten erneut zuzupacken. Dann löste sich ihr Griff endgültig. Wir waren nicht mehr allein in der Dunkelheit. Andere Frauen waren bei uns, Spiegelbilder meiner selbst, geschunden, verbrannt, zerbrochen ... alle traten heraus aus dem Glas und warfen sich mit solch einem Grimm auf den schwarzen Mann, von dem ich nie vermutet hätte, dass ich ihn in mir tragen könnte. Ich drehte mich um und rannte in die Dunkelheit, bis ich wieder festen Boden unter meinen

Füßen hatte und die kühlen Steinwände des Kirchenkellers spürte. Ich wollte die Tür hinter mir schließen, doch dort befand sich nur ein Haufen Ruß und Asche.« Sie starrte mich nach diesen abschließenden Worten an und wartete, dass ich etwas sagte. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, bis sie ihre blutigen Fäuste öffnete und mir ein Stück Spiegelglas zeigte.

»Ich habe es nicht geträumt, Charlotte. Es ist wirklich geschehen. Was soll ich nur tun?«

Ich hatte einen Geschmack wie

von Asche im Mund. Meine Mutter, mein Vater, Jonathan, Nanny Prum und jetzt Susannah ... sie alle wurden verfolgt von dem geheimnisvollen Mann in Schwarz.

Ein Mann wartet auf dich. Er beobachtet dich.

»Seien Sie vorsichtig. Seien Sie wachsam.« Es war Mrs. Normans Warnung, die ich nun weitergab.
»Es ist an der Zeit, dass Sie zu Ihrem Mann gehen und ihm erzählen, was geschehen ist.«

Aber warum? Was wollte er von mir? Das Gespenst des Todes hatte mich mein ganzes Leben begleitet,

seit ich ein kleines Mädchen war, und hatte mir jeden genommen, den ich liebte. Aber dann erinnerte ich mich mit einem triumphierenden Gefühl, dass der Tod nicht endgültig war. Ich kannte jemanden, der gegen ihn gekämpft und ihn bezwungen hatte. Ich erkannte, dass ich mit ihrer Hilfe in der Lage sein würde, dieses Grauen ein für alle Mal zu besiegen.

ZEHNTES KAPITEL

Ein gefährliches Spiel

Am nächsten Nachmittag brachte ich die Kinder wieder zum Darkling-Haus. Ein junger Mann von sechzehn oder siebzehn Jahren erwartete uns bereits jenseits des wogenden Nebels. Er verbeugte sich grüßend vor uns, und ich war drauf und dran, mich bei ihm vorzustellen, als mich Paul am Arm berührte.

»Ist das Duncan?«

Ich betrachtete das Gesicht des jungen Mannes, als er sich wieder aufrichtete, und entdeckte Spuren des schelmischen kleinen Buben in dem Fremden, vor allem das erstarrte, wissende Lächeln, das beiden zu eigen war. Doch wir waren nur ein paar Tage fort gewesen, und die Farbe seiner Haut sah mehr nach der eines Menschen aus, im Gegensatz zu der Duncans, die einen ausgeprägten Orangeton besessen hatte. Ich konnte nicht glauben, dass die beiden dieselbe Person waren, bis der junge Mann einen Finger an seine Lippen

drückte.

»Sind wir wirklich so lange fort gewesen?«, fragte ich leise und dachte dabei an Lily Darrow, die in dem Fall einen Zeitraum von Jahren allein in Darkling verbracht hatte. Andererseits war sie nicht wirklich allein. Sie hatte genug mit den Whatleys und Olivias Erziehung zu tun und ging vielleicht auch noch anderen Beschäftigungen nach. Ich fragte mich, wie sie ihre Zeit verbrachte, und erinnerte mich an den Raum mit den Seidenschleieren und an Mr. Samson, festgeschnallt in einem Stuhl ... Ich zitterte in der

kühlen Luft und wärmte mich, indem ich mit Duncan Schritt hielt.

»Woher weißt du, wann wir kommen?«, fragte ich.

Er deutete mit langen, spindeldünnen Fingern zu den Bäumen, deren Zweige sofort zuckten und schwankten. Die hängenden Früchte drehten sich zu uns, angezogen von Duncans Gegenwart. Er begleitete uns den Rest des Weges aus dem Obstgarten hinaus und in das Haus, an einem Raum vorbei, in dem die angenehmste, wunderschönste Musik erklang, die ich je gehört

hatte, eine Art Schlummerlied, um Geist und Seele wachzurufen statt sie in einen Traum zu wiegen. Doch nirgendwo im Raum waren Musikinstrumente zu sehen. Wir fanden einen anderen Raum, dessen Fenster den Blick auf einen sonnenbeschienenen Berggipfel boten, der sich, soweit ich mich erinnerte, nicht in der Nähe von Mr. Whatleys Anwesen befand. Ein weiterer Raum sah aus wie das Innere eines Pavillons und war ganz aus Glas. Als wir ihn durchquerten, glaubte ich, Blackfield zu erkennen, das sich in einer Wand spiegelte.

Ich konnte mich nicht vergewissern, denn Duncan führte uns sehr rasch durch das Haus. Gewichen war der schlendernde Schritt des Jungen dem zielbewussten Gang des Erwachsenen.

Wir fanden Lily und Olivia schließlich in einem kleinen Salon. Beide saßen vor Staffeleien mit Scheiben von bemaltem Glas, wie wir sie schon in Mr. Whatleys Sammlung gesehen hatten. Mrs. Darrow half dem Mädchen, eine besondere Schattierung von Grün für eine Hügellandschaft zu mischen, als wir eintraten. Als sie

uns sah, ließ sie ihre Palette fallen. Einen Moment lang brachte sie kein Wort heraus, während sie hinter ihrer Staffelei hervorkam und niederkniete, um beide Kinder mit einem hörbaren Seufzen der Erleichterung zu umarmen. Dann begrüßte sie mich mit einem höflichen Kuss auf die Wange.

»Ihr seid zurückgekommen«, sagte sie und gewann langsam ihre Fassung wieder.

»Natürlich, Mutter. Du hast uns gefehlt!« James drückte seinen Kopf an ihre Röcke. Sie lächelte schwach und streichelte ihn, bevor

sie sich an ihre Schülerin wandte.

»Olivia, entschuldigst du mich einen Augenblick? Ich möchte den Kindern etwas zeigen.«

Das Mädchen nickte mit seinem typischen kühlen Gleichmut. Sie war zu versunken in die Gestaltung einer Landschaft, die sich zu bewegen schien, während sie die Details herausarbeitete.

Mrs. Darrow führte uns aus dem Salon über eine Zugbrücke zwischen zwei nach Lavendel duftenden Wasserfällen. Es ging durch einen Raum, in dem es schneite, und in dem ich Mühe hatte, die beiden

Buben davon abzuhalten, einander mit Schneebällen zu bewerfen. Schließlich erreichten wir einen leeren Bankettsaal, der einem mittelalterlichen Schloss entnommen schien. Grob behauene Holzbalken trugen die Decke, und die Wände bestanden aus zerfallendem porösen Stein. Am anderen Ende befand sich eine Tür; ein scheußliches Ding, aus schwarzem Schmiedeeisen, das den Rahmen wie wuchernder Efeu ausfüllte, mit einem silbernen Klopfer in der Mitte. Lily hielt davor an.

»Sagt mir, was ihr seht.«

»Eine Tür«, sagte James.

»Ja, aber wie sieht sie aus?«

»Sie ist schwer, aus Eichenholz«, erwiderte Paul. »Mit metallenen Nieten.«

Sein kleiner Bruder warf ihm einen Blick zu, wie er typisch für Geschwister ist; eine Mischung aus Unglauben und Bedauern, dass er wirklich mit so einem blinden Huhn verwandt sein könnte.

»Das ist doch nicht alles. Was ist mit den Wasserspeiern?«

Lily trat zwischen die beiden.

»Die Tür sieht für jeden anders aus.«

Einigen zeigt sie die Dinge, die sie am dringendsten brauchen, anderen eine Version des Lebens, das sie nicht gelebt haben. Manche sagen, sie kann sogar die Zukunft voraussagen. Sehen wir uns an, was sie uns zeigen will?«

Ich wollte etwas dagegen einwenden, denn es gibt Dinge, die Kinder besser nicht wissen sollten, aber sie hatte die Tür bereits geöffnet. Jenseits der Schwelle befand sich eine Finsternis, die in die Halle hereinquoll und uns umfasste. Ich konnte die Darrows aber noch immer gut erkennen,

denn ein dutzend Lichtpunkte kreisten um sie und nahmen die Form von gerahmten Porträts an.

Das erste zeigte Mrs. Darrow auf dem Krankenlager in Everton, eine Hand an der Stirn, die zerknitterten Satinlaken sorgsam drapiert wie auf einem Gemälde aus dem Atelier eines Romantikers, während ein Arzt ihren Puls fühlte. Seine Stimme hallte durch die Leere, hohl und fern. »Madam, ich glaube, Sie werden wieder genesen.«

Die Szene endete, und das Trio begab sich zum nächsten Porträt, das Weihnachten in Everton zeigte.

Das Haus war mit einer Liebe zum Detail dekoriert, die mir höchste Bewunderung abrang. Mrs. Darrow saß vor dem Kamin und beobachtete ihre Familie. Eine ältere Version von Paul mit einem kleinen Jungen in den Armen, und die Frau, mit der er verheiratet sein mochte, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, standen vor einem herrlichen Weihnachtsbaum und halfen den Kindern dabei, ihr Spielzeug auszusuchen. Ein James im Jünglingsalter hielt auf der anderen Seite des Raumes eine junge kichernde Frau unter einem

Mistelzweig umschlungen und küsste sie ganz ungeniert auf die Wange. Mr. Darrow gesellte sich zu seiner Frau vor dem Kamin und nahm ihre Hand in seine. Ich errötete. Das waren private Augenblicke, die es nie geben würde, nie geben konnte.

Mein Unbehagen war offensichtlich und drohte in etwas ganz anderes umzuschlagen. Ich fand keine Worte für den Ärger, den ich in diesem Augenblick spürte. Ich war hintergangen worden. Die Kinder sollten sich eigentlich von ihrer Mutter verabschieden. Deshalb

hatte ich sie hergebracht.
Stattdessen ließ Lily sie in ihrem Verlust schwelgen; sie erlaubte, dass die Jungs sich hineinsteigerten in Dinge, die nie sein konnten, in Leben, die sie nicht würden leben können.

Aber war ich denn so anders? Träumte ich nicht jede Nacht von Jonathan oder meinen Eltern? Mein Ärger richtete sich gegen mich selbst. Was wir hier taten, war gefährlich.

Ich wich von ihnen zurück und suchte einen Weg aus dem Raum. In der Ferne sah ich einen weiteren

Lichtpunkt. Ich bewegte mich in der Hoffnung darauf zu, dort einen Ausgang zu finden. Doch es war nur ein weiterer der schwebenden Bilderrahmen. Dann erkannte ich meinen Irrtum. Ich sah mich selbst in dem Rahmen, millionenfach zersplittert ... Das waren keine Porträts, sondern Spiegel, und von diesem fehlte ein Stück. Selbst in dem zersplitten Spiegel konnte ich den Ausdruck des Begreifens auf meinem Gesicht erkennen, der sich zuerst in Abscheu und dann in Zorn verwandelte.

Ich erinnerte mich an das Blut auf

Susannahs Händen und an Nanny Prums Schrei, der mich in all diesen Wochen verfolgte. Aber am deutlichsten erinnerte ich mich an den Mann in Schwarz, das Phantom aus meiner Jugend, das mir mein ganzes Leben gefolgt war und mir jeden genommen hatte, den ich liebte.

Ein Mann wartet auf dich. Er beobachtet dich.

Mit ganzer Seele suchte ich einen Weg aus der Finsternis, tastete nach festen Wänden, bis ich den Rand der Tür fand und in den leeren Bankettsaal zurückslüpfte.

Duncan erwartete mich mit einem kleinen Stück Pergament, auf dem stand, dass Mr. Whatley privat mit mir zu sprechen wünschte. Ich hätte es verweigern können, wollte aber nicht, dass er Verdacht schöpfte. Es war besser, wenn er noch nicht erkannte, wie viel ich jetzt verstand.

Duncan führte mich tief hinein in das große Haus, viele Treppen hinab zu einem Raum, der einem Dampfbad glich. Trotz der wallenden Dampfschleier konnte ich Mr. Whatley auf der gegenüberliegenden Seite des

Raumes in einem trüben Mineralwasserbecken sehen. Er neigte seinen Kopf nach hinten, bis die Spitzen seiner Haare ins Wasser tauchten. Das Becken war groß, und das Wasser kräuselte sich an Stellen, an denen nicht er die Ursache dafür sein konnte. Ich sah etwas unter Wasser dahingleiten, das wie ein Aal oder eine Schlange aussah, und dann wurde mir klar, dass es sich um einen Tentakel handelte. Wenigstens ein halbes Dutzend wuchsen aus ihm heraus und durchschnitten träge und entspannt die Wasseroberfläche.

Doch sein Gesicht war noch immer menschlich und so derb und ungebändigt wie bei unserer ersten Begegnung.

»Ah, Mrs. Markham.« Er feixte über mein Unbehagen darüber, ihn in solch enthüllender Situation vorzufinden.

»Mr. Whatley«, sagte ich scharf. Ich holte Luft, um mich zu beruhigen, und er deutete mit einer Hand, die noch menschlich war, auf eine Marmorbank am Rand des Beckens. Ich wusste, ich müsste eigentlich über die Anwesenheit solch eines Wesens in meiner

unmittelbaren Nähe entsetzt sein, aber ich war nicht einmal erschrocken. Ich war zu wütend, mich zu fürchten. Alle Angst erlosch in dem Moment, als ich den zersplitterten Spiegel fand und das Gespenst des Mannes in Schwarz mit dem Darkling-Haus in Verbindung brachte. Wer könnte sonst eine Kuriosität wie die geheimnisvolle, sich stets verändernde Tür besitzen, als ein Sammler wie Mr. Whatley? Ich war mit den Kindern nicht nur in ein viel größeres, viel gefährlicheres Spiel gestolpert, als mir klar war, sondern

in ein Spiel, an dem ich ungewollt seit meiner Kindheit teilgenommen hatte, eines, für das meine ganze Familie gestorben war.

»Ich weiß, ich sollte mich entschuldigen, dass ich Sie in eine Situation gebracht habe, die in Ihrer Kultur als unpassend gilt, aber ich weigere mich.«

»Müsste ich von Ihrer Unverschämtheit beeindruckt sein?«

»Vielleicht. Ich teile das Interesse meiner Tochter an den menschlichen Sitten nur, wenn es mir gerade passt. Darüber hinaus bin ich nur ganz und gar ich selbst.«

»Wie gut für Sie. Darf ich nach dem Zweck dieser Zusammenkunft fragen?«

»Es kommt nur selten vor, dass sowohl Lily als auch die Kinder beschäftigt sind. Was hielten Sie von ihrem kleinen Spiel?«

»Ich hielt es keineswegs für ein Spiel.«

»Wesen wie Sie und ich sind viel zu selten, Mrs. Markham. Wir sagen, was wir meinen, und wir meinen, was wir sagen. Wir bleiben unabirrbar, wer wir sind. Ich wünschte mir, ich hätte mehr Personen um mich mit dieser

Beharrlichkeit, sie selbst zu sein.«

»Da würde ich Ihnen zustimmen.«

Er planschte im Wasser. »Denken Sie, dass Sie die Kinder auch weiterhin hierher bringen werden?«

»Nach den heutigen Ereignissen glaube ich das nicht.«

»Sie werden Sie dafür hassen.«

»Das Opfer bin ich bereit zu bringen.«

»Sehr tapfer von Ihnen. Ich bezweifle, dass das Mr. Darrow gefallen würde.«

»Ich gewann den Eindruck, dass Sie nie das Vergnügen seiner

Bekanntschaft hatten.«

»Ich glaube, ich kenne ihn bereits ganz gut. Es ist die alte Geschichte, nicht? Der Witwer, der eine schöne junge Gouvernante für seine Kinder einstellt. Die geheime Romanze, der Fall gesellschaftlicher Hürden, die atemberaubende Hochzeit am Ende. Sie sind alle glücklich bis ans Ende ihrer Tage.«

Ich versuchte, an seiner Miene abzulesen, worauf er hinauswollte, aber der Dampf war zu dick und seine Augen verrieten nichts in ihrer leeren, undeutbaren Schwärze. Ich faltete meine Hände im Schoß,

stand auf und schritt am Rand des seichten Beckens entlang.

»Das mag wohl eine alte Geschichte sein, aber es ist mir nicht vergönnt worden, sie zu leben. Ich habe sehr wenig Glück erfahren.«

»Und Sie werden es auch künftig nicht, wenn sie Lily und den Kindern nicht ihre eigene Zeit gewähren. Sie müssen selbst ihren Weg finden.«

»Sie beleidigen meine Lauterkeit. Mein Interesse gilt allein dem Wohlergehen der Kinder.«

Mr. Whatley tauchte unter und schwamm zur anderen Seite des

Beckens. Duncan wartete an der Treppe mit einem Bademantel. Whatley stieg aus dem Becken. Sein ganzer Körper bot sich unmanierlich nackt meinen Blicken, vollkommen menschlich, vollkommen männlich, muskulös und imponierend. Ich spürte, wie ich rot wurde, und war dankbar für die Dunkelheit. Er schlüpfte in den Mantel, und Duncan reichte ihm eine Zigarette.

»Und beleidigen Sie nicht meine Intelligenz. Sie wären eine Närrin, eine solche Verbindung nicht zu erhoffen. Außerdem brauchen die

Kinder eine Mutter. Vorzugsweise eine, die noch lebt.« Dagegen gab es wenig zu sagen. Ich dachte an Mr. Darrow, an unsere Gespräche im Musikzimmer und unsere mitternächtlichen Teepartys. In plötzlicher Panik fragte ich mich, ob unsere Gewogenheit echt war oder etwas, das ich unbewusst bereits von Anfang an geplant hatte. Der Gentleman biss das Ende der Zigarette ab, spuckte es aber offenbar nicht aus. Duncan zündete die Spitze an, und Whatley sog den Rauch tief ein.

»Und was ist mit Lily?«, fragte

ich. »Wird sie auch glücklich bis ans Ende ihrer Tage leben?«

Mr. Whatley nahm die Zigarre aus dem Mund und lächelte wieder.

»Vielleicht. Wie lange das auch immer sein mag. Aber wenn wir alle unsere Rolle spielen, dann bekommt jeder, was er sich wünscht.«

»Was ist Ihre Rolle dabei?«

Die des Mörders.

»Ich bin immer nur ich selbst.«

Duncan war plötzlich an meiner Seite. Mr. Whatley entschwand in einen Tunnel, der tiefer in die Bäder hineinführte, und der glühende

Punkt der Zigarre glitt mit ihm fort
in die Dunkelheit.

Wenn wir alle unsere Rolle
spielen, dann bekommt jeder, was
er sich wünscht.

Und wenn ich mir Rache
wünschen würde?

Ich würde in Mr. Whatleys
kleinem Spiel mitmachen, was
immer er auch plante. Aber ich
würde nicht die Rolle spielen, die er
mir zudachte.

ELFTES KAPITEL

Die gestohlene Sonne

Duncan führte mich zum Eingang der Bäder und sah mir nach, als ich die Treppe hinauf zum übrigen Teil des Hauses stieg. Ich kam zur Bibliothek mit ihren vier Etagen, wo ewiges Mondlicht die Bücher in seinen bläulichen Schein tauchte. Ich hatte keine Chance, etwas gegen Mr. Whatley auszurichten, solange ich nicht wusste, worauf ich mich einließ. Ich fuhr mit den

Fingern die ledernen Buchrücken entlang und entdeckte einen kleinen Stapel Bücher neben dem vornehmen Ledersessel, in dem Lily gesessen hatte, als wir ihr zum ersten Mal in diesem Raum begegneten. Eines trug den Titel Träume von Blackfield. Ich schloss die Tür der Bibliothek, setzte mich in Mrs. Darrows Sessel und schlug das Buch auf.

Meine Augen flogen über Zeilen voller undeutbarer Schriftzeichen, und plötzlich befand ich mich in Mr. Darrows Arbeitszimmer. Der Mann selbst saß von einem

Nachmittagsschlafchen übermannt zusammengesunken auf seinem Stuhl. Es war, als würde ich auf ihn zugeschoben, fast gegen meinen Willen. Ich schritt durch den Raum zu ihm hinüber. Er öffnete die Augen.

»Charlotte?«

»Sie können mich sehen?«

»Ja, natürlich.« Er erhob sich von seinem Stuhl und trat dicht zu mir. Ich konnte seinen Atem auf meinem Gesicht spüren. »Ich sehe dich hier immer.« Er berührte mit zitternden Fingern meine Wange und seufzte erleichtert.

»Mr. Darrow ...«

»Henry. Mein Name ist Henry.«

»Henry ...« Er zog mich an sich und küsste mich leidenschaftlich auf die Lippen. Ich erwiderte den Kuss und strich mit den Fingern durch sein blondes Haar. Er drückte mich gegen die Wand und riss mich aus der Träumerei. Ich befand mich wieder in der Bibliothek.

»Lieber Gott.« Ich legte das Buch zurück auf den Stapel, überlegte es mir dann aber und behielt es auf meinem Schoß. Mit heißem Gesicht und aufgewühlt versuchte ich, mir klar zu werden, wie real mein

Erlebnis in dem Buch gewesen sein konnte. Was würde bei unserer nächsten Begegnung geschehen?

Es war schwer, sich nicht zu Henry Darrow hingezogen zu fühlen. Er war ausgesprochen anziehend, gefühlvoll und wohlhabend. Dennoch fühlte sich die Vorstellung einer Beziehung nicht richtig an, und das konnte nicht daran liegen, dass Mr. Whatley sie so offen angesprochen hatte. Der Traum, die nächste Mrs. Darrow zu werden, begann im ersten Moment, als ich ihn traf, und damit auch die verabscheuenswerte

Vorstellung, für eine Art Verführerin gehalten zu werden, eine geldgierige Hyäne, die ihre Position als Erzieherin der Kinder benutzte, um sich bei ihrem Arbeitgeber einzuschmeicheln. Diese Frau war ich nicht. Ich weigerte mich und ich verweigerte mir jedes Glück, nur um sicher zu sein, dass mein Handeln lauter und unzweifelhaft blieb, solange ich meiner eigenen Absichten nicht sicher sein konnte.

Ich überflog die anderen Titel in Mrs. Darrows Sammlung: Ode an Balthasar, Ewiger Tod, Menschenmoden und Geheimnisse

der Endwelt. Das letzte nahm ich zusammen mit dem, das ich gerade gelesen hatte, mit nach oben zur Erweiterung meiner wachsenden Sammlung. Als ich am Zimmer der Buben vorbeikam, stand die Tür offen. Ich sah, wie sich die Kinder für eine neue Gutenachtgeschichte an ihre Mutter kuschelten. Ich wollte in mein Zimmer gehen, doch Mrs. Darrow entdeckte mich auf dem Gang und winkte mir auffordernd zu, mich zu ihnen zu setzen. Dann begann Lily zu lesen:

DIE GESTOHLENE SONNE

Es war einmal, da begab es sich, dass eine Gruppe fahrendes Volk übers Land zog. Das jüngste Mitglied der Sippe war ein wunderschönes Mädchen mit dem Namen Spada. Sie war so wissbegierig, wie sie schön war, und jedes Mal, wenn die Wagen anhielten und ein Lager aufgeschlagen wurde, machte sie sich auf den Weg in die umliegenden Wälder, um interessante Dinge zu entdecken. Dies zwang ihre Eltern, ihr nachzugehen, denn die Wälder waren nicht ungefährlich. Doch sie

fanden sie immer, bevor sie sich verirrte und zurückgelassen werden musste, denn der Winter stand bevor, und die Wagen mussten es vor dem ersten Frost über die Berge schaffen.

Eines Tages schlug Spadas Sippe ihr Lager nach einer besonders langen Fahrt auf. Spada ging in den Wald, um etwas zu essen zu suchen. Ihre Eltern waren damit beschäftigt, sich um die Pferde zu kümmern, die Dornengestrüpp zwischen den Hufen hatten. Als die Sonne unterzugehen begann, hatte das Mädchen sich im Wald völlig

verirrt. Es war kühl geworden, und Spada, die sich gewöhnlich vor nichts fürchtete, machte sich Sorgen, dass sie keinen schützenden Unterschlupf für die Nacht finden würde. Als sie die Suche fast aufgegeben hatte, fand sie ein großartiges Haus auf einer Waldlichtung.

Es war uralt, bestand aus groben großen Steinen und Holz, aber es drang Licht aus den Fenstern, und der Rauch aus dem Schornstein trug den süßen Duft von Backwerk mit sich. Sie ging sofort auf das Haus zu und zog am Glockenseil neben dem

Eingang. Ein kleiner untermessener Mann mit buschigem Schnurrbart öffnete die Tür und war überglücklich, dass er das verirrte Mädchen aufnehmen konnte.

»Du darfst über Nacht bleiben«, sagte er, »aber du musst die ganze Nacht bleiben, denn der Wald ist gefährlich. Ich bin sicher, deinen Eltern wäre es lieber, sie hätten dich verloren, als dass du tot bist.«

Spada erkannte den Sinn in seinen Worten und stimmte zu, die ganze Nacht im Haus des seltsamen kleinen Mannes zu verbringen. Er führte sie durch das Anwesen in ein

großes Esszimmer, wo sie gemeinsam viele wohlschmeckende Gerichte aßen, und dann in ein Zimmer mit hoher Decke, wo ein bequemes Bett auf sie wartete, unter dessen warmen, weichen Decken sie rasch einschlief.

Das Mädchen schlief eine lange Zeit. So lange schlief Spada, dass sie überrascht war, als bei ihrem Erwachen noch keine Sonne am Himmel stand. Sie fand das sehr seltsam und verließ das Zimmer, um herauszufinden, wie viel Zeit vergangen war. Sie fand den kleinen Mann in einem Salon mit

einem großen schwarzen Kamin und erzählte ihm den Grund ihrer Verwunderung.

»Aber, meine Liebe«, erwiderte er, »du bist erst eine Stunde hier. Ich nehme an, es muss dir so gut gefallen haben, dass es dir viel länger vorgekommen ist.«

Spada erkannte den Sinn in seinen Worten und wollte gerade zurück in ihr Zimmer gehen, als sie der kleine Mann stattdessen zu einem Kartenspiel einlud. Da das Mädchen nicht mehr müde war, spielte es viele Spiele mit ihm, bis sie beide wieder hungrig wurden.

Da rief der kleine Mann seine Diener und hieß sie, wieder im Esszimmer aufzutragen. Spada und ihr neuer Freund aßen viele wohlschmeckende Gerichte, und als sie den Wunsch äußerte, sich für den Rest der Nacht zurückzuziehen, führte er sie in ein ganz anderes Schlafzimmer mit einem noch größeren Bett und so weichen Kissen, dass es ihr vorkam, als würde ihr Kopf auf Luft ruhen.

Als Spada erwachte, war sie sicher, dass sie wenigstens den halben Tag verschlafen hatte, doch als sie aus dem Fenster blickte,

erkannte sie zu ihrer Bestürzung, dass die Sonne immer noch nicht aufgegangen war. Sie rannte durch das große Haus und fand den kleinen Mann in einem Arbeitszimmer voller Bücher und Gemälde. Sie erzählte ihm den Grund ihrer Bestürzung.

»Du hast Recht, die Nacht scheint sehr lang zu sein«, erwiderte er, »aber das ist nur deshalb so, weil wir in der kurzen Zeit so viel getan haben.«

Spada erkannte den Sinn in seinen Worten und wollte eben in ihr Zimmer zurückgehen, da lud der

Mann sie ein, mit ihm zu musizieren. Das Mädchen, das aus einer Familie von Musikern kam, fand dies eine sehr praktische Weise, sich die Zeit zu vertreiben. Sie spielten zusammen so lange, bis ihre Finger wund und ihre Kehlen heiser vom Singen waren. Der kleine Mann rief seine Diener, um wieder im Esszimmer auftragen zu lassen, und zum dritten Mal an diesem Abend speiste Spada viele wohlschmeckende Gerichte. Als sie fertig waren, entschuldigte sich der kleine Mann für einen Augenblick und ließ das Mädchen allein in der

Gesellschaft seines Dieners zurück.

Der Diener, der seinen Herrn immer ein wenig mit Verachtung musterte, begann sofort flüsternd auf das Mädchen einzureden, sobald der kleine Mann verschwunden war.

Er warnte sie, dass sie hereingelegt worden sei und dass der kleine Mann die Sonne vom Himmel gestohlen und irgendwo im Haus versteckt habe, um seine Besucherin für eine lange, ewig währende Nacht bei sich zu behalten. Spada dankte dem Diener für seine Warnung, fand jedoch,

dass sie diese Information weder erschreckte noch verärgerte. Im Grunde bestanden ihre Gefühle für den Hausherrn aus Sympathie und ein wenig Mitleid.

»Er muss sehr einsam sein, wenn er gewillt ist, zu solchen Mitteln zu greifen, um mich hier zu behalten«, stellte sie fest. »Wenn die Sonne wirklich im Haus ist, werde ich sie finden und ihm beweisen, dass er keine solchen Tricks braucht, um meine Freundschaft zu gewinnen.«

Der kleine Mann kehrte in das Esszimmer zurück und führte Spada in ein weiteres phantastisches

Schlafzimmer, dessen Kissen mit Wiegenliedern gefüllt waren. Sie schlief tief und fest, doch als sie erwachte, begab sie sich nicht auf die Suche nach dem kleinen Mann, sondern ging durch das Haus und überprüfte jede spiegelnde Oberfläche auf ihrer Suche nach der Sonne. Sie blickte in Spiegel und silberne Kelche, auf goldene Türknaufe und durch vergoldete Käfige. Sie hielt gründlich Ausschau nach allem, was einen Funken Tageslicht enthalten konnte. Als sie sicher war, dass jede Spiegelung im Haus natürlichen Ursprungs war,

fand sie den kleinen Mann, der mit einer lächerlichen Kochmütze auf dem Kopf in der Küche auf sie wartete. Keiner von ihnen sprach über die endlose Nacht. Stattdessen backten sie Spadas Lieblingstorten und Kuchen und aßen alles auf, bis ihre Bäuche zu platzen drohten.

Schließlich führte er sie zu einem neuen Schlafzimmer mit einem wunderschönen Bett voller Träume. Dieses Mal hielt er an der Tür inne, als er ging, und wünschte ihr eine gute Nacht. Sie sank sofort in Schlummer.

Als sie erwachte, wanderte sie

durch das Haus auf der Suche nach jeder Kerzenflamme und jedem Kaminfeuer, in dem die gestohlene Sonne verborgen sein mochte. Sie blickte in jedes Gaslicht auf den Gängen und ging in jedes Zimmer mit einem brennenden Herd, und als sie sicher war, dass sie jede Feuerquelle untersucht hatte, fand sie den kleinen Mann in einem leeren Ballsaal. Er trug seine besten Tanzschuhe und schien erpicht darauf zu sein, ihr seine liebsten Tanzschritte beizubringen, doch ihre niedergeschlagene Miene ließ ihn innehalten. Er fragte sie, was denn

los sei.

»Ich weiß, dass du die Sonne gestohlen hast«, sagte sie zur Überraschung des kleinen Mannes weder zornig noch anklagend. »Ich habe in jedem Versteck nachgesehen, das ich mir denken konnte. Ich war sicher, wenn ich sie finden und zurückgeben könnte, dann würdest du erkennen, dass du keine solchen Tricks brauchst, um meine Freundschaft zu gewinnen. Du hättest sie auch so bekommen.«

Der kleine Mann war sehr schlau und sah gewöhnlich genau voraus, wie Dinge sich entwickelten, doch

mit Spadas Erklärung hatte er nicht gerechnet. Tränen glänzten in seinen Augen, heller, als es möglich war, und Spada entdeckte, dass er die Sonne nicht im Haus, sondern in seinem Herzen versteckt hatte. Und seine Zuneigung zu dem Mädchen war so groß, dass er die Sonne nicht länger für sich behalten konnte. Die Gefühle ließen seine Brust aufwallen, und dabei füllte sich der Ballsaal mit Sonnenlicht, das aus den Fenstern des Hauses hinausströmte in den Himmel über dem Wald und dem fahrenden Volk ein Zeichen gab, das noch immer

nach der verschollenen Spada suchte.

Als die Familie des Mädchens zu dem großen Haus gelangte, wurde sie in den Ballsaal eingeladen, wo sie alle musizierten und tanzten und sangen. Spada aber wich nicht von der Seite des kleinen Mannes, auch nicht, als die Sonne untergegangen war und der erste Frost des Winters die Erde mit Reif bedeckte. Die Berge würden bis zum Frühling warten müssen, denn eine wirkliche Freundschaft war so kostbar wie die Sonne am Himmel.

»War das eine wahre Geschichte?« James gähnte und hob den Kopf von der Schulter seiner Mutter. Lily schloss das Buch und legte es auf den Nachttisch. Paul, der hellwach war, blieb mit dem Kopf in ihrem Schoß liegen und starrte stumm in den Raum.

»Jede Geschichte beginnt mit einem Stückchen Wahrheit, ganz gleich, wie klein es sein mag«, sagte sie.

»Dann hat man vermutlich das Ende geändert, damit sie gut ausgeht«, sagte der Junge und streckte seine Arme über den Kopf.

»Ihre Familie wäre nämlich gar nicht froh gewesen. Der kleine Mann wollte sie ihnen wegnehmen.«

Ihre Mutter fühlte sich sichtlich unbehaglich. Kinder sollten üblicherweise bei einer Gutenachtgeschichte einschlafen.

»Ich denke, er muss sehr einsam gewesen sein.«

»Viele Menschen sind einsam«, sagte Paul, ohne sich zu rühren. Er schloss die Augen und seufzte.
»Das berechtigt sie nicht, etwas Schlimmes zu tun.«

James setzte sich auf und griff

über seine Mutter hinweg nach dem Buch. »Denkst du, dass sie alle tot waren? Hat der kleine Mann alle umgebracht?«

»Warum sagst du so etwas?«, fragte Lily überrascht, fast entsetzt. »Der Wintereinbruch stand bevor. Sie hätten alle in den Bergen sterben können. Er hat sie vielleicht gerettet.« Lily küsste ihn auf die Stirn und begann, sich von ihren Söhnen zu befreien. »Obgleich es natürlich eine sehr interessante Interpretation ist.« Sie strich Paul über die Wange, hielt jedoch inne, als er sagte:

»Vielleicht hat er fahrendes Volk gesammelt.« Ihre Augen leuchteten auf und enthüllten etwas Geheimes, aber es geschah so schnell und war schwer zu deuten. Sie küsste ihn auf die Wange, dann schlossen wir die Tür zum Schlafzimmer. Wir musterten einander auf dem Korridor. In der Stille sah Mrs. Darrow die Bücher unter meinem Arm.

»Sie sind wieder in der Bibliothek gewesen.«

»Ja, die Bücher sind faszinierend. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.«

»Im Gegenteil. Ich bin froh über Ihre Neugier. Je mehr Sie über dieses Haus wissen, desto leichter fällt es Ihnen, die Kinder herzubringen.« Mondlicht fiel durch das Fenster am Ende des Ganges, nur durchbrochen von den Schatten der Tentakel, die sich draußen träge aus dem Wasser des Teiches erhoben.

»Mr. Whatley bat mich heute um ein Gespräch.«

»Ja?« Lilys Stimme verriet nichts.

»Was wollte er?«

»Er wollte wissen, ob ich die Kinder auch weiterhin bringen

würde.« Mrs. Darrow wartete, dass ich fortfuhr, während ich um die richtigen Worte rang. »Ich sagte ihm, dass ich es so lange tun würde, wie Sie den Wunsch dazu hätten.«

»Wunderbar!«

»Ich bin nicht sicher, ob es das wirklich ist.« Ich drückte die Bücher fester an mich. »Was wissen Sie alles über Mr. Whatley?«

»Soweit ich weiß, ist er in der Politik.«

»Aber was für ein Mensch ist er?«

»Sicher haben Sie inzwischen herausgefunden, dass er überhaupt

kein Mensch ist.«

»Ja, auch das, aber hat er Ihnen je Anlass gegeben, ihn zu fürchten?«

»Wir trafen ein Abkommen, und was immer man von ihm denken mag, er hält, was er verspricht.«

Das beantwortet natürlich nicht meine Frage. Ich versuchte eine andere Taktik.

»Ich mache mir Sorgen, dass Darkling den Kindern schaden könnte.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Trauer ist an sich keine leichte

Sache, aber wenn sie auf
unbestimmte Zeit verlängert wird ...
es könnte sein, dass sie sich davon
nie mehr erholen.«

»Ich verstehe.« Ihre Stimme war
ein eisiges Flüstern. »Warum
bringen Sie sie dann überhaupt
her?«

»Weil ich weiß, was es heißt,
einen geliebten Menschen zu
verlieren. Sie können zusammen
den Schmerz überwinden. Aber es
muss irgendwann ein Ende haben.
Alle Beteiligten müssen darüber
hinwegkommen.«

Sie begegnete meinem Blick und

erwiderte ihn, bis ich mich
unbehaglich abwandte. Mrs.
Darrows Zorn schwand, und sie sah
klein und schwach aus.

»Was schlagen Sie vor?«

»Dass es ein Ende hat. Drei
weitere Besuche. Dann ist Schluss.«

Selbst in der Dunkelheit konnte
ich sehen, dass sie blass wurde.

»Ich bin müde, Mrs. Markham.«

»Ich wollte wirklich nicht ...«

»Sie haben Ihren Standpunkt klar
gemacht. Ich werde ihn sorgfältig
abwägen.«

Mrs. Darrow begab sich zu ihren
Gemächern, die ich, wie mir in den

Sinn kam, auch noch nicht gesehen hatte. Ich hoffte, sie würde über meinen Vorschlag nachdenken. Um die Darrows zu schützen, musste ich die Bande zwischen Darkling und der Welt der Lebenden durchschneiden, aber das konnte ich erst tun, wenn ich weitere Informationen hatte. Wenn der Mann in Schwarz irgendwie mit dem Darkling-Haus in Verbindung stand, dann musste ich sichergehen, dass ich ihn aufhalten konnte, bevor er wieder zuschlug. Eine offene Tür zu Darkling wäre der Schlüssel dazu.

Ich war zu müde, mich mit den

Geheimnissen der Bücher aus der Bibliothek zu beschäftigen, als ich in mein Zimmer zurückkehrte.

Ich träumte von den Sonntagen mit meinem Vater. In den Jahren nach unserer Rückkehr aus Indien mit der Leiche meiner Mutter begannen wir, die Sonntage zusammen im Arboretum zu verbringen, Bücher zu lesen, Schach zu spielen und uns wahre und erfundene Geschichten zu erzählen, von denen kein geringer Teil meine verstorbene Mutter betraf.

»Das Ende naht, mein Pfefferkorn.« Das war sein

Spitzname für mich, sein Pfefferkorn, denn er hielt mich zwar für sehr hübsch, vergaß aber nie, dass ich ziemlich hitzig sein konnte, wenn man es herausforderte.

Er zündete seine Pfeife an und begann zu rauchen, womit er durchblicken ließ, dass er müde zu werden begann und wir bald zu Bett gehen sollten. Aber der Rauch löste sich nicht auf, sondern kreiste um seinen Kopf und sammelte sich schließlich neben ihm, wo er die Form eines Mannes annahm. Mein Vater wurde müder mit jedem Zug, und die Wolke wurde dichter.

Schwarz. Sie beobachtete ihn, wie er zurücksank in seinen Stuhl, während er seine Pfeife fallen ließ und mit offenen Augen und erschlafftem Mund zu atmen aufhörte.

Sie verweilte einen Moment neben seinem leblosen Körper, bevor sie auseinanderwallte und sich über alles im Raum verteilte, eine ausgelöschte und wiedererweckte Erinnerung.

ZWÖLFTES KAPITEL

Rätsel der Endwelt

Am nächsten Morgen erschien Mrs. Darrow nicht zum Frühstück. Aber Duncan überbrachte eine Nachricht für die Kinder, in der von einem verdorbenen Magen die Rede war, und dass sie sich bis zu ihrem nächsten Besuch (der hoffentlich bald sein würde) erholen müsse. Ich sagte nichts, aber Mr. Whatley neigte sein Glas in meine Richtung und bedachte mich über den Tisch

hinweg mit dem teuflischen Feixen, das ein fester Bestandteil seines groben, schelmischen Gesichtes zu sein schien. Ich benötigte jeden Funken Selbstbeherrschung, um nicht über den Tisch zu springen und seine menschliche Maske mit einem stumpfen Buttermesser herunterzuschneiden. Wir brachen sofort nach dem Essen auf.

Als wir Everton erreichten, war ich so in Gedanken versunken, dass ich Mr. Darrow nicht bemerkte, der in der Haustür auf uns wartete. Mir blieb keine Zeit, mich für diese erste Begegnung zu wappnen, seit

ich unbeabsichtigt in seinen Traum gelangt war.

»Hallo, Jungs!« Mr. Darrow hob James hoch und zerzauste Pauls Haar mit der freien Hand. »Habt ihr Spaß mit Charlotte?«

»Es ist so ein schöner Tag, dass ich dachte, wir gehen spazieren«, sagte ich, bevor die Buben auf die Frage ihres Vaters antworten konnten. Erwachsene sind viel bessere Lügner als Kinder.

»Ausgezeichnete Idee! Schade, dass ihr mich nicht dazu eingeladen habt. Ich bin an meinem Schreibtisch eingeschlafen.« Er sah

mich an und errötete, als er bemerkte, dass auch ich ihn musterte. Er wandte sich an die Buben. »Seid ihr mit eurem Unterricht schon fertig?«

Mit einem flauen Gefühl wurde mir bewusst, dass der Unterricht in letzter Zeit gelitten hatte. Was für eine Gouvernante war ich nur geworden? Ich rügte mich, aber nicht sehr. Die Buben waren jung und würden die Versäumnisse irgendwann aufholen, welche diese Ausflüge zu ihrer Mutter in ihrer Bildung verursacht hatten. Es gab eben Dinge, die wichtiger waren als

Arithmetik, zum Beispiel das Zusammensein mit ihrem einsiedlerischen Vater.

»Ja, ich denke, wir sind für heute fertig.« Die Buben sahen einander an und strahlten über ihr Glück. Henry klatschte in die Hände.

»Ausgezeichnet! Hatten wir nicht eine Verabredung am See?«

Die Buben fuhren mit ihren Fahrrädern voraus und klingelten begeistert bei jedem Fußgänger, an dem sie vorbeikamen, während ich neben Mr. Darrow fuhr. Wir radelten an der Bäckerei vorbei, an der

Metzgerei, dem Schmied und der Konditorei, wo es die Karamellbonbons gab, auf die die Kinder so scharf waren, und ließen die St. Michaels Kirche und das Pfarrhaus hinter uns. Als Blackfield hinter den Ausläufern des herbstlichen Waldes nicht mehr zu sehen war, fanden wir eine grasbewachsene Lichtung am Seeufer. Everton war in der Ferne zu erkennen.

Es war ungewöhnlich warm für die Jahreszeit, so als hätte sich der Sommer zu einem letzten Auftritt vor dem Winter entschieden. Ich

nahm den Picknickkorb von meinem Rad und begann unser Mittagessen auszubreiten, doch hinter mir zogen sich die Buben bereits bis auf die Unterwäsche aus und sprangen in den See.

»Du meine Güte.«

Mr. Darrow lachte und ließ sich auf der Decke nieder. »Dann bleibt uns mehr.«

Ich blickte auf und lächelte unbehaglich.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja. Ich fürchte nur, ich bin in letzter Zeit nicht viel zum Schlafen gekommen.«

»Sie arbeiten zu viel, und das nützt niemandem. Auch nicht den Kindern.«

»Sie sind sehr lebhaft.«

»Deshalb möchte ich auch mehr beteiligt sein, so wie jetzt. Ich möchte Zeit mit ihnen verbringen und sie besser kennenlernen. Ich möchte ein Vater sein, und nicht ein Fremder, der schnarchend in seinem Büro sitzt.« Er lächelte wieder, und ich versuchte nicht daran zu denken, wie attraktiv er war, scheiterte aber.

»Deshalb arbeite ich so gern für Sie, Mr. Darrow. Sie haben ein

wirkliches Interesse am Wohlergehen Ihrer Kinder, und das ist mehr, als ich über einige meiner früheren Arbeitgeber sagen kann.«

»Ich heiße Henry.«

»Sir?«

»Sie können mich Henry nennen, wenn Sie möchten. Wir sind hier draußen. Hier gibt es nicht so viele Regeln.«

»Henry, ich bin immer noch Ihre Angestellte.«

»Unsinn. Sie sind Teil der Familie. Und ich darf Sie Charlotte nennen, das ist nur fair.«

»Also gut, Henry.«

»Charlotte.«

Wir genossen es, uns anzusehen, ohne Worte, jeder versunken in der Gegenwart des anderen. Dann warfen sich die Buben klitschnass auf die Decke.

»Wir haben Hunger!«

»Habe ich euch nicht gesagt, dass ihr euch abtrocknen sollt?«

»Aber ich bin ein nasser Fisch!« James saugte seine Wangen nach innen und spitzte die Lippen. »Ffieft du?«

Ich griff nach einem Handtuch und nahm die beiden nacheinander in den Schwitzkasten. Henry

beobachtete mit großem Erstaunen, wie ich die strampelnden Körper abtrocknete.

»Na also! Noch nicht perfekt, aber für den Moment reicht es.« Ich wandte mich ab, um Tee einzugießen, als hinter mir Gekicher erklang, gefolgt vom Geräusch aufspritzenden Wassers. Ich drehte mich zu Mr. Darrow um.

»Hätten Sie sie nicht aufhalten können?«

»Ich wollte noch einmal zusehen, wenn Sie sie abtrocknen. Das hat mir imponiert.« Er lächelte vergnügt und lief zum Seeufer.

»Jetzt wird gegessen, Jungs!«

Als er sie schließlich aus dem Wasser und selber abgetrocknet hatte (denn ich weigerte mich, ihm zur Hand zu gehen), kam er mit den Buben vom Ufer zurück, wobei sein Blick den ganzen Weg auf mich gerichtet war. Ich spürte plötzlich, wie mein Herz heftiger schlug, und ich war froh, dass er außer Reichweite war, sonst hätte ich die Szene aus seinem Traum wirklich werden lassen und mich vor den Kindern zum Narren gemacht.

Es war ein wundervolles Gefühl, sich nach all der Zeit im Darkling-

Haus wieder in der Sonne zu aalen.
Ich breitete mein Kleid über die
Decke auf dem Boden und atmete
tief die laue Luft des Seeufers ein.
Mr. Darrow nahm seinen Hut ab
und setzte sich mit einem wohligen
Seufzen und einem halben Lächeln.
Seine ständig gequälte Miene
schien sich zu glätten. Ohne die
Augen zu öffnen sagte er: »Würden
Sie gern mit dem Boot über den
See fahren?«

»Was für eine hübsche Idee. Sie
kümmern sich um das Boot, und ich
werde die Kinder
auseinanderklauben.«

Nachdem sie aus dem Wasser gekommen waren, hatten sie zu raufen begonnen, und es war nicht einfach, sie voneinander zu lösen. Paul hatte seinem Bruder an der Schulter und am Schenkel ein paar gezielte Faustschläge verpasst, und James bestand darauf, sich zu rächen. Aber als ich drohte, sie beide wie ungewollte Kätzchen zu ersäufen, glaubten sie mir und setzten sich still einander gegenüber ins Boot. Mr. Darrow stieß uns ab, und wir glitten aufs Wasser hinaus.

Hügeliges Land und vereinzelte

Bäume umgaben den See. Der Turm der St. Michaels Kirche war in der Ferne zu sehen. Rauchfinger von den Häusern im Dorf griffen mit dem Duft von frisch gebackenen Kuchen und gerösteten Nüssen in den Himmel. Das Boot schaukelte sanft in den kleinen Wellen.

»Dann erzählt mal, Jungs, was hat euch Mrs. Markham alles beigebracht?«

»Wenn wir nicht lernen, zieht sie uns die Haut ab wie zwei indischen Tigern!«, sagte James aufgeregt und offensichtlich davon angetan, mit etwas so gefährlichem wie

einem Tiger verglichen zu werden. Henry lächelte breit und begann unterdrückt zu lachen.

»Man muss streng mit Kindern sein, Mr. Darrow.«

»Oh, auf jeden Fall!« Er musste innehalten, um zu Atem zu kommen. »Jungs, ich hatte ja keine Ahnung, welche Naturgewalt ich da auf euch losgelassen habe. Eure Mutter wäre sehr zufrieden.«

James sprach, bevor Paul oder ich ihn aufhalten konnten.

»Das ist sie auch, Vater!«

Paul stand sofort auf und packte seinen Bruder. Das Boot kippte jäh

auf eine Seite und kenterte. Instinktiv ergriff ich Mr. Darrows Arm, als wir ins kalte Wasser fielen, das hoch aufspritzte. Wir befanden uns noch nicht weit vom Ufer, trotzdem packte ich James und zog ihn zu mir, während ich wie eine ersäufte Ratte aus dem Wasser kroch. Die Kleider klebten uns unangenehm am Leib, und Wasser strömte bei jedem platschenden Schritt an uns hinab. Alle vier sanken wir am Ufer zu Boden. Mr. Darrow zog sein Taschentuch heraus, sah jedoch, dass es ebenfalls völlig durchnässt war, und

warf es zu Boden.

»Paul, was ist denn plötzlich in dich gefahren?«

Der Junge blickte erst nervös in meine Richtung, dann zu seinem Vater.

»Ich fürchte, das ist meine Schuld, Mr. Darrow. James hat in letzter Zeit oft Geschichten erzählt, die wenig mit der Wahrheit zu tun haben ...« James öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber ich bedachte ihn mit einem strengen Blick, dass er den Mut verlor. »Und ich versuche, es ihm abzugewöhnen. Paul war wohl ein

wenig übereifrig damit, mir zu helfen.«

Mr. Darrow kratzte sich auf seinem nassen Kopf und schob sich eine klatschnasse dunkelblonde Haarsträhne aus dem Gesicht. Er kam mir plötzlich sehr jungenhaft vor.

»Na, dann machen wir uns besser auf den Weg nach Hause und ziehen uns um, bevor sich jemand von uns verkühlt.« Er streckte mir seine Hand entgegen und zog mich vom Boden hoch, aber als ich stand, ließ ich sie nicht mehr los.

Ich spürte eine ungute Mischung

aus Euphorie und Angst. Ich konnte nicht verhehlen, dass es mir gefiel, Arm in Arm mit Mr. Darrow zu gehen. Ich würde niemals meinen verstorbenen Jonathan vergessen können, aber Henry machte es irgendwie leichter. In seiner Nähe verwandelte sich der immerwährende Schmerz, den ich spürte, in etwas anderes. Er ließ mich hoffen, dass ich eines Tages wieder glücklich sein könnte.

Aber es gab auch diese andere Seite, das Echo des Gespräches, das ich mit Mr. Whatley führte. Was für ein Mensch war ich nur, dass ich

mich für einen Mann interessierte, dessen Frau noch nicht einmal ein Jahr tot war – und es offensichtlich noch immer nicht ganz war? Ich hielt mich nie für eine Intrigantin oder eine Verführerin, aber der Vergleich drängte sich einfach auf. Eine Verbindung mit Mr. Darrow brächte viele Vorteile. Das Einzige, worauf ich wirklich bauen durfte, war der starke Arm, der sich bei mir untergehakt hatte, und ich hielt ihn fester, als ich sollte. Ich fragte mich, ob es die Buben bemerkten, die stumm hinter uns herstapften.

Lionel Larken wartete in der Küche auf mich, als wir nach Everton zurückkamen, wobei er sich bemühte, nicht zwischen die Köchin und das Küchenmädchen zu geraten. Mrs. Mulbus hielt ein großes Gemüsemesser in der Hand und deutete damit bedrohlich in Jennys Richtung, während sie etwas von einer Delle im Eintopfkessel murmelte. Er sah sorgenvoll und müde aus. Nachdem ich mich getrocknet und umgezogen hatte, setzte ich mich zu ihm in den Salon.

»Es geht um Susannah.«

»Was ist passiert? Ein neuer

Angriff?« Ich spürte, wie mir die Farbe aus dem Gesicht wich.

»Wahrscheinlich. Ich weiß es nicht genau. Ich bin nicht sicher, ob sie geschlafen hat. Ich wachte vorletzte Nacht auf und sah sie hellwach im Haus umherwandern. Sie starrte aus den Fenstern und hatte diesen komischen Ausdruck in den Augen. Aber sie wollte mir nicht sagen, was los war. Ich konnte sie schließlich wieder ins Schlafzimmer zurückbringen, aber sie bestand darauf, in jeden Schatten im Zimmer greifen, um sich zu vergewissern, dass sich nichts

drinnen versteckte.

Aber das ist nicht das Schlimmste. Mrs. Willoughby kam letzte Nacht vorbei. Sie erzählte, dass es mit Susannah einen Vorfall im Laden gegeben hätte. Sie musste sie wieder allein lassen, um ein paar Zustellungen zu machen, und als sie zurückkam, war der Laden verwüstet. Susannah sagte, sie dachte, sie hätte etwas in einem Stoffrestehaufen gesehen, eine Ratte möglicherweise. Sie ging nachsehen, um sie aus dem Laden zu jagen, fand aber nichts. Stattdessen – und das waren

Susannahs Worte – begannen die Stoffteile, sich um ihren Hals zusammenzuknüpfen und sie zu würgen, ihre Nase und ihren Mund zu bedecken und ihre Hände zusammenzuschnüren, so dass sie sich nicht wehren konnte. Sie bekam aber eine Hand frei und hielt ein heißes Bügeleisen an ihren Hals. Was immer vor sich ging, hörte auf, und sie verbrannte die Stoffreste hinter dem Laden. Großer Gott, Charlotte, Sie sollten ihren Hals sehen! Dr. Barberry hat gesagt, dass es ihr gut geht und dass in ein paar Wochen auch alles

wieder verheilt sein wird, aber ich mache mir große Sorgen um sie.«

»Glauben Sie ihre Geschichte?«

»Ich glaube, dass sie davon überzeugt ist. Und meine Frau ist nicht dumm. Sie war nie besonders abergläubisch. Wenn sie sagt, dass sie etwas Unnatürliches gesehen hat, dann glaube ich ihr das. Aber wie kann man jemandem helfen, der nachts auf Gespensterjagd geht?«

»Diese Dinge passieren nur, wenn sie allein ist. Sie müssen über sie wachen. Lassen Sie sie nie aus den Augen.«

»Es muss doch etwas geben, das wir tun können.«

»Überlassen Sie es mir.«

Als ich an diesem Abend zu Bett ging, holte ich Geheimnisse der Endwelt aus meinem Korb. Ich erinnerte mich zwar an Lilys Warnung und an meine eigenen Erfahrungen mit den Büchern in der Bibliothek, aber mein Zorn und mein Argwohn waren stärker als meine Vorsicht. Nanny Prum war keines natürlichen Todes gestorben, und Susannah würde das auch nicht, wenn es mir nicht gelang, Mr.

Whatleys Absichten besser zu durchschauen. Um mich ihm in den Weg stellen zu können, musste ich ihn erst besser verstehen. Ich setzte mich aufs Bett und schlug das Buch auf.

Als ich die fremdartigen, außerweltlichen Schriftzeichen überflog, strich ein eisiger Wind über mein Gesicht und mein Nachtgewand. Ich blickte hoch, um das Fenster zu schließen, doch ich befand mich nicht mehr in meinem Schlafgemach in Everton. Ich stand vor einem verfallenen Schloss mit zusammengestürzten Türmen und

einer Zugbrücke, die aussah, als hätte irgendetwas ein gewaltiges Stück herausgebissen. Jenseits des Abgrundes befand sich eine verrottete Tür mit einem Klopfer aus Ketten, deren Glieder so dick wie mein Hals waren.

Das Buch lag noch immer geöffnet in meinen Händen, und ich schloss es, hielt jedoch meinen Zeigefinger dazwischen, um mit dem Ort verbunden zu bleiben; aber nur ein wenig, falls er sich als gefährlich herausstellen sollte. Bevor ich noch klopfen konnte, wurde die Tür von einem

abstoßenden, wutschnaubenden Ding in der Gestalt eines kleinen Mädchens aufgerissen. Das Haar fiel ihm in Büscheln aus. Statt der Augen hatte es zwei kleine schwarze Schlüssellocher im grauen Fleisch des Gesichtes. Aus beiden sickerte eine dunkle, übelriechende Flüssigkeit, von der ich gar nicht wissen wollte, was es war. Ich schnappte keuchend nach Luft, und es schnappte mit schwarzen, zersplitterten Zähnen nach mir und erwischte mich fast am Arm, bis es von einer Kette um seinen Hals zurückgerissen wurde.

Das kleine Mädchen fiel auf den Boden. Die Kette um seinen Hals erstreckte sich über den Steinboden und eine Treppe hoch. Sie endete am behandschuhten Handgelenk einer Frau in einem alten, stellenweise bis zu den darunterliegenden Unterröcken zerschlissenen Ballkleid. Ein Schlüsselring klornte an ihrer Seite. Trotz der Schäbigkeit ihrer Kleidung war die Haltung der Frau dominant, fast majestätisch. Sie sprach mit einer vollen, samtenen Stimme, gewohnt, zu befehlen und Macht auszuüben.

»Du gehörst nicht hierher«, sagte sie leise. In der anderen Hand hielt sie einen Leuchter, dessen Kerzen mit kleinen blauen Flammen brannten. Ich stand auf der Schwelle und zitterte noch immer nach dieser Begegnung mit dem unerfreulichen kleinen Mädchen. Alles in mir war vor Furcht verkrampt.

Das war ein Fehler. Ich wollte das Buch schließen und nach Everton zurückkehren, ins Bett kriechen und Mr. Whatley Mr. Whatley sein lassen ... Aber was war dann mit Susannah und den Darrows? Was

mit meiner Familie? Ich sog die nach Fäulnis riechende Luft tief ein und betrat das Schloss.

Das blaue Licht der Kerzen spiegelte sich in der Kette, die weiter in der Hand der Frau lag. An dieser hing nicht nur das kleine Mädchen, das mich so wenig einladend empfangen hatte. Sie erstreckte sich hinter der Frau noch in alle Ecken des Raumes und kettete eine unendliche Zahl von Kreaturen zusammen, die sich in den Schatten verbargen. Alle waren dünn und ausgemergelt. Manche krochen am Boden herum, andere

hingen in Eisen an den Wänden des Schlosses. Die Herrin des Schlosses folgte meinen Blicken und ergriff wieder das Wort.

»Du gehörst nicht hierher, und doch trittst du ein.«

»Ich muss ein paar Dinge in Erfahrung bringen.«

»Deine Fragen haben einen Preis.«

»Ich habe kein Geld ...«

Sie lächelte kalt. »Ich werde in einer anderen Währung bezahlt.«

»Welcher Art?«

»Antworten für Fragen. Mr. Whatley ist nicht der einzige

Sammler in der Endwelt.«

»Woher kennen Sie ...?«

»Der Gestank von Darkling haftet dir an. Folge mir.« Sie stieg die Treppe hinauf und winkte mich in einen Raum hinter einem zerrissenen Vorhang. Der Schlüsselring klirrte bei jeder Bewegung. Ich drückte mich an der Wand entlang, aus Angst, mit dem Rest ihrer Kinder in Berührung zu kommen, die wie lebende Tote auf dem Boden hockten und mit ihren leeren Schlüssellochauge in den Raum starrten.

Die Frau wartete auf mich in

einem kleinen Salon. Sie saß an einem Tisch vor einem Fenster, welches Ausblick auf eine nächtliche Landschaft von Bergen bot, die sich in das bleiche Fleisch des Mondes bohrten. Sie zog an ihrer Kette, worauf ein Dienerjunge mit schmutzigen Fingernägeln zwei Kelche vor uns hinstellte und mit dem roten Inhalt eines staubigen Fasses füllte. Der Duft von Brombeeren und Roggen stieg von der Flüssigkeit auf, die ich jedoch nicht zu kosten wagte.

»Ich gebe dir drei Antworten, mehr nicht.«

Ich öffnete den Mund, um etwas einzuwenden, aber ein Blick auf die Kette an ihrem Handgelenk ließ mich innehalten. Sie war nicht die Art von Frau, die auf Argumente hören würde. Sie löste den Schlüsselring von ihrer Seite, öffnete den Verschluss und legte drei der Schlüssel auf den Tisch. Der Junge mit dem Fass stand noch vor uns, die schlüssellochförmigen Augenhöhlen aus dem Fenster gerichtet.

»Deine erste Antwort.« Die Frau nahm den ersten Schlüssel aus verkrustetem Messing und steckte

dessen krumme Zähne in das dunkle Schlüsselloch an der Stelle des rechten Auges des Kindes. Ich schauderte und blickte zur Seite, als sie ihn mit einem Klicken von Knochen und Metall drehte. Der Junge begann mit einer dünnen, zwitterigen Stimme zu sprechen.

»Du hast nicht die Macht, den Herrn von Darkling aufzuhalten. Die Spiele, die er erfindet, sind seit Jahrhunderten in Gang und werden erst enden, wenn sie ausgespielt sind. Du kannst nur hoffen, das Ergebnis im Sinne deiner eigenen Zwecke zu beeinflussen.«

Als der Junge geendet hatte,
wandte ich mich an die Frau.

»Ich habe gar keine Frage
gestellt.«

»Das sind die Antworten, die du
brauchst, nicht jene, die du suchst.
Die nächste Antwort.« Sie nahm
den nächsten Schlüssel und steckte
ihn in die andere Augenhöhle des
Kindes. Dieses Mal sprach es mit
der hohen, durchdringenden
Stimme eines Mannes.

»Wir sind die Dinge, die nicht
sterben; geboren, um mit der Welt
zu enden, doch nicht davor. Wir
sind deine Götter und deine

Monster, gleichgültig und ungestillt
warten wir auf ein Ende, das
vielleicht niemals kommt. >Die
Endwelt, die Endwelt, in der zum
Sterben der Tod fehlt, und nichts
Vergänglichkeit bringt. Aus großen
Häusern dringt Flehen um der
Dinge Vergehen, ein trauriger Ton,
der nach Endgültigkeit klingt.<«

Die Frau berührte den Hals des
Jungen und zog den fleckigen
Kragen unter seiner Kette zur Seite
und enthüllte dabei ein drittes
Schlüsselloch in seiner Kehle. Sie
verwendete den letzten Schlüssel.
Der Junge sprach mit einer Stimme,

die mehr seinem Aussehen entsprach, kindlich und leise, mit einem Hauch Traurigkeit.

»Es gibt nur die Toten und die Verdammten. Vergiss das nicht, wenn der Mann in Schwarz dich holen kommt. Er kommt bald, Charlotte.« Nach diesen Worten nahm die Frau die Schlüssel und steckte sie auf den Ring zurück.

Mir war, als würde mir übel werden. Er kommt, aber sie hatte nicht gesagt, wer, und würde das auch nicht tun. Nur drei Antworten. Ich starrte so stumm ins Nichts wie die schmutzigen Kinder und nahm

die Welt erst wieder wahr, als mir die Herrin des Schlosses das eine Ende einer kalten eisernen Kette in die Hand drückte, deren anderes Ende um den Hals des Jungen mit den schmutzigen Fingernägeln geschlungen war.

»Meine Bezahlung«, sagte sie.

»Ich verstehe nicht?«

Sie antwortete nicht darauf, sondern kehrte in die Eingangshalle zurück. Ihre Kinder schrien, als sie sie die Treppe hinaufzog, in die verborgenen Tiefen des Schlosses, begleitet vom blauen Flackern des Leuchters.

»Antworten für Fragen ... Du wirst ihn mit dir nehmen. Zum Beobachten. Zum Lauschen. Zum Erinnern.« Das war einfach zu viel. Ich warf die Kette zu Boden.

»Das werde ich nicht tun!« Sie hörte mich nicht mehr, denn die Welt wirbelte herum, und ich war wieder in meinem Zimmer in Everton. Alles drehte sich um mich. Als ich mein Gleichgewicht wiederfand, sah ich gerade noch, wie das Ende der Kette durch die offene Schlafzimmertür verschwand, als der Junge mit den Schlüssellochauge in den Korridor

rannte, wo der Teppich das Klinnen des Metalls dämpfte.

Die Kinder.

Ich stürzte aus meinem Zimmer. Das Wesen bewegte sich in die dem Kinderzimmer entgegengesetzte Richtung. Es lief mit solcher Geschwindigkeit auf allen vieren den Gang hinab, dass ich keine Chance hatte, es einzuholen. Es verschwand die Treppe hinunter, wobei die Kette dumpf gegen das Geländer ratterte und ich sicher war, dass das ganze Haus aufgewacht sein musste.

Ich stellte die Kreatur in der

Küche und packte ihre Kette. »Hör sofort damit auf!«, zischte ich. Ihre Reaktion war, dass sie ihren Körper an die Wand presste und einsank, wie in etwas Flüssiges. Sie grinste mich an mit ihren verfaulten Zähnen, während ihr Gesicht in der Wand des Hauses verschwand. Ich zerrte und riss an der Kette, aber sie folgte der Jungenkreatur in das Mauerwerk Evertons. Glied für Glied rutschte sie mir aus den Händen, bis meine Haut brannte und ich hilflos und mit leeren Händen allein in der Küche stand.

Völlig erschöpft tat ich das

Einziges, das mir in dieser Lage in den Sinn kam: Ich machte mir eine Tasse Tee. Ich trank ihn schlückchenweise in der Dunkelheit, während ich an die Wand starrte; auf dieses neue Problem, für das ich keinerlei Lösung wusste. Die Frau sagte, dass der Junge uns nur beobachten würde, aber darauf konnte man sich wohl kaum verlassen. Was hatte ich getan? Ich war nicht besser als Lily; über alle Maßen starrköpfig und von mir selbst und meinen Fähigkeiten überzeugt. Eine Überzeugung, die nun einen Rückschlag erlitten hatte,

denn ich hatte etwas Böses in mein eigenes Haus gebracht.

Ich fragte mich, ob Lily wohl auch so fühlte.

Der Blick aus dem Fenster zeigte das Anwesen von Mondlicht überflutet, nicht anders als das Haus von Darkling. Bei dem Gedanken an diesen Ort stellte ich meine Tasse so heftig auf die Untertasse, dass sie vom Tisch fiel und am Boden zerbrach. Ich fluchte unterdrückt und kniete nieder, um die Keramikscherben aufzusammeln und war so in meinen eigenen Trübsinn und Missmut versunken,

dass mir völlig entging, dass Mr. Darrow hereingekommen war.

»Ist alles in Ordnung?«

Ich stand auf und umklammerte die scharfen Scherben zu fest mit meiner Hand.

»Ja. Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt?« Ich warf einen Blick auf die Wand, in der der schmutzige kleine Junge verschwunden war, und dann in Mr. Darrows strahlend blaue Augen. Alle Sorgen, Zweifel und Ängste in meiner Brust lösten sich auf.

»Nein, ich war wach. Ich hatte Tee zubereitet, aber niemand ist

heruntergekommen.«

»Wie aufmerksam.«

»Ich hatte gehofft, dass Sie mir
Gesellschaft leisten.«

»Es tut mir leid, wenn ich
gewusst hätte ...«

»Wie hätten Sie es wissen
können? Ich hätte meine Absichten
deutlich machen sollen.«

Er nahm mir sanft die Scherben
der zerbrochenen Tasse aus den
Händen, wobei seine Finger die
meinen berührten. Selbst nachdem
er sie losließ, spürte ich noch das
Echo seiner Berührung durch
meinen Körper klingen. Ich wich

zurück, als ich wieder atmen konnte, aber er hielt mich am Arm fest, zog mich an seine Brust und drückte seine Lippen auf meinen Mund. Die Klänge, die mich bei seiner Berührung erfüllten, entluden sich in einem Schauer von Gefühlen, und die Dunkelheit um uns flammte in einem unsichtbaren Licht. Er gab meine Lippen frei, und ich lege meinen Kopf an seine Schulter, um zu Atem zu kommen.

»Henry.« Er erstarrte beim Klang seines eigenen Namens. Er ließ mich los und begann zu stammeln.
»Es tut mir so leid ... ich weiß

nicht, was über mich gekommen ist ... Wenn ich Sie beleidigt habe ...«

»Nein, das haben Sie nicht.« Ich griff nach seiner Hand. Aber er entzog sie mir.

»Ich habe die Situation ausgenutzt. Sie sind meine Angestellte. Die Kinder ...« Er wich kopfschüttelnd zurück. »Verzeihen Sie mir, ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht.« Mr. Darrow drehte sich um und rannte fast auf dem Weg zur Tür und ließ mich allein zurück mit den Scherben der Tasse in der Spüle, die nicht

annähernd so scharf oder schmerzlich waren wie jene, die ich innerlich fühlte.

DREIZEHNTES KAPITEL

Die Puppenkinder

Nach einer unruhigen Nacht
angespannten Lauschens auf das
Klirren von Ketten oder das
Scharren von schmutzigen
Fingernägeln über die Wand stand
ich auf und ging frühstückten. Mr.
Darrow ließ sich nicht blicken, auch
nicht zum Mittagessen, und ich war
erleichtert darüber. Meine Angst vor
unserer nächsten Begegnung war
so groß, dass ich, als die Buben

nach ihrem Nachmittagsspaziergang fragten, bereits draußen auf sie wartete, noch bevor sie ihre Mäntel angezogen hatten. Wir marschierten unter dem Vorwand los, den Friedhof zu besuchen, und erreichten die Nebelwolke hinter dem Käfig aus Wurzeln im Wald.

Ich wusste nicht, was ich zu Lily sagen würde. Wie konnte ich ihr ins Gesicht sehen?

Warum sollten Sie sich dafür schämen, sich zu nehmen, was Ihnen gehört?

Ich versuchte vergeblich, die Stimme in mir, die seit der

Unterhaltung mit Mr. Whatley immer lauter geworden war, zum Schweigen zu bringen. Es klang egoistisch und herzlos, aber auch machtvoll und selbstsicher, und drohte, die guten Manieren umzustoßen, auf die ich immer (vielleicht törichterweise) stolz gewesen war. Und ich war unentschlossen, ob ich dem nun widerstehen sollte oder nicht.

Duncan erwartete uns im Obstgarten. Er war wieder gewachsen und meinem Alter nähergerückt. Seine Haut hatte jede Verfärbung verloren. Er war

nun fast menschlich, bis auf das stete schelmische Lächeln, das seinem Gesicht etwas Maskenhaftes verlieh.

Zwei frische Anzüge warteten auf die Buben in ihrem Zimmer.

»Es scheint, man erwartet, dass wir uns zum Abendessen umziehen.« Ich versuchte James dabei zu helfen, aber er wurde neidisch auf die silbernen Manschetten seines älteren Bruders, und Paul nahm es nicht hin, dass ihn sein kleiner Bruder von hinten zu strangulieren versuchte. Ich zog sie auseinander, so gut ich

es vermochte, wobei beide während dieses Vorganges an Haut und Haaren verlustig gingen. Ich drohte ihnen mit einer indischen Folter, die so schrecklich war, dass ich sie ihnen nicht beschreiben konnte, weil ich fürchtete, dass ihre jungen zarten Seelen Schaden nehmen könnten.

Dann ließ ich sie allein und begab mich in meine eigene Unterkunft. Ein dunkelgrünes Kleid hing auf der Ankleidepuppe neben dem Kleiderschrank für mich bereit. Ich zog es von der Schneiderpuppe und hielt es an meinen Körper. Es war

ein exquisiter, glatt fließender Stoff und extravaganter gearbeitet, als alles, was ich mir je hätte leisten oder gar in Mrs. Willoughbys Kleidergeschäft kaufen können.

Ich dachte an Susannah und das Versprechen, das ich ihrem Mann gegeben hatte. Überlassen Sie es mir. Aber wie weit war ich damit gekommen? Ich verstand immer noch zu wenig von dem, womit ich es hier wirklich zu tun hatte, und ich war all der Dinge auch längst nicht gewachsen. Ich weigerte mich, mir vorzustellen, was mit meiner Freundin geschehen würde, wenn

ich versagte.

Ich begann mich auszuziehen, und als ich in meiner Unterwäsche dastand, betrat Mrs. Darrow das Zimmer und schloss die Tür. Ich war erschrocken und versuchte meine Nacktheit zu verbergen, indem ich das Kleid an mich drückte. Heftiger als gewollt schnappte ich:

»Mrs. Darrow!«

Weder wandte sie den Blick ab, noch entschuldigte sie sich. Wortlos kam sie auf mich zu und nahm mir das Kleid aus den Händen. Ebenso wortlos half sie mir hinein, strich es glatt und schloss es schließlich. Als

sie fertig war, drehten wir uns einander zu. Unsere Gesichter waren nur Zentimeter voneinander entfernt, und ich fragte mich, ob sie darin erkennen konnte, was mit ihrem Mann geschehen war und was ich für ihn empfand.

»Ich wollte mich entschuldigen für die Dinge, die unausgesprochen geblieben sind«, sagte sie. »Sie hatten recht, an mir zu zweifeln.«

Das Kleid war eng und das Herz trommelte in meiner Brust, so dass ich kaum mehr als ein Flüstern zuwege brachte.

»Ich will nur das Beste für die

Kinder.«

Sie strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Erlauben Sie mir, dass ich mich um Ihr Haar kümmere.« Sie führte mich zum Frisierspiegel und öffnete den festen Haarknoten an meinem Hinterkopf. Sie ließ mein blondes Haar über meine Schultern fallen und begann, es langsam mit dem Kamm zu glätten. Die Spiegelbilder unserer Gesichter hätten unterschiedlicher nicht sein können. Das Lilys wirkte ätherisch mit ihren lebhaften grünen Augen und dem rabenschwarzen Haar, das nun

unter dem Gaslicht bläulich schimmerte. Die leichte Röte meines Teints bot einen lebhaften Kontrast zu den blassen Zügen Mrs. Darrows. Ich suchte in meinem Spiegelbild nach Spuren meiner Mutter, und es gab mir Kraft. Ich fragte mich, was Lily sah, wenn sie in den Spiegel blickte.

»Wir sind nicht so verschieden, Sie und ich«, sagte sie. »Weder in unserer gegenwärtigen Beschäftigung noch in den Dingen, die wir wollen.« Unsere Augen begegneten sich im Spiegel. Sie weiß es. Ich lächelte schwach und

schloss die Augen, während der Kamm durch mein Haar fuhr und meine Kopfhaut massierte.

»Wenn Sie wissen, was ich will, dann hoffe ich, Sie sagen es mir, denn ich bin nicht so sicher, dass ich es weiß.«

Lily legte ihre Hände auf meine Schultern und legte den Kamm beiseite.

»Wir haben zu viel verloren. Das Leben ... war grausam. Aber wir dürfen die Fähigkeit zu lieben nicht verlieren. Wir müssen vorwärts blicken, denn das Leben ist kurz und der Tod ist lang. Wir müssen zu

lieben versuchen, nach vorne schauen und die Gelegenheiten beim Schopf packen, die sich uns bieten.«

Ich öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Ich antwortete nicht. Ich konnte es nicht, wenigstens nicht sofort. Sie wusste, was zwischen Mr. Darrow und mir passiert war. Ich war mir nicht klar, wie und woher, aber sie wusste es, und sie billigte es. Ich bezweifelte, ob ich im umgekehrten Fall so nachsichtig mit Jonathan gewesen wäre, aber andererseits hatte ich nicht die geringste Vorstellung von

den Dingen, die Lily Darrow durchmachte.

Das gespannte Schweigen zwischen uns war lang genug, dass ich mich zu fragen begann, ob ich mich nicht vielleicht irrte. Vielleicht redete sie doch eher von ihrer eigenen Situation als von meiner?

Lily ließ mein Haar durch ihre Finger gleiten, hob es hoch und steckte es fest. »Man muss Opfer bringen, um die Dinge zu bekommen, die einem am wichtigsten sind.«

»Glauben Sie?«

»Ich weiß es.«

»Und was ist Ihr Opfer?«

»Haben Sie es schon vergessen?

Ich bin gestorben.« Sie stand mit einem Handspiegel hinter mir und zeigte mir, wie sie das Haar hochgesteckt hatte. Ich glaubte ihr nicht ganz. Ich sah noch etwas anderes in dem Spiegelbild, einen gequälten Ausdruck und eine Feuchtigkeit in den Augen, als würde sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen. »Ich gebe heute Abend eine Dinnerparty. Das bietet mir die Gelegenheit, der Abendgesellschaft die Kinder vorzustellen. Die meisten Gäste

haben noch nie zuvor ein
menschliches Kind gesehen.«

»Und wer sind diese Gäste?«

»Eigentlich müssten Sie es
bereits wissen. Sie haben einige der
Bücher gelesen. »Als der Tag
anbricht, zeigt die Zeit ihr Gesicht
und vergänglich wird alles wie
Schnee. Als die Welten vergehen,
lässt der Tod sich sehen, begrüßt
von den Alten bei Champagner und
Tee.«

»Wie ... furchtbar.«

»Aber auch schön auf seine
Weise.«

»Woher kommen sie?«

»Ich glaube nicht, dass sie von irgendwoher kommen. Sie waren immer und werden immer sein. ›Die Endwelt, die Endwelt, in der zum Sterben der Tod fehlt und nichts Vergänglichkeit bringt. Aus großen Häusern dringt Flehen um der Dinge Vergehen, ein trauriger Ton, der nach Endgültigkeit klingt.««

Ich erhob mich von dem Stuhl vor dem Frisierspiegel und drehte mich zu Mrs. Darrow um. Sie trug ein enges silbernes Kleid, das mit funkelnden Juwelen besetzt war.

»Das ist eine schrecklich lange Zeit des Wartens, stelle ich mir vor.

Es klingt sehr einsam.«

»Ich nehme an, das ist der Grund, warum sie begonnen haben, sich für das Leben der Menschen zu interessieren. Für sie sind wir eine amüsante Zerstreuung, so wie Tiere in einem Käfig. Eine angenehme Ablenkung von ihrer eigenen komplizierten Gesellschaft.«

»Was werden Sie tun, wenn Ihre Gäste dieser ›angenehmen Ablenkung‹ müde werden?«

»Ich schätze, eher würde die Menschheit vollständig aussterben, bevor das geschehen könnte.«

»Und was wird sein, wenn die

Jungs erwachsen werden und nicht mehr hierher kommen?« Wir gingen zur Tür.

»Soweit ich weiß, einigten wir uns auf zwei weitere Besuche nach diesem, nicht wahr?« Sie öffnete die Tür und hielt sie für mich auf.
»Was werden Sie tun, wenn die beiden keine Gouvernante mehr brauchen?«

»Nach vorne schauen.«

Mit diesen Worten trat ich auf den Gang. Die Buben hatten sich inzwischen weitgehend angezogen, auch wenn James' Kopf im Ärmel seiner Jacke feststeckte und Paul

ein beträchtliches Büschel Haare verloren hatte. Zusammen und wortlos brachten Lily und ich die zerknitterte Kleidung der Buben wieder in Ordnung, kämmten Pauls Haar über die kahle Stelle am Kopf und taten unser Bestes, sie in einen präsentablen Zustand zu versetzen. Als wir fertig waren, machten wir uns auf den Weg zum Salon. James tänzelte uns voraus und Paul schlürfte missmutig hinter ihm her, und die beiden wichtigsten Frauen in ihrem Leben schritten stumm nebeneinander.

Die anderen Dinnergäste trafen

bereits nach und nach ein. Sie standen mit Getränken in den Händen im Salon, plauderten oder erzählten Klatsch, wann immer sie sich außer Hörweite wählten.

Sie waren eine recht gemischte Gruppe, gelinde gesagt. Da war ein freundliches älteres Pärchen, das sich sehr bemühte, wie Menschen auszusehen, aber ihre Haut wölbte sich unbequem an den falschen Stellen, als wäre sie sehr hastig angelegt worden oder ohne das rechte Verständnis dafür, wie sie am besten getragen werden sollte. Das Paar begrüßte Mrs. Darrow

aufgeregt, die sie den Kindern und mir als Mr. und Mrs. Arthur Puddle vorstelle.

»ES FREUT MICH SO, IHRE BEKANNTSCHAFT ZU MACHEN!«, sagte Mrs. Puddle, als ob sie zu einem begriffsstutzigen Kind reden würde. Bevor ich antworten konnte, sagte Lily rasch: »Es ist nicht notwendig zu schreien, Mrs. Puddle. Die meisten Menschen haben Ohren.«

»So nennen Sie das? Wie sonderbar.« Sie tastete an den Seiten ihres Kopfes und fand ihre eigenen Ohren. Sie verrutschten ein

wenig, als wären sie nur an ihrem Kopf festgesteckt. James unterdrückte ein Kichern, während Mr. Whatley mit einem jüngeren Paar zu uns stieß, das ein wenig mehr seiner Vorstellung von Individualität entsprach.

Die Frau, wenn man sie eine Frau nennen konnte, trug eine Netzhülle statt einer Haut um ihren ganzen Körper. Ihr Inneres drückte rot und glänzend und wenig bequem durch Lücken in dem Gewebe. Trotzdem hatte sie erkennbar die Form einer Person. Auch besaß sie etwas, das nach Augen aussah, und Lippen, die

in einem immerwährenden Ausdruck arroganter Geringschätzung fixiert waren. Mr. Whatley stellte sie als Miss Yarborough vor, und sie nickte, ohne mich eines Wortes zu würdigen. Die Kinder starrten sie ohne Abscheu mit wachsender Faszination an, denn sie lebte und atmete und unterschied sich deutlich von den anatomischen Darstellungen, mit denen wir uns im Unterricht beschäftigt hatten. Ich musste James einen Klaps auf die Hand geben, bevor er einen Finger in das nasse Fleisch unter ihrer

Netzumhüllung stecken konnte.

Der Mann hingegen war sehr gesprächig. Er besaß gar keinen Körper. Er bestand aus einer dichten, gasförmigen Substanz, die eine menschenähnliche Gestalt formte, dennoch war er die lebendigste Person im Zimmer. Er hatte keine Gesichtszüge, doch als ihn Mr. Whatley vorstellte, wechselte seine Farbe von Silber zu einem tiefen Blau.

»Mrs. Markham, das ist Mr. Snit«, sagte Mr. Whatley. Der Herr verbeugte sich tief, so tief in der Tat, dass man meinen konnte, er

wollte sich über den Brauch des Verbeugens lustig machen. Er nahm meine Hand in seine kühlen, nebeligen Extremitäten und küsste sie höflich.

»Das Vergnügen ist tausendfach auf meiner Seite, meine verehrte Dame.«

Ich errötete höflich, und Miss Yarborough verdrehte die Augen.

»Werden Sie nüchtern, Snitty, oder Sie überstehen das Abendessen nicht.«

Mr. Snit nahm einen entrüsteten rötlichen Ton an.

»Es bedarf schon eines gewissen

Rauschzustandes, meine liebe Miss Yarborough, um es einen ganzen Abend lang mit Ihnen auszuhalten.«

Lily zog mich auf die andere Seite des Salons und stellte mir weitere Gäste vor. Ich traf einen blonden Burschen, der ein paar Jahre jünger als Olivia war, aber sie an Schönheit bei Weitem übertraf, und seine Mutter, eine respekt einflößende, aber sympathisch wirkende Frau. Neben ihr standen zwei große, hoch aufgeschossene Wesen, die wie Tausendfüßer aussahen. Beide hatten zwölf verschieden geartete

Gliedmaßen entlang der gefleckten Unterseite, die ihre Körper auf Augenhöhe aufrichteten, und verfügten über Knollenaugen an der Seite des erhobenen Endes.

»Mrs. Markham, ich möchte Sie mit Mrs. Aldritch und ihrem Sohn Dabney bekannt machen«, sagte Lily. Mrs. Aldritch nickte.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Mrs. Markham.«

»Guten Abend«, sagte der Sohn. Wenn er sprach, schienen sich aller Augen im Raum auf ihn zu richten, während seine perfekten Lippen die Worte formten. Falls ihm diese

Aufmerksamkeit auffiel, ließ er es sich nicht anmerken.

»Und das sind der Professor und Mrs. Baxter.«

»Sehr erfreut.« Ich begrüßte die beiden, aber als ich blinzelte, fiel mir etwas Merkwürdiges an ihnen auf. In dem Augenblick, bevor sich meine Augen schlossen, und wiederum in dem Moment, als sie sich öffneten, schienen die Baxters zu verschwinden. Es war ein seltsames Gefühl, weshalb ich das Blinzeln unterdrückte, wenn ich sie ansah.

»Hallo«, sagten die Baxters

gleichzeitig und lächelten lippensynchron. Dankbarerweise befreite mich Mr. Samson, der plötzlich neben mir auftauchte. Er nahm mich am Arm und führte mich auf die andere Seite des Salons.

»Mrs. Markham! Ich freue mich, Sie wiederzusehen, meine Liebe.« Ich konnte den Whisky in seinem Atem riechen.

»Ganz meinerseits, Mr. Samson«, erwiderte ich förmlich und befreite mich aus seinem Griff.

»Was halten Sie von der Party?«

»Eine interessante Sammlung von Gästen, gelinde ausgedrückt.«

»Nach meinem Geschmack sind sie auch nicht. Gegenwärtige Gesprächspartner natürlich ausgenommen.« Er starrte auf den einzigen Gast, den ich noch nicht kennengelernt hatte, einen Mann mit einem flachgedrückten Gesicht und geringeltem grauen Haar, das den Teil verbarg, an dem üblicherweise Mund und Kinn sein sollten. Sein Körper war überzogen mit dünnen Platten verkalkter, durchscheinender Haut, und statt Armen oder Beinen besaß er kräftige, rüsselförmige Glieder, die aus Spalten seiner ausgetrockneten

Fleischhülle herauswuchsen.

»Es ist unhöflich, jemanden anzustarren«, sagte Mr. Whatley, der von hinten zu uns trat. Mr. Samson wandte sich um und stieß seinem Gastgeber den Finger in die Brust.

»Wollen Sie mich beleidigen, Sir? Damit, dass Sie diese ... Kreatur einladen?«

»Mr. Cornelius ist ein geschätztes Mitglied der Gesellschaft, nicht anders als Sie. Wie ich Ihnen schon in der Vergangenheit klarmachte, habe ich keine Präferenzen. Wenn Ihnen etwas nicht passt, ist das

ganz allein Ihre Sache.«

»Sie spielen ein gefährliches Spiel, Whatley.«

»Das sind die Einzigen, die es wert sind, gespielt zu werden. Würden Sie mir nicht zustimmen, Mrs. Markham?« Er bedachte mich mit einem wissenden Blick und seinem schießen Grinsen. Mr. Samson entfernte sich schnaubend und ließ mich mit dem Herrn von Darkling allein.

»Ein faires Spiel halte ich für interessanter als ein gefährliches«, erwiderte ich mit einer merklichen Schärfe im Ton. Zu meiner

Überraschung nickte Mr. Whatley.

»Eine Unterscheidung zwischen den beiden kann schwierig sein, vor allem, wenn ein Gegner die Vorteile nicht erkennt, die Ihnen zu Eigen sind.« Darauf wusste ich keine Antwort und blickte ihn mehr verwirrt als ablehnend an. Er nickte mir zu und verkündete den Gästen, dass aufgetragen sei. Wir schlenderten langsam in den Speisesaal.

Der Raum war völlig verändert. Ich erkannte ihn kaum wieder. Der Saal war für den Anlass auf außerordentliche Weise dekoriert

worden. Blitze waren eingefangen und auf schwarzen Metallpodesten zu beiden Seiten aufgestellt worden. Glasmalereien aus Mr. Whatleys Sammlung schmückten die Wände. Jede stellte eine andere Landschaft dar: ein trostloses, von Kratern übersätes Ödland in einer, eine felsige Küste mit einer bekannten roten Festung in der Ferne in einer anderen, eine gewaltige, verfallende Stadt in einem der größeren Bilder sowie sogar eine Darstellung der Wälder außerhalb Evertons. Bei genauerer Betrachtung stellte ich fest, dass es

sich dabei nicht einfach nur um Bilder, sondern um richtige Fenster zu den Plätzen handelte, die sie zeigten. In der Darstellung Evertons konnte ich die Bäume im Wind schwanken und Nebelschwaden aufsteigen sehen.

Mr. Whatley saß an einem Ende des Tisches und seine Tochter am anderen. Ich sah meinen Namen auf einem zierlichen Platzkärtchen und setzte mich zwischen Paul und Mr. Puddle, der neben seiner Frau saß, während Mr. Cornelius neben den Baxters Platz genommen hatte. Miss Yarborough befand sich neben

Mr. Whatley und Mr. Samson, während Lily und James zwischen Mr. Snit und Mrs. Aldritch zu Sitzen gekommen waren, deren Sohn Dabney man Paul direkt gegenüber neben Olivia platziert hatte.

Nachdem alle Platz genommen hatten, setzte die übliche Tischkonversation wieder ein, während wir auf den ersten Gang warteten.

»Wie finden Sie die Endwelt?«, fragte mich Mrs. Aldritch über den Tisch hinweg.

»Ich habe noch immer keine klare Vorstellung davon«, erwiderte ich

vorsichtig. »Sie stellt sich mir ziemlich mysteriös dar.«

Mrs. Aldritch nickte zustimmend.

»Wir sind mysteriöse Wesen, Mrs. Markham. Wir leben alle in unseren eigenen kleinen Lehengütern, in unseren eigenen großen Häusern, und sind Welten und Welten voneinander getrennt. Aber so soll es wohl sein. Die Ewigkeit ist eine sehr lange Zeit, und jede Gesellschaft, wie aufgeklärt sie auch immer sein mag, wird sich früher oder später selbst zerstören, nur um zu beweisen, dass sie es kann.«

»Wie die Römer«, meldete sich Paul zu Wort und lächelte zu meiner Überraschung über den Tisch hinweg Dabney Aldritch zu. Der andere Junge ergriff das Wort, und wieder hielten alle inne, um zu hören, was er zu sagen hatte.

»Ich fürchte, ich stimme mit meiner Mutter nicht überein, denn wenn wir wirklich so eine aufgeklärte Gesellschaft hätten, wäre eine Meinungsverschiedenheit nicht Grund genug, die Welten in den Wahnsinn zu stürzen.«

Miss Yarborough wollte gerade antworten, als ein Diener einen

Wagen in den Speisesaal schob.
Darauf befanden sich eine Sauteuse
und ein kleiner Brenner mit einer
blauen Flamme. Mr. Whatley erhob
sich und wandte sich seinen Gästen
zu.

»Das Universum ist sehr groß,
aber auch wiederum nicht so groß,
wie man denkt. Es gibt einige
Gemeinsamkeiten, die uns alle
miteinander verbinden, und hier ist
es, selbst in der Endwelt, der
Brauch, Neuankömmlinge bei einer
Zusammenkunft von Freunden
förmlich willkommen zu heißen.
Dank euch allen, die ihr heute

Abend gekommen seid, um unsere Gäste zu begrüßen.« Er deutete zu den Darrows, und es folgte ein höflicher Applaus, als Mr. Whatley ein Messer vom Tisch nahm. Er hielt es ausgestreckt vor sich.

»Es ist die Tradition bei uns, dass der Gastgeber einer Gesellschaft etwas als Zeichen der Freundschaft gibt, und das Beste, das jemand zu geben vermag, ist ein Stück seiner selbst. Damit genug der Worte ...« Mr. Whatleys menschliche Hand verwandelte sich in eine Gruppe von Tentakeln. Er schnitt einen der kleineren mit dem Messer ab, und

die Hand formte sich wieder, ohne Schaden genommen zu haben. Das fußlange Stück Fleisch fiel in die Sauteuse, und der Diener zerschnitt es rasch in zwölf gleiche Stücke und schwenkte sie, dass sie auf allen Seiten braun wurden. Als er fertig war, rollte er den Wagen um den Tisch herum und servierte jedem Gast ein gegartes Stück von Mr. Whatley.

Paul starrte entsetzt auf seinen Teller und warf mir einen bittenden Blick zu. Von gegenüber bedeutete uns Lily, zu essen, was man uns serviert hatte, worauf sie James

schalt, weil er bereits aß, noch bevor alle ihr Stück bekommen hatten. Paul und ich sahen uns an, griffen nach unseren Gabeln und schoben das Stück Tentakel in den Mund. Es schmeckte wie ein Stück Tintenfisch, gefüllt mit Rehfleisch. Der Gedanke, woher es stammte, war ekelerregernder als der eigentliche Geschmack, aber es war sicherlich nichts, was ich noch einmal versuchen würde. Paul würgte es hinab und trank eine größere Menge Eiswasser hinterher.

Miss Yarborough, die erpicht darauf war, die abgebrochene

Konversation wieder aufzugreifen, sagte mit klarer, unüberhörbarer Stimme:

»Es besteht ein Unterschied zwischen einer einfachen Meinungsverschiedenheit und offener Rebellion. Es gibt Regeln, die das Universum zu dem machen, was es ist. Manche von ihnen kann man brechen, aber andere zu ignorieren, ist Selbstverleugnung. Wir können nur sein, was wir sind, und etwas anderes vorzutäuschen ist pure Ignoranz.«

Mr. Samson warf ein: »Eine Kultur, die sich nie verändert,

stagniert. Wenn wir uns nicht ändern können, dann haben wir nichts zu verlieren und noch weniger zu lernen, deshalb hat die Menschheit uns überholt.«

»Das Wesen unserer Kultur ist nicht etwas, das wir hinter uns lassen können, um uns beruhigt irgendeinem unerträglichen Wahn hinzugeben«, erwiderte das bärtige Wesen, das uns Mr. Whatley als Mr. Cornelius vorgestellt hatte. »Und einem gefährlichen noch dazu. Bei allem Respekt gegenüber unseren erlesenen Gästen, Menschen gehören nicht in die Endwelt.«

»Ein Wahn würde das Fehlen jeglicher gesellschaftlicher Relevanz voraussetzen«, sagte Dabney.

»Sehen Sie sich an diesem Tisch um, und Sie können bereits die Anfänge einer Bewegung erkennen. Wir tragen die menschliche Haut, um unsere Brüder daran zu erinnern, wie tief wir gefallen sind. Wenn wir uns weigern, uns weiterzuentwickeln, dann könnten wir ebenso gut Menschen sein.«

Miss Yarborough spottete: »Das ist nur eine Halbwahrheit. Ihr tragt sie, um Sterbliche zu spielen, um einen Augenblick so zu tun, als

könnte eure Zeit ablaufen. Ihr tragt sie als ein Zeichen der Solidarität, aber es ist nur ein Zeichen von Schwäche.«

»Wie wahr«, sagten Mr. und Mrs. Baxter gleichzeitig.

Olivia seufzte und schüttelte ihren Kopf. »Warum muss die Art und Weise, sich zu kleiden, über die einfache ästhetische Wirkung hinaus eine Bedeutung haben? Ich zum Beispiel bin vollkommen zufrieden mit meinem Aussehen, aber ich bin es sogar noch mehr, wenn ich mich als menschliches Mädchen kleide, denn diese Wahl

treffe ich bewusst. Dadurch bin ich noch mehr ich selbst.«

»Meine liebe Tochter, wenn das wahr wäre, dann hätte dein Ich mehr Variationen deines Selbst als alle Gäste hier am Tisch zusammen.«

»Vater ist leider ziemlich altmodisch.«

Whatley nickte und fuhr fort:
»Eine Person mag mit der Mode gehen, aber sie kann sich nur begrenzt biegen, oder sie wird brechen und sich selbst vollkommen vergessen.« Mr. Samson starzte ihn an, sagte aber nichts, als die Diener

mit Schüsseln voll dampfender Suppe hereinkamen.

Ich hob den Deckel von meiner und sah, dass sie mit einem hellblauen Himmel gefüllt war. Wolkenklumpen trieben auf der Oberfläche der Brühe. Als sie abkühlte, wurden sie zu Dampf, der in die Luft stieg. Ich tauchte den Löffel in meine Suppe und kostete. Sie schmeckte nach dem kühlen Wind, der zwischen Winter und Frühling über das Land weht. Sie war sehr erfrischend.

»Immerhin warst du so gut, Mrs. Darrow als meine Gouvernante

einzustellen«, sagte Olivia zu ihrem Vater. »Ich habe so viel dadurch gelernt.«

»Eine junge Frau muss in der heutigen Zeit in der Lage sein, beide Seiten eines Argumentes zu verstehen. Wir leben in gefährlichen Zeiten«, sagte Mr. Whatley auf seine ironische Art. Sein Blick wanderte von mir zu Lily und dann zu seiner Tochter. Ich war nicht sicher, ob er über sich sprach oder ob er die zunehmende Unzufriedenheit innerhalb der Endwelt meinte.

»In der Tat.« Der Professor und

Mrs. Baxter wurden mit ihrer Suppe vollkommen gleichzeitig fertig und schoben die Schüsseln zur Seite.

»Wir fürchten nur, dass der Bürgerkrieg unmittelbar bevorsteht.«

»Dazu wird es nie kommen«, erwiderte Miss Yarborough. Dabney nickte zustimmend. »Kühlere Köpfe werden es sicher verhindern.«

Mr. Puddle lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Speck und Ashby sind fähige Politiker. Ich bin sicher, dass eine Einigung möglich ist.«

Ich folgte dieser Diskussion fasziniert, aber Mrs. Puddle

schüttelte mit einem entnervten Seufzen den Kopf.

»Ich muss mich entschuldigen, aber ich kann dieses politische Geschwätz einfach nicht mehr hören.« Mit diesen Worten nahm sie ihre Ohren ab und steckte sie in ihre Handtasche.

»Sie hat Recht«, sagte ein ockerfarbener Mr. Snit. »Warum sind wir nach dem vierten Glas Wein immer noch bei solch deprimierenden Themen? Wenn nicht endlich jemand etwas Fröhliches sagt, bin ich gezwungen, ein derbes Säuferlied zum Besten

zu geben.« Miss Yarborough griff mit einer Hand in seinen Körper und packte etwas im Inneren seiner nebligen Gestalt. Er quiekte und blieb sitzen. Mr. Samson ignorierte dies und schien wieder die Ruhe selbst zu sein.

»Der junge Mr. Aldritch wird bald eine sehr wichtige Ausbildung beginnen«, sagte er.

Dabney errötete, und Mrs. Aldritch lächelte bescheiden.

»Ihr Vertrauen ehrt Sie, Mr. Samson.«

Der Koch erschien im Speisesaal. Er war ein älterer, rundlicher Herr

mit teigiger Haut und dem
gezwirbelten Schnurrbart, den man
bei jemandem von seinem
Berufsstand erwartete. Die
Dinnergäste applaudierten höflich.
Die anderen Diener schwirrten um
den Tisch und servierten jedem
Gast eine hohle Pastete. Der Koch
zog ein kleines Messer aus seinem
Gürtel und hielt es hoch, als
gehörte das zu irgendeinem
Zaubertrick.

Nicht schon wieder, dachte ich.
Aber er schnitt mit dem Messer sein
Handgelenk auf. Einen Moment lang
geschah gar nichts. Es floss kein

Blut. Er steckte das Messer zurück in den Gürtel, ergriff einen mittelgroßen Schlegel und stellte sich hinter Mr. Whatley. Er hielt das Handgelenk über den Teller, und nach einem Augenblick begann sich etwas unter seinem Ärmel zu bewegen. Etwas war buchstäblich unter seiner Haut, das zwischen Sehnen und Muskeln seinen Arm hinabkroch, auf den Schlitz im Handgelenk zu. Der Schnitt quoll widerlich auf, und eine kleine Eidechse rutschte nass aus der Wunde in die hohle Pastete. Mit der anderen Hand schlug der Koch mit

seinem Schlegel auf die Pastete und zerschmetterte sie und die Echse mit einem einzigen Schlag. Er ging zu Miss Yarborough und tat dasselbe für sie. Als er Olivia erreichte, musste er den Schlegel unter den Arm nehmen und die Schnittwunde zuhalten, denn es wollten mehr Echsenwesen herauskommen, als Gäste da waren. James klatschte begeistert und konnte es nicht erwarten, seine eigene Echse zu kosten, aber Paul würgte, und ich trat ihm mit dem Absatz meines Schuhs auf den Fuß.

»Wir müssen höflich sein, Paul«,

flüsterte ich. Der Koch verließ mit mehreren Verbeugungen den Saal, als er fertig war, und ich begann am Rande der Pastetenhülle zu knabbern, zögerte aber, das fleischige Innere zu kosten. Paul trank noch mehr Wasser und rührte seine Echsenpastete nicht an. Er blickte neugierig zu Dabney.

»Was für eine Ausbildung?«

Der andere Junge blickte zu Boden und lächelte bescheiden.

»Mr. Samson ist zu freundlich. Ich werde mich bald für eine Stelle bei Mr. Speck bewerben.«

»Es ist eine der angesehensten

Ausbildungen im ganzen Universum«, sagte Mrs. Aldritch mit mehr als nur einer Spur Stolz.

»Was tut dieser Speck eigentlich?«, fragte ich, denn ich konnte meine Neugier nicht länger unterdrücken. Mr. Whatley, der an einem Glas Wein genippt hatte, während die anderen Gäste ihre Echsenpastete fertig aßen, stellte seinen Kelch auf den Tisch.

»Was immer getan werden muss. Speck und Ashby sind die Führer unserer politischen Parteien.«

Die Diener kamen zurück, um die Teller abzuräumen und kleine Teller

mit grünem Salat vor jeden Gast zu stellen. Nach dem letzten Gang war ich froh, etwas ganz Normales zu essen, das nicht kurz zuvor noch lebendig gewesen war. In ganz kurzer Zeit räumten die Diener die Salatteller ab und brachten jedem einen Eierbecher mit etwas, das wie ein vielfarbiges Ei aussah. Ich nahm meinen Löffel und wollte ihn gerade eintauchen, als ich die Wolken bemerkte, die über dem Ding schwebten. Bei genauerer Betrachtung erkannte ich winzige Kontinente und Berge, Flüsse und Täler. Eine ganze Welt befand sich

in meinem Eierbecher.

Olivia flüsterte mir zu: »Keine Angst, sie ist nicht bewohnt.«

»Dem Himmel sei Dank«, erwiderte ich. Ich senkte meinen Löffel in den Himmel der kleinen Welt und enthüllte ein warmes orangerotes Inneres und aß es. Es war knusprig und weich zugleich, mit einem leichten Pfefferminzgeschmack. Erst war es kühl auf meiner Zunge, aber das Innere brannte in meinem Mund. Noch bevor es ganz meine Speiseröhre hinuntergerutscht war, empfand ich ein starkes Völlegefühl

und konnte keinen Bissen mehr essen. Die anderen Gäste leerten ihre Eierbecher, und die Diener räumten den Tisch ab. Dann brachten sie den abschließenden Gang. Es handelte sich um eine kleine Schüssel mit einem dunklen, aber substanzlosen Inhalt. Olivia erklärte mir, es wären Gesüßte Schatten, und nachdem ich gekostet hatte, fand ich den Namen sehr treffend. Es war ein wenig süß, hatte aber keinen eigenständigen Geschmack. Es war ein angenehmer Abschluss für ein außerordentlich ungewöhnliches Abendessen. Mr.

Whatley erhob sich lächelnd von der Tafel.

»Wollen wir uns in den Salon begeben?«

Der Abend endete, wie er begann. Alle unterhielten sich höflich miteinander, bis Duncan mit einem Tablett mit Verdauungsschnäpsen hereinkam. Mr. Whatley gab einen Trinkspruch auf gute Gesundheit zum Besten, und langsam begannen die übrigen Gäste, sich zu verabschieden. Mr. und Mrs. Puddle, die mir beim Abschied die Hand schüttelten, konnten nicht fassen, dass sich

meine Finger nur in einer Richtung abbiegen ließen, und wollten mich gar nicht loslassen, bis mir Lily zu Hilfe kam und die beiden zur Tür brachte. Währenddessen steuerte die bärtige Kreatur mit dem flachen Gesicht auf mich zu.

»Mrs. Markham. Wir sind uns noch nicht förmlich vorgestellt worden. Man nennt mich Cornelius.« Er verbeugte sich vor mir, was ich sehr erfreulich fand, denn ich wäre nicht sehr angetan gewesen, eine seiner rüsselähnlichen Gliedmaßen schütteln zu müssen. »Ich hoffe, wir

haben Sie mit all den leidigen politischen Diskussionen nicht gelangweilt.« Als er sprach, konnte ich kleine Körperfortsätze erkennen, die unter seinem Bart die Worte formten. Es war sehr abstoßend, aber ich konzentrierte meinen Blick auf seine onyxfarbigen Augen.

»Ganz im Gegenteil, ich fand sie faszinierend, doch ich gestehe, dass ich den Grund für Ihre Uneinigkeit noch immer nicht verstehe.«

»Es ist ein alter Streitpunkt, über den schon genug geredet worden ist.« Er führte mich in den hinteren Teil des Raumes zu einem Sofa, wo

wir uns setzten. »Ich hoffe sehr, Sie vergeben mir, wenn ich das sage, aber ich wurde zufällig Zeuge eines Gespräches, dass Sie früher am Abend mit unserem Gastgeber führten.«

Ich erstarrte. »Das war ein privates Gespräch.«

»Deshalb bitte ich Sie auch um Vergebung. Aber Sie und ich sind uns einig in der Ansicht, dass ein Spiel nur gespielt werden sollte, wenn beide Seiten einander ebenbürtig sind. Unser Gastgeber würde gut daran tun, das nicht zu vergessen.«

»Da sind wir einer Meinung.«

»Ich konnte sehen, dass Sie unsere Konversation während des Abendessens aufmerksam verfolgt haben. Welchen Eindruck hatten Sie von unserem Gastgeber?«

»Seine Worte beschwichtigen ein Lager der Endwelt, während sein Erscheinen ein anderes beruhigt.«

»Exakt. Und dennoch sagt man Mr. Whatley Entscheidungsfreudigkeit nach. Es erzeugt Verwirrung, dass er Zweifel über seine Zugehörigkeit haben sollte, und das ist ein Zustand, den ich möglichst rasch ändern

möchte.«

Ich musterte ihn eingehend, verinnerlichte seine Worte, und suchte in seinen schwarzen Augen nach irgendeinem Hinweis auf seinen Charakter.

»Das ist natürlich ein irritierendes Problem, aber weshalb versuchen Sie, darüber ausgerechnet mir die Augen zu öffnen?«

»Es sind nie zuvor Menschen in der Endwelt gewesen. Für manche wäre das allein schon gleichbedeutend mit Verrat, aber andere sind nicht so sicher. Ich möchte lediglich einen Beweis für

Mr. Whatleys Loyalität gegenüber der Sache Ashbys finden, so dass wir jeden Verdacht ausräumen können. Sie sind öfter hier als ich. Das Haus von Darkling hat viele Räume, und ich kann mich nicht in allen umsehen. Sie verstehen mein Dilemma. Es ist zu seinem eigenen Besten, da stimmen Sie mir doch zu?«

»Weshalb sollte ich irgendetwas zum Besten für Mr. Whatley tun wollen?«

»Weil ich Ihnen etwas zum Schutz vor dem Spiel anbieten kann, für das Mr. Whatley Sie

ausersehen hat.« Er griff in seinen Bart hinein und zog einen dünnen Eisenschlüssel heraus. Er reichte ihn mir, bevor es die übrigen Gäste sahen. »Beschaffen Sie mir einen Beweis für Whatleys Loyalität, und ich beschütze Sie vor ihm.« Er deutete auf den Schlüssel. »Eine Drehung, ganz gleich, in welche Richtung, wird mich rufen.«

Ich nahm den Schlüssel und ließ ihn in den Falten meines Kleides verschwinden. »Weshalb sollte ich Ihnen trauen?«

»Ich fürchte, meine Liebe, dass Sie keine andere Wahl haben.«

Mr. Cornelius und die Baxters gingen, ohne sich von jemandem zu verabschieden, doch die anderen Gäste schienen nicht unbedingt beleidigt darüber zu sein. Mrs. Aldritch war auf der Suche nach ihrem Sohn, der sich mit Paul in eine Ecke des Raumes zurückgezogen hatte. Sie waren in ein Gespräch vertieft und höchst verärgert darüber, dass sie sich trennen mussten. Am seltsamsten von allen Ereignissen des Abends aber war das abrupte Verschwinden von Pauls ständiger Schwermut. Er begann zu lächeln und hörte auch

nicht damit auf, als Dabney das Haus verlassen hatte.

Miss Yarborough und Mr. Snit waren die Letzten, die sich verabschiedeten. Der Gentleman war zum Ende des Festes so betrunken, dass er einen hässlichen Grünton annahm, in einem Milchtopf eingesammelt und von seiner stolzen, eingebildeten Begleiterin hinausgetragen werden musste.

Lily und ich wünschten den Whatleys Gute Nacht und brachten die Kinder in ihr Zimmer. Wie schon zuvor nahm Mrs. Darrow Laurel

Parker Wolfes Märchenbuch aus dem Fach neben dem Bett. Die Kinder schmiegten sich an sie, als sie zu lesen begann.

DIE PUPPENKINDER

Es war einmal ein Dorf mitten im Wald. Die Bewohner waren lange Zeit glücklich und zufrieden, bis sich eines Tages eine Krankheit über das ganze Land ausbreitete, an der viele kleine Kinder starben. Die Dorfbewohner waren verzweifelt, denn der Arzt des Dorfes konnte sie nicht heilen, und da der Winter bevorstand, würden sie sicher nicht

überleben. So entschieden sie in aller Eile, den geheimnisvollen alten Zauberer um Hilfe zu bitten, der in einer Höhle tief im Wald lebte.

Der Zauberer, der sehr einsam war und nicht viele Besucher empfing, wollte den Dorfbewohnern gerne helfen, aber er warnte sie vor den Gefahren, die mit ihrem Wunsch verbunden waren.

»Die Kleinen werden den Winter in diesem Zustand nicht überstehen. Bringt sie zu mir, wenn ihr wollt, aber ich muss euch warnen, dass die Aufgabe, die ihr mir stellt, sehr schwierig ist. Es mag

wohl sein, dass ich nicht in der Lage bin, sie rückgängig zu machen.«

Die Dorfbewohner dankten dem Zauberer für seine Warnung, wollten aber so verzweifelt ihre Kinder retten, dass sie sie in warme Felle wickelten und ohne einen Gedanken an weitere Gefahren zur Höhle im Wald brachten. Der Zauberer breitete ein großes Tuch auf dem Boden aus und bat, dass sie die Kinder in einem Kreis darauf legten. Als das geschehen war, bewegte er seine Hände in einem komplizierten Muster unsichtbarer Zeichen und murmelte dabei einen

geheimen Zauberspruch. Die Kinder schrumpften bis auf die Größe von Babys, und der Zauberer nahm die Enden des Tuches und formte daraus einen Sack. Er drehte die Enden zusammen, bis der Sack verschlossen war, und drehte weiter, bis die kleinen Gesichter der geschrumpften Kinder fest gegen das Tuch gedrückt wurden. Der Zauberer fuhr fort, bis der Stoff an vielen Stellen zerriss, doch im Inneren befanden sich keine Kinder mehr. Stattdessen waren die Stoffteile auseinandergerissen und zu Stoffpuppen wieder

zusammengenäht worden, eine an der Stelle jedes Kindes.

Den Dorfbewohnern, die nicht wussten, was sie von dieser Verwandlung halten sollten, blieb wenig Zeit, darüber nachzugrübeln, denn sobald der Alte den Zauber vollendet hatte, sank er auf die Knie und starb. Die Anstrengung des Zaubers war zu groß für ihn gewesen, und noch während sich die Puppenkinder auf ihre kleinen Stofffüße erhoben und ihre kleinen Stoffarme streckten, wichen die Eltern vor ihnen zurück aus der Höhle hinaus, weil sie nicht

ertrugen, was mit ihnen geschehen war, und sich lieber vorstellten, dass sie zusammen mit dem Zauberer gestorben wären.

Es war ein langer, einsamer Winter für die Puppen, die einst Kinder gewesen waren. Sie begruben den Zauberer, so gut sie es vermochten. Einige beschädigten die Fäden ihrer zarten Hände, als sie die harte Erde aufgruben. Die meisten blieben in der Höhle des Zauberers, aber einige versuchten zu den Familien heimzukehren, die sie allein gelassen hatten. Diese Wiedersehen fanden nie ein gutes

Ende, denn die Puppen waren selbst für die besten Eltern nicht mehr als Geister in einer Stoffhülle. Die Glück hatten, vermochten in die Höhle zurückzukehren, aber die meisten wurden verbrannt oder begraben oder zerfetzt, in der Hoffnung, dadurch zu befreien, was immer von ihren Kindern noch in den Stoffpuppen gefangen sein mochte.

Der eine Winter, den zu überleben sie geschaffen worden waren, kam und ging. Jahre vergingen. Die Puppenkinder begannen langsam kaputtzugehen.

Fäden lösten sich, der Stoff zerriss, und die Füllung, die sie zusammenhielt, fiel in Klumpen heraus. Sie kamen überein, dass sie nicht mehr lange so weitermachen konnten. Einige von ihnen hatten bei ihren unglücklichen Dorfbesuchen in Erfahrung gebracht, dass in einem nahen Wald eine Fee wohnte, und wenn die Geschichten der Wahrheit entsprachen, würde sie in der Lage sein, den Zauber des Zaubers aufzuheben.

Alle zusammen machten sich auf den Weg, immer auf der Hut vor

Falken und Wölfen. Sie schliefen in hohlen Stämmen und überquerten breite Bäche, so dass ihre Körper feucht und von Wasser durchtränkt wurden. Schließlich erreichten sie ein kleines Haus aus buntem Glas am Waldrand. Die Gruppe der Puppen brach vor der Tür zusammen, hatte aber noch genug Kraft, mit ihren Stofffäusten an die Tür zu pochen. Die Fee fand sie in einem traurigen, heruntergekommenen Zustand. Sie sammelte die Puppen auf und setzte sie vor einen angenehm warmen Ofen, wo sie sich trocknen

und erholen konnten. Als sie wieder so weit bei Kräften waren, dass sie sprechen konnten, setzte sie sich zu ihnen auf den Boden und hörte sich ihre Bitte an.

»Gute Fee«, sagten sie. »Wir sind einst Kinder gewesen und möchten es wieder sein.«

Die Fee tätschelte ihre weichen Stoffköpfchen und nickte verständnisvoll.

»Seid ihr sicher, dass ihr das wirklich wollt? Stattdessen könnte ich eure Löcher flicken und den Stoff verstärken. Ihr könntet ewig leben, wenn ihr wollt. Das Leben

eines Kindes hingegen ist oftmals hart und kurz.«

Aber die Puppenkinder waren nur aus dem einen Grund hergekommen und wollten nicht von ihrem Wunsch lassen. So tat die Fee sie alle in einen großen Kessel und kochte sie sieben Tage lang, bis ihr Stoff wieder Haut wurde und ihre Füllung Fleisch und ihre kleinen Körper aufquollen zu ihrer ursprünglichen Größe. Als sie fertig war, schliefen sie einen ganzen Tag lang. Sie hatte Kleider für sie und einen Wagen mit einem Pferd, so dass sie, als sie

erwachten, wohl ausgerüstet waren für die Rückkehr zu ihren Familien.

Es war ein bittersüßes Wiedersehen. Die Familien hatten große Schuldgefühle wegen dem, was sie ihren Kindern angetan hatten, aber es blieb keine Zeit für Zorn oder Kummer darüber, denn die gute Fee hatte, als sie den Puppenkindern ihre ursprüngliche Gestalt wiedergab, ihnen auch die unheilbare Krankheit zurückgegeben, die ihre Eltern dazu trieb, die Hilfe des Zauberers zu suchen. Sie wurden zu Bett gebracht, und im Kreis ihrer

Familien, welche sie vor so vielen Jahren allein gelassen hatten, holte der Tod nun nach, was er schon vor Jahren tun hätte sollen.

Lily schloss das Buch und legte es in ihren Schoß. Während der Geschichte hatte sich James von ihr weggewunden und war in sein Bett gekrochen. Paul blieb an ihrer Seite. Er hatte die Augen geschlossen und den Arm um sie gelegt.

»Ich glaube, ich mag keine Gutenachtgeschichten mehr«, sagte James.

»Ich muss zugeben, dass diese

ein wenig traurig ist, aber sie hat eine sehr gute Moral.«

»Nimm dein Schicksal hin, oder du wirst es bereuen?« Paul gähnte und streckte sich. Er entließ sie aus seiner Umarmung und schlüpfte in sein eigenes Bett.

»Aber nein ...« Lily starzte ihn einen Moment mit offenem Mund an, so sehr hatte seine Bemerkung sie getroffen. »Genieße die Zeit, die dir mit deinen Lieben bleibt. Was immer auch passiert.«

James zog seine Decke bis zum Kinn hoch, und seine Mutter half ihm, sich einzukuscheln. »Glaubst

du, dass sie glücklich waren, dass sie gestorben sind?«

»Nicht dass sie gestorben sind, sondern dass sie wieder bei ihren Familien waren. Ja, das waren sie.« Sie küsste ihn auf die Stirn und drehte sich herum, um mit Paul das Gleiche zu tun, aber der lag bereits zugedeckt mit geschlossenen Augen da.

»Wie konnten sie das?«, sagte er. »Sie waren verlassen. Jahrelang. So etwas vergisst man doch nicht.«

»Aber das haben sie. Wenn einem nur so wenig Zeit miteinander bleibt, muss man über

seinen Schatten springen.«

Lily kniete sich neben ihn und küsste ihn auf die Wange. Er kniff die Augen zusammen und drehte sich zur Seite.

»Ich bin müde.«

Lily starrte ihn an, als hätte sie einen Schlag ins Gesicht bekommen. Sie eilte aus dem Raum und lehnte sich draußen an die Wand. Ich schloss die Tür zum Zimmer der Buben und ging zu ihr auf den Korridor.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, mir geht es gut. Diese Geschichte ... Ich habe versucht, die

beiden vorzubereiten. Sie haben Recht, wir müssen das alles bald beenden. Ich muss über meinen Schatten springen. Gute Nacht, Charlotte.« Wie die Buben küsste sie mich auf die Stirn und schritt allein davon, wohin immer sie sich auch begab, während wir schliefen. Ich hatte keine Zeit, dem Gedanken weiter zu folgen. Ich ging in mein Zimmer, direkt zum Kuriositätenschrank und öffnete das Fach mit den kleinen Kerzenmännern. Sie spielten gerade Ball mit dem Kopf des Kleinsten ihrer Gruppe, als ich mich

missbilligend räusperte.

»Könnt ihr mich bitte zu dem lichtlosen Raum bringen? Ihr wisst schon, welchen ich meine.« Sie brachen ihr Spiel ab und hüpften auf den Boden. Zusammen stapften wir durch das Haus von Darkling zu dem Marmorrelief mit den schmerzverzerrten Gesichtern. Ich drückte mit einem Finger in die Augenhöhle einer der Figuren, so wie ich es Duncan abgeschaut hatte, und die Wand hinter dem Relief glitt auf.

Der Raum war leer bis auf den beängstigenden Metallstuhl mit den

Haltegurten und dem fahrbaren Tischchen, das auf seinen Rädern davorstand. Ich schritt durch die mit hauchdünnen Schleiern abgetrennten Abteile zum Zentrum des Raumes, während die Kerzenmänner draußen warteten, weil sie sich weigerten einzutreten.

Ich ließ mich auf die Knie nieder und öffnete ein Schränkchen unter dem Tisch, worin sich ein Dutzend Reihen von Fläschchen befand. Jedes war in einer eleganten Handschrift beschriftet. Auf den Fläschchen stand »erwürgt«, »dahingesiecht«, »gepfählt«,

»ertrunken«, »verbrannt«,
»erschossen«, »gefressen«,
»erfroren«, »gestürzt« und so
weiter, jedes mit einem anderen
Missgeschick gekennzeichnet. Ich
steckte eines mit der Aufschrift
»zerstückelt« in meine Tasche und
hielt bei »verbrannt« inne. Ich zog
den Stöpsel heraus und roch am
Inhalt. Es roch nach Holzkohle.
Nicht gerade anregend, aber um
Cornelius etwas Nützliches zu
liefern, musste ich wissen, was es
war. Ich tauchte einen Finger in die
schwarze Flüssigkeit, so dass eine
dünne Spur auf meiner Haut

verblieb, und kostete vorsichtig.

Plötzlich war ich nicht mehr ich selbst. Die Luft loderte um mich herum in Feuer und Rauch. Ich hatte etwas Schweres in Stoff eingewickelt bei mir und lief von Zimmer zu Zimmer, während meine Haut aufplatzte und mein Haar am Schädel verkohlte. Als ich durch die Tür in die kühle Nachtluft hinausstürmte, strich sie über mein glühendes Fleisch und brachte keine Linderung, nur eine neue Woge von Schmerz, bis ich zu Boden stürzte.

Das schwere Bündel, das ich getragen hatte, öffnete sich und

enthüllte das versengte Gesicht einer Frau mit blondem Haar und einer kurzen, spitzen Nase; ein Gesicht, das ich im Spiegel sah, immer wenn ich versuchte, das Bild meiner verstorbenen Mutter zu beschwören, weil es mir Kraft verlieh. Doch in diesem Moment raubte mir der Anblick jeden letzten Hauch von Energie und Fassung, den ich noch hatte. Ich schrie, und während ich schrie, versank die Welt um mich in die Dunkelheit des Vergessens, wo ich, wie mir schien, eine Ewigkeit blieb, erstarrt vor Grauen beim Anblick meines

eigenen, am Boden liegenden Körpers und der Erkenntnis, dass die durch das brennende Haus laufende Person Jonathan war. Für einen Augenblick hatte ich gespürt, was er fühlte, als er starb.

Etwas packte meine Schulter. Ich fuhr herum und ließ beinah das Fläschchen fallen. Duncan stand hinter mir, einen Finger an seine ironisch lächelnden Lippen gedrückt.

»Jetzt wissen Sie es.« Einen Moment glaubte ich, der Stumme hätte gesprochen, doch dann tauchte Mr. Samson hinter ihm auf,

die Augen blutunterlaufen und das Gesicht tiefer gefurcht, als dies beim Abendessen zu sehen gewesen war.

»Tod. In jedem.« Ich deutete erschöpft auf die rauchfarbenen Fläschchen.

»Viele verschiedene Arten von Tod.« Mr. Samson ließ seinen schweren Körper auf den metallenen Stuhl sinken und ließ sich von Duncan festschnallen. »Wir schlüpfen aus den verschiedensten Gründen in die menschliche Haut, aber für die meisten von uns ... ist es der Wunsch nach Frieden. Nach

endlosem Frieden. Näher als auf diese Weise werden wir diesem Wunsch niemals kommen.«

»Cornelius und die anderen ...«

»Sie fürchten uns. Dem Tod war der Zutritt zur Endwelt nie gestattet. Wenn sich das ändern würde ... der Tod für manche würde den Tod für alle bedeuten.« Er deutete auf eines der Fläschchen, und Duncan traf seine Vorbereitungen.

»Der Tod, den ich sah ... den ich fühlte, es war der meines Mannes.« Ich brachte die Worte kaum heraus.

»Tatsächlich? Welch seltsamer

Zufall. Aber andererseits gibt es wenig, das Mr. Whatley dem Zufall überlässt. Er treibt gern seine Spielchen. Aber trotz allem, was Sie auch immer denken, oder vielleicht denken möchten, ist er ein großer Mann. Er schenkt uns Frieden, wenn auch nur für ein paar Augenblicke.«

Ich deutete auf die Fläschchen.
»Woher hat er sie?«

»Er sammelt sie. Beobachtet sie, wenn sie passieren, glaube ich. Ich würde es ihm allerdings zutrauen, dass er hin und wieder auch ein bisschen nachhilft, um seine Sammlung zu erweitern.«

Der Mann in Schwarz.

Whatley.

»Dann muss man ihn aufhalten.«

»Ganz im Gegenteil, Mrs.

Markham. Ihr habt euren eigenen Tod. Lasst uns den unseren.«

Duncan hielt Mr. Samson einen durchnässten Zuckerwürfel an die Lippen, und der Mann zerbiss ihn mit einem befriedigten Knirschen. Sein Körper begann zu zucken, und ich verließ den Raum und kehrte in das wenig Trost versprechende fremde Bett in dem fremden Haus des Wesens zurück, das meinen Mann ermordet hatte.

VIERZEHNTES KAPITEL

Schlüssel und Schloss

Die Kinder und ich frühstückten allein. Als wir fertig waren, führte uns Duncan durch den Obstgarten zurück. Als wir Everton erreichten, brachte ich die Kinder in das Klassenzimmer hinauf, um mit ihrem Unterricht fortfahren zu können. Es wäre schwer zu sagen gewesen, wer von uns gedrückterer Stimmung war. Die Jungs beantworteten die Fragen ohne Widerspruch und

blickten kaum auf, als Ellen hereinkam und mir mitteilte, dass mich Mr. Darrow in seinem Arbeitszimmer zu sprechen wünschte.

Er stand an seinem Schreibtisch, als ich eintrat.

»Mrs. Markham.«

»Mr. Darrow. Ich sah Sie heute nicht beim Frühstück.« Ich setzte mich ihm gegenüber. Er blieb, wo er war, und stützte sich auf seine Handflächen, als er sich vorlehnte. Er wirkte angespannt und unsicher.

»Ich musste über vieles nachdenken.«

»Das gilt auch für mich.«

Er öffnete seinen Mund, aber er blieb stumm. Er sah mir kurz in die Augen und suchte nach Worten.

»Was letzte Nacht passiert ist ... ich fürchte, ich habe Sie in eine sehr unangenehme Lage gebracht.«

»Das dürfen Sie nicht denken.« Ich legte zögernd meine Hand auf seine, doch er zog sie fort.

»Aber das tue ich, und ich sehe nur eine Lösung.« Er ließ sich auf den Stuhl sinken und vermied es, mich anzusehen. »Ich muss Sie fortschicken.«

»Das meinen Sie nicht wirklich.«

»Ich habe Ihre Freundlichkeit und Ihre Freundschaft ausgenutzt, das ist mir jetzt bewusst geworden. Es ist zu Ihrem eigenen Besten.«

»Ich möchte nicht gehen. Bedeutet das gar nichts?« Alles drohte mir aus den Händen zu gleiten, das Märchenbuchende, meine Zukunft mit den Kindern, Henrys Glück, Lilys Erlösung, meine Rache an Whatley – nichts von alledem würde mir gelingen.

»Das darf es nicht. Wir müssen an die Kinder denken. Ihre Reputation.«

»Meine Reputation ist

vollkommen intakt.«

»Und ich möchte, dass es auch so bleibt. Die Diener werden zu tuscheln beginnen.« Da fing ich an zu verstehen. Mein Zorn gewann die Oberhand, und die Maske der Regeln und der Zurückhaltung, die mir zu entgleiten gedroht hatte, tat es endlich.

»Ich verstehe. Natürlich, wie dumm von mir, es ist nicht meine Reputation, die Ihnen am Herzen liegt.«

»Das habe ich nicht damit gemeint.«

»Ist es ihnen jemals in den Sinn

gekommen, Henry, dass ich es sein könnte, die Sie benutzt?«

»Nein, niemals!«

»Vielleicht hätten Sie daran denken sollen. Vielleicht sind Sie einfach stärker als ich, denn ich werde nie die Kraft haben, meine Gefühle für Sie zu verleugnen.« Er starrte mich mit offenem Mund an.

»Wollen Sie es den Kindern sagen, oder soll ich es tun?«, fuhr ich fort. »Ich habe keine Ahnung, wie sie es verkraften, schon wieder eine Frau in ihrem Leben zu verlieren.«

»Ich sollte derjenige sein, der es

ihnen sagt.«

»Dann gehe ich packen.«

»Bitte, seien Sie nicht böse.«

»Lieber Gott, ich bin nicht böse!

Ich bin nur todunglücklich.«

Sein Mund bewegte sich

irgendwie mechanisch, aber kein

Ton kam heraus. Ich drehte mich

um und stürmte aus dem

Arbeitszimmer. Ich schlug die Tür

mit einem befriedigenden Knall

hinter mir zu, dessen Echos mich bis

hinauf ins Klassenzimmer

begleiteten. Die Buben saßen auf

ihren Bänken und lasen in ihren

Büchern.

»Der Unterricht ist für heute zu Ende.«

»Was, jetzt schon?«, fragte Paul ungläubig.

Ich konnte ihm nicht antworten, denn ich fürchtete, meine Fassung zu verlieren. Ich hatte nicht die Wahrheit gesagt, denn ich war böse. Nicht nur auf ihn, sondern auf mich selbst, dass ich mich einer Illusion hingegeben und sie auch noch in Worte gefasst hatte. Ich war blind gegenüber der Realität gewesen. Ich hatte auf ein Märchen gehofft, das nicht wirklich war und kaum je wahr wurde. Männer wie

Henry Darrow verliebten sich nicht in ihre Diener. Sie vergewaltigten sie und schickten sie fort, um ihre unehelichen Kinder irgendwo in Armut aufzuziehen. Ich begann, pathetisch zu werden, und riss mich zusammen. Henry hatte sich außer dem Kuss in der Küche nichts bei mir herausgenommen. Wieder spürte ich den Verlust. Männer wie Henry Darrow bescherte einem das Schicksal nicht sehr oft, und das machte alles nur schlimmer.

Ich überlegte, welche Möglichkeiten sich mir boten, ihn zu behalten, und schreckte vor

dunkleren Methoden nicht zurück. Wenn sonst nichts mehr hilft, bleibt noch die Entführung. Ich verdrängte die Stimme aus meinem Kopf, doch sie war schnell wieder zurück. Lily könnte dir behilflich sein. Sie will, dass ihr zusammen seid. Du hast noch nicht verloren. Bei diesen Gedanken schauderte ich, denn ich wollte Henry Darrow nicht gewinnen oder verlieren. Ich wollte, dass er mich liebte.

Ich saß lange in meinem Zimmer und starrte auf meine Sachen. So vieles würde nun nicht mehr geschehen. Die Kinder müssten

noch so viel lernen, und ich müsste ihnen noch so viel beibringen. Mein Blick wanderte über die Bücher aus Mr. Whatleys Bibliothek. Ich war dem Kind mit den Schlüssellochaugen seit seiner Flucht in Everton nicht mehr begegnet. Was sah der Junge, wenn er uns beobachtete, und wie würde ich ihn je loswerden? Aber das war ein geringes Problem, verglichen mit dem von Lily Darrow. Wer würde den Buben helfen, von ihrer Mutter Abschied zu nehmen? Wer würde sie vor dem Haus von Darkling beschützen? Die Antwort

war im Grunde einfach. Wenn ich entlassen wurde, dann würde ich Mr. Darrow vom Abkommen seiner Frau erzählen. Wenn es stimmte, was Lily sagte, dann würde sich die Tür zwischen Everton und der Endwelt für immer schließen. Und wenn die Buben mich dafür hassen mochten, würde mir das befriedigende Bewusstsein zuteilwerden, dass sie vor den Dingen sicher waren, die ich weder ganz erklären noch verstehen konnte. Aber wer würde mich beschützen?

Er kommt bald, Charlotte.

Lily tat mir leid, denn sie würde nie wissen, was geschehen war, und ich konnte sie nicht vor dem bewahren, was Mr. Whatley mit ihr vorhatte. Aber ich konnte weitere Besuche ohne meine Aufsicht nicht zulassen. Sie wären zu unberechenbar.

Ich holte meine Reisetasche aus dem Kleiderschrank und fing an, meine Sachen bereitzulegen, doch ich konnte mich einfach nicht aufraffen, sie einzupacken, deshalb legte ich alles in Stapeln auf das Bett und sortierte hin und her bis lang nach Einbruch der Nacht, als es

an der Tür klopfte. Es war Ellen. Sie sah nervös und müde aus.

»Es geht um Mr. Darrow. Er ist nicht zum Abendessen heruntergekommen, und als Roland ihm das Tablett bringen wollte, war niemand da. Wir haben das ganze Haus abgesucht, konnten ihn aber nicht finden. Niemand weiß, wohin er gegangen ist. Was sollen wir tun?«

»Könnte er ins Dorf gefahren sein?«

»Mr. Darrow verlässt das Anwesen nie, wenn er nicht muss, und niemals, ohne jemandem

Bescheid zu sagen. Es sieht ihm gar nicht ähnlich.«

»Sind die Pferde alle da?«

»Ja. Auch die Kutschen und Fahrräder. Er kann nicht weit fort sein, wohin immer er gegangen sein mag. Aber bei dem Wetter holt er sich vielleicht den Tod.« Es war noch frostfrei, aber kalt genug, um einen spüren zu lassen, dass der Winteranfang bevorstand. Bald würden die Seen zufrieren, Schnee würde fallen, und das Haus würde sich für die Feiertage herausputzen. Ich hatte mich so darauf gefreut, Weihnachten in Everton zu

verbringen.

Ich folgte Ellen in die Küche, wo bereits Roland, Fredericks, Mrs. Norman und Mrs. Mulbus warteten. Wir überlegten gemeinsam, was wir tun konnten und ob wir einen Suchtrupp losschicken sollten. Bevor wir uns auf irgendetwas einigen konnten, läutete die Türglocke, und wir fanden Mr. Darrow, gestützt von Mr. Scott, auf der Schwelle.

»Ich habe ihn am Friedhof gefunden«, erklärte Mr. Scott. »Er muss stundenlang dort gewesen sein.«

Er sah in der Tat sehr blass aus.

Ich übernahm ihn vom Pfarrer und legte seinen Arm um meine Schultern. Er konnte gehen, aber nur so gerade eben. Ich brachte ihn in sein Schlafzimmer hinauf, während Ellen den Ofen einheizte.

»Was haben Sie sich nur zugemutet?«, flüsterte ich, als ich ihn zu Bett brachte.

»Sie ist fort«, war alles, was er sagte, bevor er einschlief. Seine Stirn wurde heiß, deshalb ließ ich Dr. Barberry holen, der viel Flüssigkeit und viel Ruhe verordnete. Henry musste ein paar Tage das Bett hüten, und ich

pflegte ihn alleine, ganz egal, wie unschicklich man es im Haus finden mochte. Das Personal konnte klatschen, so viel es wollte, ich würde Henry pflegen, bis er wieder gesund war, und dann würde ich abreisen.

Eine Woche, nachdem er krank geworden war, fand ich sein Bett leer vor, als ich ihm das Frühstück bringen wollte. Ich ging nach unten. Er befand sich mit den Kindern im Esszimmer. Ich wollte umkehren, bevor er mich sah, doch es war zu spät. Er lud mich ein, mit ihnen zu essen. Seine Wangen hatten wieder

Farbe bekommen, und selbst seine alte Verbissenheit schien sich gemildert zu haben.

»Es scheint, dass es Ihnen besser geht, Mr. Darrow?«

»Ja. Dank Ihrer Pflege.«

»Ich hoffe, Sie tun zukünftig allen den Gefallen, nicht mehr in der Kälte herumzusitzen, bis Sie krank werden.«

»Ich war unbesonnen. In vieler Hinsicht.« Er lächelte mir schwach zu, nicht erschöpft oder von der Krankheit geschwächt, sondern entschuldigend.

»Ja? Glauben Sie?«

»Mehr als das. Ich hatte unrecht.«

»Wirklich?«

»Ich hoffe, Sie vergessen, was ich gesagt habe.«

»Das könnte ich niemals. Aber wir sprechen später darüber. Auf die Buben und mich wartet ein Stundenplan.«

»Natürlich. Ein anderes Mal.«

»Vielleicht.«

Und damit war alles wieder beim Alten. Ich behielt meine Stellung, und Mr. Darrow behielt seine Distanziertheit und starrte in die unergründlichen Tiefen seiner

Teetasse, als ich die Kinder ins Klassenzimmer hinaufbrachte. Nach einer ganzen Woche Pause war es schwierig, mit dem Unterricht fortzufahren, und es ging schleppend voran. Aber nach vier Stunden Auffrischung vom Untergang Roms bis zum Satz des Pythagoras rauchte den Buben der Kopf, und sie brauchten eine Pause. Es war überflüssig, sie zu fragen, was sie tun wollten. Ich konnte es in ihren Augen sehen, die wie am Weihnachtsabend strahlten.

Es war der längste Abstand, den wir bisher zwischen unseren

Besuchen in Darkling erlebt hatten, und als uns Duncan zum Eingang des Hauses brachte, erschien Mrs. Darrow mit gerötetem Gesicht und außer Atem, als wäre sie uns durch das ganze Haus entgegengelaufen.

»Ihr seid wiedergekommen ...« Ihre Augen waren aufgerissen und funkelten, doch ob aus Furcht oder Freude, vermochte ich nicht zu deuten. Sie drückte die Kinder auf eine berührende Weise lange Zeit an sich, bis James sich ihr entwand.

»Vater war krank. Charlotte hat sich um ihn gekümmert.«

»Tut mir leid, das zu hören.«

Danke, dass Sie für ihn gesorgt haben.« Sie sah mich bei diesen Worten nicht an. »Kommt. Ich bin gerade mitten im Unterricht mit Olivia, aber ihr dürft gerne dabei sein.« Lily führte uns in den Ballsaal. Olivia war bereits da und tanzte gelangweilt vor Mrs. Aldritch und ihrem Sohn Dabney. Die Frau hielt Olivia an und griff dem Mädchen mit ihren manikürten Händen unter die Arme und drückte sie in eine strengere Haltung über ihren Kopf.

»Beim Tanz der unendlichen Trauer musst du die Arme die

gesamte Zeit über deinen Kopf halten, und zwar so, als ob du den Mond in den Himmel halten würdest. Verstehst du?«

Olivia biss sich in die Innenseite ihrer Wange und nickte höflich, aber ihr Gesicht hellte sich auf, als sie sah, dass sie Zuschauer bekommen hatte.

»Lily, Sie haben die Kinder gebracht! Wie wunderbar!« Paul war verärgert darüber, dass er noch als Kind bezeichnet wurde.

»Ich bin kein Kind mehr! Ich bin dreizehn.« Er sagte es ein wenig lauter als notwendig und begrüßte

rasch seinen Freund Dabney mit einem herzlichen Handschlag. Der unheimlich gutaussehende junge Mann lachte darüber und umarmte Paul freundlich.

»Olivia hat bald ihren Debütantinnenball«, erklärte Lily, »deshalb muss ich jetzt darauf bestehen, dass wir weiterüben. Dabney?«

Der Junge ließ Paul stehen und nahm Miss Whatleys Hände in die seinen. Sie glitten durch den Saal, während Lily den Takt zählte, blondes Haar und bleiche Schönheit in anmutiger Bewegung. Als Lily mit

dem gewonnenen Fortschritt zufrieden war, aber natürlich erst mit Mrs. Aldritchs Einverständnis, begaben wir uns zum Abendessen.

Dabneys Mutter schwatzte mit Miss Whatley auf einer Seite des Tisches, während sich ihr Sohn leise mit Paul auf der anderen Seite unterhielt, so dass Lily und ich miteinander sprechen konnten. James saß stumm in einer ungewohnten Trübsal an seinem Essen, die sonst nur seinem Bruder zu eigen war. Aber davon abgesehen war es ein sehr angenehmer Abend. Ich blickte hin

und wieder zu Paul hinüber und sah ihn lächeln und lachen, wie es bei Kindern sein sollte. Er wirkte völlig verändert in der Gesellschaft des älteren Jungen, und ich konnte nicht umhin, zu denken, dass vielleicht auch etwas Gutes an diesem Haus von Darkling war.

Die Aldritches verabschiedeten sich nach dem Essen, und Lily brachte uns wie immer zu unseren Zimmern. Aber dieses Mal gab sie den Buben nur einen Gutenachtkuss, ohne sie zu Bett zu bringen, und das Märchenbuch wurde nicht herausgeholt. Niemand

verlor ein Wort darüber, so sagte auch ich nichts, aber es war offensichtlich, dass sich etwas verändert hatte oder veränderte; selbst an einem Ort, an dem so etwas niemals geschehen sollte.

Wie immer wartete ich auf sie im Korridor. Als sie sich von der Tür zu mir umdrehte, war ich überrascht, wie müde und erschöpft sie aussah.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte ich. Sie schien gleich in Tränen auszubrechen.

»Das Leben erfüllt nie, was man erhofft, und der Tod ist nur noch schlimmer.«

»Was ist passiert?«

»Nichts, womit ich nicht fertig werde.« Ihr Blick flog durch den Korridor. Sie führte mich in mein Zimmer und schloss die Tür hinter uns.

»Bitte ... wenn ihr morgen geht, kommt nicht zurück.«

»Was meinen Sie damit? Ich versprach Ihnen einen weiteren Besuch nach diesem. Was ist geschehen?«

»Ich wollte Lebewohl sagen. Das habe ich jetzt getan.« Sie griff nach dem Türknauf und hielt unsicher inne.

»Aber tun Sie es für die Kinder?«

»Es muss sein. Es ist zu ihrem

Besten.«

»Was soll ich ihnen sagen?«

»Etwas, das es ihnen nicht so schwer macht.«

»So etwas gibt es nicht.«

Lily nickte bedrückt und ließ mich mit meinen Überlegungen allein, wie ich den Buben beibringen könnte, dass ihre Mutter sie wieder verlassen hatte und dass es dieses Mal ihr eigener Entschluss war. Es drehte mir das Herz um, vor allem, weil mir nicht in den Kopf wollte, wie eine Frau, die so voller Liebe

und so entschlossen war, alles aufgeben konnte, für das sie so hart gekämpft hatte. Außerdem war ich selbst mit Darkling noch nicht fertig.

Als ich in mein Nachtgewand schlüpfte, nahm ich das rauchfarbige Fläschchen mit der Aufschrift »verstümmelt« zur Hand und legte es neben den eisernen Schlüssel, den mir Mr. Cornelius gegeben hatte. Ich hatte ihm noch immer keinen Beweis für Whatleys Loyalität gegenüber Samson gesandt. Trotz allem, was er meiner Familie angetan hatte und den Darrows jetzt antat, half er Leuten.

Was für ein Mörder machte so was?
Ich fragte mich, ob ich etwas
missverstand oder mich täuschte.
Zog ich vielleicht voreilige Schlüsse?
Aber so vieles deutete darauf hin,
dass er darin verstrickt war.

Ich konnte nicht schlafen, deshalb
begab ich mich in die Bibliothek, um
meine Gedanken zu sammeln. Ich
wusste nicht genau, wonach ich
suchte. Vielleicht brauchte ich nur
etwas, das mich von der Misere der
Darrows ablenkte. Oder vielleicht
doch etwas Substanzielles, um
wieder zu reparieren, was nicht

mehr zu reparieren war. Ich las die verschiedenen Titel auf den Regalen, und mein Blick wanderte empor zu der Tür im vierten Stock, die zu Mr. Whatleys Büro führte. Langsam und unsicher stieg ich die Wendeltreppe hoch. Ich wusste nicht, was ich eigentlich wollte. Als ich vor der Tür stand und nach der Klinke greifen wollte, ging sie auf.

»Mrs. Markham.« Er trug nur einen Schlafrock, dessen bequemer Schnitt seine muskulöse Brust halb entblößte.

»Mr. Whatley.«

»Können Sie nicht schlafen?« Er

feixte mich mit demselben
indolenten, jungenhaften Grinsen
voller Selbstzufriedenheit an, dass
ich an meinem Verstand zweifelte,
weil ich wahrhaftig gedacht hatte,
es könnte etwas Gutes oder
Anständiges an ihm sein.

»Könnte man sagen.«

»Ich kenne das nicht. Ich schlafe
nicht.«

»Wie traurig für Sie.«

»Kommen Sie doch herein, wenn
Sie möchten.« Ich erwog das
Angebot. Ich stellte ihn mir ganz in
Schwarz vor, wie er über den
Leichen meiner Mutter, meines

Vaters, Jonathans und Nanny Prums stand ... Ich besaß keinerlei Beweis, dass er sie wirklich getötet hatte, nur dass er sich irgendwie ihrer Todeserinnerungen bemächtigt hatte und dass ein Stück aus seiner Sammlung gegen Susannah und vermutlich Nanny Prum benutzt worden war. Aber ich wusste auch nicht, warum er so versessen darauf sein sollte, mich zu quälen. War es nur Teil eines makabren Spieles? Wortlos trat ich an ihm vorbei ein.

Der Raum sah nicht viel anders aus als zuvor. Mr. Whatleys Brust leuchtete fast so hell wie die

Alabasterstatuen entlang der Wände des ersten Teils seiner Sammlung. Er schritt weiter, ging an den Glasmalereien vorüber, welche Fenster in reale Welten waren, an Antiquitäten, die sich aus eigenen Kräften bewegten, an einem Raum voller Bäume, die alle paar Sekunden die Jahreszeit wechselten, Brunnen, errichtet aus Wasser, in denen Fontänen aus flüssigem Marmor flossen, bis wir schließlich das Ende erreichten und in einen hohen Alkoven traten, der einer Kathedrale mit gewölbter Decke glich. Ein Bett befand sich an

der gegenüberliegenden Wand, das den Eindruck eines Altars vermittelte. Es wirkte ziemlich lächerlich und passte doch ganz und gar zu jemandem seines Charakters.

»Würden Sie gern meine wirkliche Sammlung sehen?«

»Das war sie noch nicht?«

»Natürlich nicht. Ein wahrer Sammler stellt seine kostbarsten Stücke nicht aus.« Er schritt zur Wand hinter dem Bett und bediente eine Vorrichtung, die eine geheime Tür öffnete. Er glitt hindurch, und seine Züge verschwanden in der

Dunkelheit. Ich folgte ihm, denn ich wusste, dass er mir nichts antun würde. Er würde unser Spiel nicht ohne einen wahrhaft grandiosen Paukenschlag beenden. Dessen war ich gewiss.

Das geheime Zimmer war eine Miniaturausgabe der Bibliothek, doch statt Büchern enthielt sie eine große Zahl von Personen. Jede von ihnen stand reglos auf einem beschrifteten Sockel. Sie hatten die Augen geschlossen, als ob sie schliefen und drauf warteten, aus einem langen, traurigen Traum geweckt zu werden. Da standen

Männer und Frauen, alt und jung,
schön und schlicht, von
verschiedensten Farben und
Größen, etwas für jede Gelegenheit.
Ich brauchte nicht lange, um Lily zu
finden. Wie die anderen stand sie
auf ihrem Sockel wie eine lebende
Puppe. Ihr Kinn ruhte auf der Brust.
Bei ihrem Anblick schoss mir das
Blut vor Zorn ins Gesicht.

Hier also schläft sie.

»Was sagen Sie?« Mr. Whatleys
gewöhnlich schwarze und
seelenlose Augen besaßen in der
Dunkelheit des Raumes einen
unmenschlichen silbergrünen

Schimmer.

»Es ist abscheulich«, sagte ich gepresst.

»Ja, vielleicht ein wenig. Aber alle sind vollkommen freiwillig hier.«

»Das finde ich sogar noch schlimmer.«

»Das sind allesamt Menschen von außerordentlichem Charakter. Sie taten, was sie tun mussten, um das zu bekommen, was sie ersehnten.«

»Und was war das?«

»Das kommt darauf an. Sie alle hatten verschiedene Wünsche. Was würden Sie sich am meisten

wünschen, Mrs. Markham?«

»Sie zu befreien.« Ich deutete auf Lily. »Und Sie zu vernichten.«

Mr. Whatley lachte unterdrückt, und der Laut hallte durch den Raum.

»Mit diesem letzten Wunsch sind Sie nicht allein. Lebende Menschen in der Endwelt beginnen Mr. Ashbys Freunden ... Unbehagen zu bereiten.«

»Ich habe nicht vor zu bleiben, nachdem ich Ihnen das Handwerk gelegt habe.«

Er zog eine Braue hoch, und das Dauerfeixen seines Gesichtes

wechselte zu einem Ausdruck der Gier.

»Eine interessante Behauptung.«

»Es ist keine Behauptung. Es ist ein Versprechen.«

»Ein sehr gefährliches.«

»Sie machen mir keine Angst.«

»Vielleicht sollte ich das aber.« Er trat dicht an mich heran, nah genug, um mit seinen großen Händen eine Haarsträhne aus meinem Gesicht zu streichen. Seine Berührung fühlte sich ganz anders an als die Henrys – größer und ohne jede Emotion. Aber machtvoll, wie seine Stimme und seine Augen,

die mir den Willen zu rauben drohten. Ich wagte nicht, mich zu bewegen.

»Alles, was ich je geliebt habe, ist mir Stück für Stück, Jahr für Jahr genommen worden. Und jetzt, da ich hier stehe, habe ich nichts mehr zu fürchten.«

»Sie halten sich wohl für sehr klug, aber ich bin älter, als Sie sich je vorstellen könnten, und ebenso mächtig. Das Einzige, was Sie haben und ich nicht, ist der Tod ... was manche für einen Nachteil halten. Glauben Sie wirklich, dass das gut ausgehen wird?«

»Nicht für Sie.«

»Ich habe keine Angst, zu verlieren, solange es auch alle anderen tun. Das sollten Sie sich gut merken, Mrs. Markham.«

»Aber so läuft das nicht. Jemand muss gewinnen.«

»In der Tat. Wer glauben Sie wird das sein? Sie oder ich?«

»Ich schätze, wir werden es bald genug herausfinden.« Ich drehte mich um, sicher, dass er mir nichts antun würde, während ich ihm den Rücken zuwandte, und ging zur Tür.

»Viel Glück, Mrs. Markham. Ich kann kaum erwarten, was als

Nächstes geschehen wird.«

Während des ganzen Weges durch den langen Raum spürte ich seine Blicke in meinem Rücken, aber ich wollte mich nicht umdrehen, um zu sehen, ob er mir folgte. Ich erreichte die Tür zur Bibliothek und schloss sie hinter mir. Der Ort hatte alles Tröstliche verloren, das er einmal geboten hatte. Ich kehrte in mein Zimmer zurück, überzeugte mich aber zuvor, dass die Buben noch sicher in ihren Betten schliefen; unberührt und ungequält von der Vorstellung, was ihre Mutter auf sich genommen

haben mochte, um sie wiedersehen zu dürfen.

Ich nahm das Rauchglasfläschchen und den silbernen Schlüssel vom Bett, wo ich sie zurückgelassen hatte, und blieb vor meiner Schlafzimmertür stehen.

Eine Drehung in jedem Schloss wird mich rufen.

Ich steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte. Die Tür ging in einen feuchtkalten Raum hinein auf, dessen Wände mit einem harten, gallertartigen Belag überzogen waren. Eine Gestalt erschien an der

Decke, und Mr. Cornelius krabbelte die Wand herab, um mich zu begrüßen. Die Fühler unter seinem Bart brachten so etwas wie ein Lächeln zuwege.

»Mrs. Markham.«

»Es gibt einen Raum im Haus von Darkling, in dem jemand, der es möchte, einen menschlichen Tod auskosten kann. Ist das der Beweis, den Sie suchen?« Ich reichte ihm das Fläschchen mit der Aufschrift »verstümmelt«.

»Ja, das müsste genügen.« Er steckte es in seinen Bart und wandte sich um, drückte sein

flaches Gesicht an die Wand,
Zangen kamen aus dem
angegraute Haarbewuchs seines
Gesichtes hervor und zwickten und
schnitten in die glänzende grüne
Oberfläche, bis ein Stück
herausbrach und in die festen,
rüsselförmigen Glieder fiel, die er
als Hände benutzte. Er hielt es mir
entgegen. »Ein Zeichen meines
Dankes, das Sie beschützen soll.«

Es war eine durchsichtige Scheibe
aus versteinertem grünem
Bernstein, in die ein einzelner
Buchstabe geritzt war.
»Was soll ich damit tun?«

»Tragen Sie es bei sich. Seien Sie vorsichtig, Mrs. Markham. Das wird ihm nicht gefallen, ganz und gar nicht.« Er führte mich zur Tür.

»Es soll keiner sagen können, ich hätte keinen Eindruck hinterlassen.«

Wir trennten uns, und als ich den silbernen Schlüssel wieder aus dem Schloss meiner Tür ziehen wollte, sah ich ohne große Überraschung, dass er verschwunden war. Unser Abkommen war erfüllt, und ich stand wieder allein. Ich kroch ins Bett und drückte die grüne Bernsteinscheibe an meine Brust.

Zum ersten Mal während all der Besuche in Darkling schlief ich ohne Furcht.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Der Weihnachtsgast

Ein paar Tage später zog der Winter in Blackfield ein. Die kahlen Äste des Waldes breiteten sich weiß unter dem grauen Himmel aus und hingen in einem erstarrten Ballett, aller Bewegung und Gesänge beraubt, über die gläsernen Ufer des Sees. Sie würden schlummern bis zum Frühling, wenn das Eis schmelzen und von ihnen tropfen würde, Schweißperlen gleich, von

der Anstrengung, diese Last so viele Monate lang zu tragen.

Doch die Dorfbewohner selbst würden in keinen Winterschlaf sinken. In der Tat waren die Wintermonate die geschäftigste Zeit des Jahres. Nach dem Basar gab es Dinnerpartys und besondere Gottesdienste, Wintermärkte und Frauenkränzchen und natürlich das großartigste Ereignis von allen: den Blackfielder Weihnachtsball.

Es war nicht wirklich ein Ball, also kein lokales Tanzfest, doch weil es im Haus von Cornelia Reese stattfand, konnte man es gar nicht

anders nennen und nur in den höchsten Tönen davon reden, zumindest in der Gegenwart von Cornelia Reese. Die Reeses bewohnten das größte Haus des Dorfes, und obgleich es nur eine Spur größer als Everton war, hielt es Mrs. Reese für den einzigen passenden Ort für solch ein Fest, denn alle Einwohner Blackfields würden darin Platz finden. Nichts liebte die Frau mehr, als den unteren Schichten der Gesellschaft, den gewöhnlichen Leuten, die nicht so reich waren wie sie, ihr Mitgefühl zu zeigen, so dass sie, wenigstens

einen Abend lang, auch ein wenig Glück in ihrem traurigen und trostlosen Leben hatten. Trotz dieses Umstandes, oder vielleicht gerade deswegen, hatten die Blackfielder kein Problem, sich auf dem Reese-Anwesen einzufinden, welches den Namen Arkham Hall trug. Dort unterhielten sie sich dann laut miteinander, wie trostlos alles seit dem letzten Jahr geworden war, während sie sich und ihre Taschen mit Essen vollstopften. Sie waren bereit, Cornelias Spiel mitzuspielen, so lange sie von ihrer Großzügigkeit profitieren konnten.

Eine Party war schließlich eine Party.

Und so schnappte ich mir an diesem Nachmittag nach dem Unterricht James und warf ihn über meine Schulter. Er glückste und strampelte, immer bereit zu ungestümer Gegenwehr, aber er ließ auch keine Gelegenheit aus, eine Szene zu machen.

»Hilfe! Ich werde ermordet!«

Das war ziemlich geschmacklos im Hinblick darauf, was Nanny Prum passiert war. Gott sei Dank war Paul alt genug, genug Feingefühl zu besitzen. Er gab James einen Klaps

auf den Kopf, als wir das Klassenzimmer verließen. James hielt, wie viele kleine Jungs von ähnlichem Temperament, recht wenig von der Idee des Badens. Es gab zu viele Pfützen, die so schön spritzten, zu viele Frösche, die man erwischen, zu viele Bäume, die man hochklettern musste, um sich mit so lästigen Pflichten wie dem Baden abzugeben. War er jedoch erst einmal im Wasser und hatte seine beträchtliche Gegenwehr aufgegeben, hatte er Spaß daran, nackt und nass zu sein. Dann spielte er einen Fisch, der mir durch

die Finger rutschte, während ich mich abmühte, ihn einzuseifen.

Als wir fertig waren, trug ich ihn in sein Zimmer zurück und versuchte, ihn nicht mehr aus den Augen zu lassen, bevor wir das Haus verließen. Paul war fast fertig angezogen und kämmte sorgfältig sein dunkles Haar. Ich war froh, dass ihn Lily dabei nicht sehen konnte. Er würde bald ein junger Mann sein, der der Dienste einer Gouvernante oder eines Kinderfräuleins nicht mehr bedurfte. Ich ließ James in Pauls Aufsicht und begann meine eigenen

Vorbereitungen für den Abend. Mit indischen Flüchen drohte ich ihm, wenn er meine Mühen mit dem Erscheinungsbild seines Bruders in irgendeiner Weise zunichte machen sollte.

Dann setzte ich mich vor den Spiegel, öffnete mein Haar am Hinterkopf, bürstete es aus und steckte es wieder hoch mit kleinen juwelenbesetzten Nadeln, die meiner Mutter gehört hatten. An diesem Abend erschien sie nicht in meinem Spiegelbild. Ich legte meine Gouvernantenuniform zur Seite und schlüpfte in ein

mitternachtsblaues Abendkleid,
dessen Oberteil mit silbernen
Kügelchen besetzt war, die den
Eindruck eines sternenübersäten
Nachthimmels erweckten.

Kurz vor dem Dunkelwerden
gesellten wir uns in der
Eingangshalle von Everton zu Mr.
Darrow. Seine Stimmung war nicht
zu deuten, denn er wich meinem
Blick aus, aber er hatte sich
beachtlich für den Abend
zurechtgemacht. Sein blondes Haar
war zurückgekämmt und fiel nicht
wie sonst über seine attraktiven
grünen Augen. Er trug einen

dunklen Anzug mit einer cremefarbenen Weste und einer tiefblauen Krawatte, die unbeabsichtigt zur Farbe meines Kleides passte. Ich bezweifelte, dass es ihm auffiel, aber ich nahm mir vor, keine Bemerkung darüber zu machen. Ich war nur die Gouvernante.

Mrs. Mulbus und Jenny waren bereits fort, um sich für das Fest bereit zu machen, und die anderen Bediensteten verließen das Haus in Gruppen. Sie trugen feste Mäntel über ihren besten Kleidern und Anzügen. Selbst Mrs. Norman wirkte

einen Hauch weniger langweilig als sonst. Sie hatte einen Hut mit Federn auf dem Kopf, mit dem sie wie ein Pfau aussah. Der alte Fredericks begleitete sie aus dem Haus, während er eine kleine silberne Flasche mit der freien Hand in seiner Jacke verschwinden ließ.

Roland brachte eine geschlossene Kutsche zum Tor und half uns einzusteigen. Die Buben belegten sofort eine Seite der Kutsche mit Beschlag, so dass Mr. Darrow und ich unbequem nebeneinandersitzen mussten. Glücklicherweise dauerte die Fahrt nicht lange, und wir

rollten in die schlichte Einfahrt von Arkham Hall.

Zwar mochte das Haus nur geringfügig größer als Everton sein, doch es war besser erhalten und wesentlich üppiger dekoriert. Cornelia Reese reiste noch immer mit einiger Regelmäßigkeit in die Stadt, um gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, und sie kehrte jedes Mal mit einer kleinen Karawane von Antiquitätenhändlern und Künstlern zurück, um Zimmer neu gestalten zu lassen, an deren Ausstattung sie die Lust verloren hatte.

Unsere Kutsche umrundete einen Marmorbrunnen, der den Altertümern des alten Rom nachempfunden war. Es war ein grauenhaftes Ding mit Wasserstrahlen, die aus Augenhöhlen und Kampfwunden spritzten, jedoch sehr passend für die Heimstatt von Cornelia Reese. Ein Diener half mir aus der Kutsche, und mit James' Hand fest in der meinen betrat ich die Eingangshalle des Hauses.

Die Festlichkeiten sprengten bereits den Ballsaal. Gäste mit geröteten Gesichtern standen mit

Weingläsern in der Hand in den Korridoren und unterhielten sich viel zu laut über die Köpfe anderer hinweg. Man klopfte einander den Rücken, hielt sich die Hand vor den Mund, während man lauthals über ironische Bemerkungen, die anderen galten, lachte, und einige Herren machten eindeutige Avancen, die ihre Ehefrauen nicht so schnell vergessen würden. Auch viele Kinder liefen zwischen den Erwachsenen umher. James fand in kürzester Zeit einen Spielgefährten, mit dem er meiner Aufsicht entfloh. Er verschwand einfach in der

Menge, nicht ohne sich noch einmal mit einem verschmitzten Grinsen umzudrehen. Da wusste ich, es würde ein anstrengender Abend werden.

Der Ballsaal war hoch und schmal, mit einer Promenade entlang des zweiten Stockwerks, die es den nicht Tanzwilligen gestattete, die Tanzenden zu beobachten. Ich blickte mit einem plötzlichen Gefühl der Hoffnungslosigkeit in die Menge. Die Dorfbewohner schienen so viel Freude an dem Fest zu haben, und ich fürchtete den Gedanken, dass

etwas geschehen könnte, wodurch dies alles ein Ende hätte. Wer würde der Nächste sein, wenn es mir nicht gelang, Mr. Whatley aufzuhalten?

Ich traf Mr. Scott, der sich redlich bemüht hatte, sein Haar für den festlichen Anlass zu zähmen, dennoch schwebte es mit flauschiger Widerspenstigkeit über seinem Kopf.

»Ich hoffe, Sie konnten Ihr Problem mit Geistern inzwischen klären?«, sagte er mit einiger Mühe in dem hohen Lautstärkepegel der Musik, denn ein kleines Orchester

spielte unter uns.

»Bedauerlicherweise, nein.«

»Ah, dann ist James also weiter neugierig?«

»In höchstem Maße, ja.«

Der Pfarrer nickte wissend. »Der Junge erinnert mich an mich selbst. Ich war auch immer neugierig, was solche Dinge betraf. Das führte schließlich dazu, dass ich in den Dienst des Herrn trat.« Er lächelte, beeindruckt von seiner eigenen Frömmigkeit, schämte sich aber sofort seines Stolzes. Er fuhr fort: »Ich habe über das Thema nachgedacht und bin zu dem

Schluss gekommen, dass Geister keine bösen Absichten haben dürfen.«

»Glauben Sie?«

»Sie dürfen nicht. Sie können mit einer gewissen Grausamkeit handeln, aber nur, um die Welt im Namen Gottes zu verändern.«

»Wie können Sie dessen sicher sein?«

»Meine Liebe, ich kann überhaupt keiner Sache sicher sein. Ich bin ein Mann des Glaubens. Aber das alles ist wohl hypothetisch, nicht wahr?«

Ich dankte ihm für seinen Rat und suchte meinen Weg hinab ins

Erdgeschoss, wo ich Susannah und Lionel miteinander tanzen sah. Sie strahlten, ließen trotz des Tempos der Musik die Augen nicht voneinander, während sie sich drehten, und lachten unbekümmert, bis die Musik endete und Susannah mich entdeckte. Sie sah bedeutend besser aus, als bei unserer letzten Begegnung. Der verwirrte Ausdruck war aus ihren Augen verschwunden, und sie wirkte ruhig und gelöst. Lionel verschwand, um seiner Frau etwas zu trinken zu holen, und Susannah küsste mich zur Begrüßung auf die Wange. Ihre

Finger schienen nicht von der
durchsichtigen grünen
Bernsteinscheibe lassen zu können,
die um ihren Hals hing.

»Sie passt zu Ihren Farben«,
stellte ich fest.

»Ja, nicht wahr?« Sie fuhr sich
mit der Hand durch ihr üppiges
rotes Haar. »Woher haben Sie sie?«

»Ein alter indisches Talisman zur
Abwehr böser Geister«, log ich.

»Was immer sie ist, sie wirkt.
Nichts ist passiert, seit Sie sie mir
gegeben haben.« Zum ersten Mal
seit Wochen spürte ich so etwas
wie Erleichterung und das Gefühl,

auf dem rechten Weg zu sein. Zumindest hatte ich dieses eine Problem gelöst, doch während meine Freundin sicher war, blieb der Rest des Dorfes ohne Schutz. Ich begann mich zu fragen, was drüben in der Endwelt zwischen Cornelius und Whatley geschah, doch dann schüttelte ich es ab. Der Abend war ein fröhliches Fest und nichts, was Darkling interessieren könnte.

Roland berührte Susannah an der Schulter und räusperte sich.

»Entschuldigen Sie, Ma'am, aber darf ich Sie um diesen Tanz

bitten?« Er hatte seine staubige Arbeitskleidung mit einem braunen Tweedanzug vertauscht, doch seine Haare waren noch immer ein ungepflegtes Gestrüpp, was für einen Gärtner von Everton nicht einer gewissen Ironie entbehrte. Susannah nahm seine Hand.

»Roland, ich würde die ganze Nacht mit Ihnen tanzen, wenn Sie mich darum bitten würden«, sagte sie zu dem Mann, der ihr das Leben gerettet hatte. Sie glitten auf die Tanzfläche hinaus, als ihr Mann mit ihren Getränken zurückkam und ihnen mit eifersüchtigen Blicken

folgte. Ich wollte bei ihm bleiben und ihm Gesellschaft leisten, doch das Auftauchen Mr. Darrows vereitelte diese Absicht.

»Mrs. Markham.«

»Mr. Darrow.«

Das schien auch schon das Ende unseres Gespräches zu sein, bis die Musik erneut zu spielen begann und Mr. Darrow mir nervös seine Hand bot.

»Würden Sie gerne tanzen?«

»Halten Sie das für weise? Die Leute werden zu reden anfangen.«

»Sollen sie.«

»Das ist ein ziemlicher

Meinungsumschwung.«

»Das Leben ist zu kurz, um sich mit den Meinungen von anderen zu beschäftigen, besonders, wenn getanzt werden kann. Gehen wir?«

Ich nahm seine Hand, und wir mischten uns unter die anderen Dorfbewohner auf der Tanzfläche. Das Stück war sehr schnell, und wir verbrachten mehr Zeit damit, Partner zu wechseln, als miteinander zu tanzen. Wir waren erleichtert, als die Musik langsamer wurde, und jeder Tänzer zu seiner ursprünglichen Partnerin zurückkehren musste. Henry nahm

meine Hände in seine und blickte mich an. Er sah mich vielleicht zum ersten Mal seit jenem Abend in der Küche wirklich an.

Es war ein tiefer Blick, während wir uns zur Musik drehten, wobei der Saum meines Kleides in der Luft schwebte und über seine Beine streifte. Wir bewegten uns nicht allzu dicht miteinander, doch die Verbindung unserer Hände schuf eine Spannung in dem Abstand zwischen uns, die den übrigen Saal verdunkelte und der Musik ein romantisches Feuer verlieh, das nur für uns hörbar sein konnte. Ich

wollte nicht, dass es je aufhörte, und eine lange Weile schien es auch, als würde die Musik nie enden. Wir tanzten und tanzten, bis ich meine Beine nicht mehr spüren konnte, nur noch seine Berührung und das tiefe Hämmern meines Herzens.

Aber es fand ein Ende, und als es vorbei war, ließen unsere Hände einander nicht los. Wir schlängelten uns durch das Haus, vorbei an einer genüsslich empörten Cornelia Reese, die wenigstens einen Monat lang ein formidables Klatschthema mit ihren Freunden und Bekannten

haben würde, und vorbei an Mrs. Norman in ihrem Pfauenhut, deren schmale, ernste Lippen ein schwaches beifälliges Lächeln verrieten. Dann waren wir draußen in den frostigen Gärten von Arkham Hall. Unter einem schwarzen und leeren Himmel, hinter einer mit Reif überzuckerten Hecke, zog mich Henry an seine Brust und küsste mich tief und leidenschaftlich, ohne Scheu oder Zurückhaltung. Unsere Lippen wurden eins, alle Ängste schwanden, lösten sich auf, als etwas Neues geflochten wurde, etwas Gutes und Reines und

Starkes, voller Versprechen und Hoffnung. Ich versank ganz in diesem Augenblick, bis ein schriller, spitzer Schrei die kalte Luft durchschnitt.

Es war der Schrei einer Frau, aber ich wusste bereits, wer es gewesen sein musste. Ich befreite mich aus Henrys Armen und rannte durch die Anlage den Echos nach, die von den Steinstatuen und leeren Vogelbrunnen widerhallten und wie gefrorene Schatten des Schreis in der Luft zu verharren schienen. Mit dem Saum des Kleides in Händen rannte ich, so schnell ich konnte,

während die kalte Luft mir fast den Atem raubte. Als ich um ein Lattengerüst mit verwelkten Ranken herumschoss, sah ich Susannah auf der kalten Erde liegen. Sie hatte die Hände vors Gesicht geschlagen, als sich etwas über ihr formte. Ein Schatten wand sich aus der Schwärze, glitt heraus, gewann feste Form, nass und glänzend. Seine Oberfläche gefror in der Kälte und knirschte, als sich ein rankenähnlicher Auswuchs um Susannahs Hals legte und sie in die Luft hob. Ihre Füße scharrten vergeblich Halt suchend über den

Boden.

In dem Augenblick, als das Wesen Susannah berührte, begann die kleine Bernsteinscheibe an ihrem Hals zu leuchten. Ein düsteres grünes Licht ging pulsierend von ihr aus. Es umhüllte Susannah und versengte das Fleisch der Kreatur, bis sie sie vor Schreck und Schmerz fallen ließ.

In diesem Augenblick sah ich alle, die ich verloren hatte, vor mir, und der Schmerz gefror zu eisiger Wut, schmolz zu glühendem Hass, ließ mich auf die Kreatur losspringen. Ich trat und biss und kratzte mit

den Nägeln, bis mir ein dunkler Auswuchs aus ihrem Körper ins Gesicht peitschte und ich zu Boden fiel. Das Ding schwebte über mir und verdeckte das wenige Licht von jenseits der schimmernden Wolken. Es stank penetrant nach Ammoniak und Schwefel. Ich fürchtete den Tod nicht, denn ich wusste, dass meine Lieben auf mich warteten, doch als die Kreatur auf mich herabstieß, knallte ein Schuss und etwas sprühte nass über mein Gesicht. Das Ding zuckte zusammen und zitterte. Es schien sich in sich selbst zu verkriechen. Türen gingen auf

und Stimmen kamen vom Haus her, während das Wesen zu etwas Menschenähnlichem schrumpfte und in die Dunkelheit des winterlichen Grundstückes floh.

Ich tastete nach meinem Gesicht. Ich war nicht sicher, ob die Nässe, die ich spürte, von meinem eigenen Blut herrührte oder von dem unmenschlichen Angreifer. Susannah setzte sich auf. Sie hielt ihre Knie in Fötushaltung umklammert und schaukelte vor und zurück. Henry stand mit einer rauchenden Pistole in der Hand neben ihr. Er half mir aufzustehen.

»Geht es Ihnen gut?«

»Ja ... ja, es geht mir gut.« Das war nicht der Mann in Schwarz, wollte ich sagen, das war etwas völlig anderes. Es gab Aspekte in Whatleys Spiel, die ich immer noch nicht verstand, und das machte mir Sorgen. Warum Susannah?

Ich ließ Mr. Darrows Hand nicht los, als ich wieder stand. Ich ging hinüber zu meiner Freundin. Ihr Blick ging ins Leere. Sie murmelte zu sich selbst.

»Sie müssen geschlossen bleiben. Niemals offen. Wenn sie offen sind, kommt alles heraus, aus der

Dunkelheit ...«

Ich kniete mich neben sie und küssste sie auf die Stirn.

»Wer war es, Susannah? Wer hat dich angegriffen?«

»Wolf im Schafspelz. Monster unter dem Bett.«

Henry schüttelte den Kopf und legte die Hand auf meine Schulter.

»Wir holen Dr. Barbury.«

»Jemand sollte erst Lionel herholen.«

»Natürlich.« Die Stimmen vom Haus her wurden deutlicher. Ich deutete auf die Pistole, die Henry noch immer umklammerte.

»Sie hatten eine Waffe.«

»Ich habe sie noch.«

»Warum?«

»Weil hier ein Wahnsinniger herumläuft.«

»Glauben Sie wirklich, dass das ein Mann war?«

Er sah mich seltsam an, hatte aber keine Gelegenheit mehr, etwas zu sagen, denn die anderen Festgäste kamen heran, zogen Kleider und Jacketts enger um den Hals und hielten den Atem an bei der makaberen Szene, die sich ihnen bot: die gefrorene schwarze Blutlache, vor der wir drei standen.

Lionel wurde gerufen und wollte seine Frau nach Hause bringen. Der Doktor, der sie mit missmutiger Miene untersuchte, meinte, dass es Orte für Menschen gäbe, die extremem Schock ausgesetzt waren, Orte, an denen sie wieder genesen könnten. Davon wollte Lionel nichts wissen.

Henry und ich holten die Kinder und fuhren stumm und nachdenklich nach Hause. In Everton angekommen, brachte ich die Buben in ihre Zimmer. Ich spürte Mr. Darrows Blick in meinem Rücken, als wir die Treppe

hinaufstiegen, und konnte mich nicht zurückhalten, mich umzusehen und seinem Blick zu begegnen.

Auf meinem Bett lag ein Pergamentumschlag mit einem blauen Wachssiegel. Ich öffnete ihn mit einem Brieföffner und las:

Sie sind herzlich eingeladen
zum Debütantinnenball von
Miss Olivia Whatley
Morgen Abend
Nach Einbruch der Dämmerung

Ich las die Einladung ein Dutzend Mal und legte sie auf meinen Nachttisch, während ich mein

Nachtgewand anzog. Jemand hatte den Brief in mein Zimmer gelegt, jemand aus dem Darkling-Haus. Das war kein kleiner Hausfriedensbruch, das war eine offene Kriegserklärung. Ich grübelte die halbe Nacht über die Konsequenzen nach, und als ich schließlich einschlief, träumte ich, dass ich mit Mr. Whatley am Rande eines Abgrundes tanzte, und wir drehten und drehten uns, bis keiner mehr sicher sein konnte, wer den Halt verlieren und in die Tiefe stürzen würde.

SECHZEHNTES KAPITEL

Mrs. Whatley

Ich sah keine Möglichkeit, ohne die Kinder nach Darkling zu gehen. Wenn ich allein kam, würde Mr. Whatley merken, dass etwas nicht stimmte. Und was, wenn die Kinder herkamen, um nach mir zu suchen? Allein in der Endwelt wären sie hilflos den Machenschaften Mr. Whatleys ausgeliefert, denn ich war überzeugt, dass er hinter allem steckte, das in Blackfield geschehen

war, und dass er auch die Verantwortung für das traurige Geschick Lily Darrows trug. Es war die einzige Erklärung, denn das Ding, das ich letzte Nacht gesehen hatte, war nicht natürlich gewesen, wäre aber in der Endwelt wohl nicht fehl am Platz.

Als wir aus dem Wald in das Haus von Darkling traten, fiel uns sofort auf, dass etwas anders war, denn die Fruchtkinder in den Bäumen waren aus ihrer ledrigen Haut geschält worden und hielten winzige Kerzen in ihren kleinen Händen, was den Obstgarten in ein

Meer von flackernden Sternen verwandelte. Selbst Duncan war verändert. In schwarzem Frack verbeugte er sich tief, bevor er uns zum Haus führte, das in einem übernatürlichen Licht von innen heraus leuchtete. Es war fast einladend.

Wir konnten die fernen Geräusche des Festes hören – Lachen, Rufen, das Klingen von Gläsern, ein Echo der Musik. Auf die Einladung hin hatte ich die Kinder dem Anlass entsprechend gekleidet, obgleich beide nicht sehr glücklich darüber gewesen waren, so kurz nach dem

Weihnachtsball schon wieder festliche Kleidung tragen zu müssen. Für mich hatte ich ein hochgeschlossenes Kleid mit einer Opalbrosche am Hals gewählt.

Als wir eintrafen, schien sich der Ballsaal mitten in einer Art Dekorationsmetamorphose zu befinden. Die Außenschicht der Steinsäulen entlang des großen Raumes zerbrach und fiel ab und enthüllte Baumstämme von fast dem gleichen Durchmesser. Die Juwelen im gebürsteten Metall der Wände fielen herab und landeten in einem Feuerwerk farbigen Lichtes

klappernd auf dem Boden, was zur Begeisterung einiger und der Verärgerung anderer Gäste führte, die in Gespräche vertieft ihre Cocktails genossen. Aus den frischen Höhlen der ehemaligen Fassungen trieben kräftige Ranken und kletterten an den Wänden empor, die daraufhin ihren matten Glanz verloren und zu Spiegeln wurden, bis der Ballsaal einem endlosen Wald glich, in dem Blumen aus den Fugen zwischen den schwarzen und weißen Marmorfliesen des Bodens wuchsen.

»Sie hätten nicht wiederkommen

sollen.« Lily erschien an meiner Seite und flüsterte mir ernst und verzweifelt ins Ohr. Aber dann entdeckten die Buben sie, und sie verwandelte sich in die Mutter, wie sie sie kannten und liebten, nie traurig, nie verärgert, immer tadellos und gefasst. Sie hätte sie beide geküsst wie immer, wären in dem Moment nicht die Lichter ausgegangen. Ein Schweinwerfer am Eingang des Ballsaales erfasste Olivia Whatley in einem eisblauen Abendkleid am Arm ihres Vaters. Höflicher Applaus folgte ihnen, als sie die Runde machten, und dann

übergab er sie an Dabney in einem weiten offenen Kreis, den die Gäste ihr frei machten. Der gut aussehende junge Mann trug einen maßgeschneiderten pflaumenfarbenen Anzug, der einen seltsamen Gegensatz zu seinem mysteriösen Verhalten bildete: Die Arme ausgestreckt, den Kopf zurückgeworfen, verharrte er in einer fast tranceartigen Ehrfurcht. Olivia stand vor ihm, und er legte die Hände um ihren Hals.

In diesem Augenblick begann ich eine zunehmende Wärme in der Magengrube zu spüren, die in

meine Brust und meine Kehle emporwanderte, bis ich dachte, mir würde übel werden. Dann öffneten sich meine Lippen und gaben einen Laut von sich, der wie ein Lied klang oder wenigstens ein Teil eines Liedes. Ich dachte, ich wäre verrückt geworden oder dass Mr. Whatley etwas als Vergeltung für meine impertinente Drohung bei unserem letzten Treffen getan hätte. Doch dann sah ich mich um und erkannte, dass jeder andere Gast einen anderen Teil des Liedes sang. Ein fünfhundertstimmiger Chor erklang im widerhallenden

Gewölbe des Ballsaales.

Dabney war aus dem Raum verschwunden. Olivia bewegte sich mit dem Gesang. Sie wiegte sich leicht im Tanz der unendlichen Trauer. Die fünf Eisfiguren, die über den Tischen mit dem Essen am Ende des Saales standen, erwachten knirschend zum Leben und stiegen herab auf den Tanzboden. Sie bewegte sich unter ihnen, von einer zur anderen; langsam erst, wie im Traum, bis eine von ihnen sie ins Gesicht schlug.

Ich tastete entsetzt an mein

Gesicht, und die letzte Nacht war wieder lebendig. Doch Olivia ging sofort zum Gegenangriff über und versetzte dem Tanzpartner, der sie geschlagen hatte, einen so festen Stoß, dass er stürzte und am Boden in eine Million Eissplitter zerbarst. Dies schien die anderen zu erzürnen, denn sie umringten sie, zerrten an ihrem Kleid und zerrissen es, bis sie nackt und verwundbar war. Die Figuren klammerten sich an sie, so dass sie nie ganz nackt zu sehen war, und unser Gesang wurde schneller, und die Temperatur im Raum begann zu

steigen. Die im Saal verteilten hölzernen Säulen fingen Feuer. Die Eistänzer schmolzen, als sich Blasen auf Olivias Haut bildeten. Es war ein schrecklicher Anblick, und obgleich ich ihren Vater hasste, wollte ich diesem armen Mädchen helfen, doch Lily hielt mich eisern fest.

Die Säulenhörten auf zu brennen und wurden wieder zu Stein. Olivia schien trotz der starken Verbrennungen keine Schmerzen zu empfinden. Sie griff an ihren Hinterkopf und begann große Streifen verbrannten Fleisches

abzuziehen. Darunter kam das
schöne, gesunde Mädchen zum
Vorschein, das kurz zuvor mit
seinem Vater den Saal betreten
hatte. Die flüssigen Überreste der
Eisfiguren flossen von selbst
zusammen und auf sie zu, an ihren
Beinen und ihrem Körper empor,
wobei sie gefroren und die Form
des einstigen eisfarbenen
Ballkleides annahmen.

Wir beendeten den Gesang, und
Olivia verbeugte sich tief. Dabney
erschien aus dem Nichts hinter ihr
und nahm sie an der Hand. Alles,
was ich tun wollte, war

applaudieren. Ich verstand nicht, was geschehen war, oder was es bedeutete, aber es war vollkommen außergewöhnlich gewesen. Die anderen Gäste fielen ein, während sich der Koch von der Dinnerparty vor vielen Nächten mit einem Rollwagen durch die Menge drängte und die von Miss Whatleys Auftritt übrig gebliebenen Reste von Haut und Fleisch einsammelte. Er gab sie in eine Kristallschüssel. Dabney begutachtete den ekelhaften Inhalt und gab seinen Segen dazu, während Olivia ihre Gäste zu begrüßen begann. Mir wurde in

diesem Moment klar, dass ich von der Vorspeise die Finger lassen würde.

Das Orchester begann traditionellere Musik zu spielen, und die ersten Umstehenden fingten an, das Tanzbein zu schwingen. Olivia bewegte sich von einem Partner zum nächsten, Männern und Frauen gleichermaßen, und manches Mal auch zu Wesen, deren Geschlecht nicht so einfach zu erkennen war. Lily tanzte mit James, gelöst und frei von Furcht, wenigstens im Augenblick. Ich sah, wie Dabney Paul zu einem recht langsamen

Walzer einlud.

Ich war froh, eine Weile allein zu sein und nutzte meine Freiheit dazu, die Gäste zu beobachten. Die Baxters gerieten gelegentlich in mein Blickfeld. Ich sah Mrs. Aldritch in einer Gruppe elegant gekleideter Frauen. Sie war zweifellos dabei, mit ihrem Sohn anzugeben. Die Puddles standen neben der großen Gestalt von Mr. Samson, der mit bereits merklich gerötetem Gesicht viel zu laut über einen von Mr. Puddles Witzen lachte. Mr. Snit gesellte sich von einer Personengruppe zur nächsten,

wobei er die Farbe wechselte und heimlich die Cocktails der ihm am nächsten Stehenden absorbierte. Miss Yarborough stand am anderen Ende des Saales, angetan mit demselben Netzüberzug wie beim letzten Mal, als ich sie gesehen hatte. Ihr herablassender Ausdruck war unmissverständlich, trotz der hautlosen Form ihres Gesichtes. Ich entdeckte Mr. Cornelius etwas abseits mit einer Gruppe fremdartig aussehender Wesen; gebeugte Kreaturen mit amphibischen Gesichtern und stachelübersäten Rücken, die alle angespannt

miteinander flüsterten. Er sah mich herankommen und entschuldigte sich etwas unbehaglich von seinen Freunden, die mich misstrauisch musterten.

»Mr. Cornelius.«

»Mrs. Markham. Ich hatte nicht erwartet, Ihnen heute hier zu begegnen.« Seine Onyxäugen glitten hin und her.

»Wir sind eingeladen worden.«

»Ich verstehe.«

»Ich muss Ihnen noch einmal für Ihre Hilfe danken. Ihr Geschenk war sehr wirkungsvoll.«

»Das freut mich zu hören.« Mir

blieb nicht verborgen, dass ihm meine Gegenwart merkliches Unbehagen bereitete. Seine rüsselähnlichen Gliedmaßen falteten sich ineinander, als ob er die Hände wringen würde.

Ich fuhr unbeeindruckt fort: »Ich wünschte, wir könnten unser Abkommen fortsetzen. Ich fürchte, dass das Spiel noch längst nicht vorbei ist, und ich habe mein Pulver fast verschossen.«

»Ganz im Gegenteil, Mrs. Markham. Sie dominieren dieses Spiel mehr, als Sie ahnen ...« Er zog mich näher zu sich. Die Zangen

unter seinem Bart klickten. »Sie sollten heute Abend nicht lange bleiben.« Ich öffnete den Mund, um eine Frage zu stellen, doch da blickte Mr. Cornelius hinter mich und lächelte. »Ah, Mr. Whatley.«

Der Herr von Darkling beobachtete uns durch die Menge mit seinem schießen Grinsen. Whatley begrüßte den anderen Herrn und nahm meine Hände in seine Pranken und führte mich zwischen die Tänzer, ohne um meine Einwilligung zu bitten.

»Sie sehen heute Abend hinreißend aus, Mrs. Markham.«

»Und Sie sehen aus, als kämen Sie aus einem Sturm.« Sein dunkles Haar war wild zerzaust, und sein feiner Anzug wirkte wie üblich derangiert.

»Ich versuche konsequent zu sein.«

»Ah, niedrigere Erwartungen sind leichter zu erfüllen.«

»Die einzigen Erwartungen von Bedeutung sind meine eigenen, und sie scheinen sich immer zu erfüllen.«

»Dann muss ich Sie beglückwünschen.«

»Glück hat nichts damit zu tun.«

Ich spiele, um zu gewinnen.«

»Und wenn Sie verlieren?«

»Sie werden es als Erste erfahren, wenn das passiert.«

»Es könnte früher sein, als Sie denken.«

»Glauben Sie?«

Die Musik schwoll an, und Whatley drückte mich an sich. Ich war wütend. Ich wollte mich losreißen, aber er hielt mich stur fest und ließ mich erst los, als er dazu bereit war. Dann zwinkerte er mir zu und verschwand in der Menge. Ich sah mich nach Lily um, doch Whatley steuerte bereits auf

sie zu. Er sagte ihr etwas ins Ohr, und sie nickte unglücklich, während er den Musikern zuwinkte, abzubrechen. Mr. Whatley wandte sich an die Festgäste.

»Meine Freunde, danke, dass Sie zu diesem sehr besonderen Anlass gekommen sind, da meine Tochter Olivia erwachsen geworden ist und ihren eigenen Weg gehen wird. Es ist oft schwer für Eltern, ihre Kinder loszulassen. Aber ich freue mich, Ihnen sagen zu können, dass ich ein wenig Trost gefunden habe, denn ich werde wieder heiraten. Darf ich Ihnen allen die zukünftige Mrs.

Whatley vorstellen.« Er nahm Lily an der Hand, während die Menge vereinzelt applaudierte, begleitet von missfälligem Gemurmel, woren sich ein zorniger Aufschrei von James mischte, der zwischen seinem Bruder und mir stand und vollkommen verwirrt war. »Aber was ist mit Vater?«, stammelte er.

Mr. Whatley gab sich alle Mühe, Mitgefühl zu zeigen, wirkte jedoch nur herablassend.

»Mein lieber Junge, er lebt und deine Mutter ist tot. Solch eine Verbindung wäre nicht möglich.«

Aber James wollte davon nichts

hören. Er rannte weinend aus dem Ballsaal.

»James!« Mrs. Darrow lief ihm nach, und plötzlich hörte ich das vertraute Klicken von Mr. Cornelius' Zangen nah an meinem Ohr.

»Nehmen Sie sie mit und kommen Sie nicht zurück. Jetzt sofort. Laufen Sie.« Ein Stuhl krachte gegen die Wand. Ein Glas zersplitterte am Marmorboden. Stille herrschte im Saal, als sich die Festgäste verwirrt umsahen.

Und dann schrie jemand.

Eine Frau deutete auf den am Boden liegenden Körper Mr.

Samsons. Eine klaffende Wunde war an seiner Kehle zu sehen, während er die blutlosen Hautfalten zusammenhielt. Die schleimigen Glieder seines Körpers im Inneren der menschlichen Haut, in die er sich hüllte, begannen, über seine Brust herauszuquellen. Eine der amphibiengesichtigen Kreaturen stand über ihn gebeugt, spuckte ein Stück von Mr. Samsons Fleisch aus und brüllte.

Im Ballsaal brach Panik aus. Ich ergriff Pauls Hand und rannte. Wir taumelten vor Whatleys Gästen zurück, die begannen, sich

gegenseitig zu zerreißen. Körper stürzten zu Boden, die weder tot waren noch dabei waren zu sterben und einfach zerfetzt und zerstückelt dalagen. Dann drängte sich die Menge zur Tür und blockierte sie, bis Mr. Cornelius sie zur Seite riss, um für uns Platz zu machen.

»Vergesst nicht, was ich gesagt habe.« Er nickte mir zu und warf sich dann in das Handgemenge, wobei sich sein Bart öffnete und eine Reihe scharfer und gefährlich aussehender Körperteile enthüllte, die er in den Hals eines arglosen Gastes stieß. Paul und ich rasten

durch das Haus, von einem Zimmer zum nächsten, durch Korridor um Korridor, bis wir durch die Tür nach draußen und die Stufen hinab zum Obstgarten stolperten, wo wir Lily und James fanden. Der Junge wollte nichts mit ihr zu tun haben, aber wir hatten keine Zeit für aufgestaute Emotionen.

»Ich möchte nach Hause«, sagte er. Ich packte seine Hand, als ich loslief. Paul hielt mich atemlos zurück.

»Was ist mit Mutter?«

»Lily, Sie kommen mit uns«, sagte ich, doch Mrs. Darrow

schüttelte ernst den Kopf.

»Ich kann nicht. Sie wissen, dass ich das nicht kann.« Doch dann ergoss sich das Chaos aus dem Ballsaal in den Obstgarten. Ein Körper wurde aus einem Fenster des zweiten Stocks geworfen, und der Angreifer sprang hinter seinem Opfer her und hackte noch in der Luft mit Klauen nach ihm, bevor sie auf den Boden prallten.

»Aber ich wette, Sie können.« Alle vier rannten wir zwischen die Bäume. Lily war den Tränen nahe.

»Aber ich bin noch nicht so weit«, sagte sie verzweifelt. James vergaß

seinen Zorn, als er seine Mutter in solch einem traurigen Zustand sah. Er fand keine Worte gegen ihr Elend. Wir erreichten den wirbelnden Nebel.

»Mr. Whatley ist verloren, Sie können nicht bleiben. Aber wir können es hinter uns lassen, hier und jetzt«, sagte ich.

»Ich habe solche Angst.«

»Wir werden immer bei dir sein. Ist es nicht das, was du immer wolltest?«

»Ich wollte mehr Zeit. Es gibt so viele Dinge, die ich euch lehren wollte«, sage sie und nahm die

Hände ihrer Söhne in die ihren.
»Heiratet aus Liebe. Seht euch die Welt an.« Wir erreichten den Nebelschleier, der die Lebenden von den Toten trennte. »Schätzt jeden Tag, der euch mit euren Kindern gegeben ist. Lasst euren Vater nicht einsam werden. Genießt jeden Augenblick.« Lily küsste die beiden, und alle drei weinten.

»Ich weiß nicht, was aus mir werden wird«, sagte sie und ihre Stimme brach, während die Worte über ihre Lippen kamen. Dennoch nickte sie mir zu, und zusammen überschritten wir die Schwelle

zwischen Darkling und Everton.

Doch dieses Mal stand eine Gestalt im Nebel.

»Ich fürchte, ich kann keinen von euch gehen lassen.« Mr. Samson war nicht mehr er selbst. Sein menschlicher Körper hatte sich vollkommen aufgelöst, mit Ausnahme seines menschlichen Gesichts. Er war eine fettleibige Masse Fleisch und vielgliedriger Auswüchse.

»Wir gehen heim, Sir«, sagte ich zu ihm. »Wir sind fertig mit Ihrer Endwelt.«

»Aber wir sind vielleicht nicht

fertig mit Ihnen. Wir brauchen Menschen in der Endwelt. Es muss Vergeltung für das geben, was heute Abend geschehen ist.« Sein Körper erzitterte, und vier knochenlose Glieder krochen über den Boden auf uns zu, um uns zu packen. Ich stieß sie mit dem Fuß zur Seite, und Lily warf sich auf Mr. Samson, aber er schleuderte sie wie eine Stoffpuppe zu Boden. Ich sprang auf seinen Rücken und stieß meine Finger in das, was ich für die Augen hielt und bohrte darin herum, doch ich vermochte nicht, mich festzuhalten. Er stieß mich zur

Seite. Mein Kopf prallte gegen etwas Festes und Hartes. Sterne tanzten vor mir, als ich mit den Namen der Darrows auf den Lippen das Bewusstsein verlor.

Der Nebel wirbelte über mir, als schließlich jemand meinen Namen rief, leise erst, dann immer lauter wie ein umgekehrtes Echo.

»Charlotte?«

Ich öffnete die Augen. Der Himmel leuchtete rosa und lila in der hereinbrechenden Dämmerung.

»Charlotte? Du lieber Gott, was tragen Sie denn da?« Mir wurde klar, dass wir in Abendkleidung

mitten an einem Winternachmittag ziemlich dumm aussehen mussten. Ich war froh, dass ich ein so hochgeschlossenes Kleid trug und die Opalbrosche es dicht um meinen Hals schloss. Aber dann erinnerte ich mich ...

Ich fuhr herum. Paul und James waren nirgends zu sehen, und hinter dem Wurzelgeflecht führte ein Pfad in den Wald hinein. Der Nebel war verschwunden. Mir stockte der Herzschlag.

»Wir haben nach euch gesucht. Ihr wart seit Stunden fort«, sagte Mr. Darrow mit zunehmender

Besorgnis. »Wir begannen uns Sorgen zu machen ...« Er packte mich an den Armen. »Wo sind die Kinder?«

»Sie waren gerade noch bei mir!«, erwiderte ich heiser vor Entsetzen. Ich klammerte mich an Mr. Darrow. Ich konnte mir nicht erklären, was geschehen war. Ich konnte es schon gar nicht in Worte fassen. Aber er stellte mir die Frage, die ich fürchtete.

»Charlotte, wo sind meine Kinder? Was ist passiert?«

Worte kamen aus meinem Mund, aber ich konnte sie nicht hören.

Meine Stimme brach, und mit ihr
brach die ganze Welt in Stücke.

»Sie sind fort.«

DRITTER TEIL

Die Endwelt



SIEBZEHNTES KAPITEL

Eine unterbrochene Séance

»Ich glaube Ihnen.«

Ich hatte die letzte Stunde auf dem gefrorenen Boden sitzend zugebracht und Mr. Darrow alles zu erklären versucht, was in den letzten Wochen geschehen war. Nichts überraschte mich mehr, als diese drei einfachen Worte, die er sagte, als ich mit meiner Geschichte zum Ende kam.

»Sie glauben mir? Ganz und gar?

Ohne weitere Fragen?«

»Nach dem, was Nanny Prum geschehen ist, und nachdem ich das Ding gesehen habe, das Susannah Larken angegriffen hat ... Ja, ich glaube Ihnen.«

Ich legte meine Arme um seine Schultern und mein Kinn auf sein Schlüsselbein.

»Wir werden sie wiederfinden, Charlotte. Wir holen sie zurück.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. In gewisser Weise war ich dankbar, dass das Versteckspiel ein Ende hatte und dass Mr. Darrow mir glaubte. Aber ich hasste mich auch

selbst in diesem Moment. In meiner Eitelkeit und Arroganz hatte ich die Kinder als Figuren in einem Spiel zwischen Mr. Whatley und mir benutzt, und dass ich sie verloren hatte, war ganz allein meine Schuld. Es spielte keine Rolle, dass es in guter Absicht geschehen war. Ich hatte sie in Gefahr gebracht, und nun waren sie verschwunden und zu Geiseln im Bürgerkrieg der Endwelt geworden. Ebenso wahrscheinlich war, dass sie das Geschick ihrer Mutter in Mr. Whatleys geheimer Sammlung teilen würden.

Wenn Whatley überlebte. Aber das war ein idiotischer Gedanke. Kreaturen wie Whatley überlebten immer. Es waren die Unschuldigen, die litten.

Als ich erkannt hatte, dass wir alle in Gefahr waren, hätte ich die Verbindung zu Darkling abbrechen und die Konsequenzen akzeptieren müssen. Aber ich wusste, dass das nicht genug gewesen wäre.
Konnten wir denn die Augen vor dem verschließen, was Susannah geschehen war oder Nanny Prum?
»Wir sollten Sie schnellstens zurück ins Haus bringen.«

Wir standen noch im Wald, als die anderen Männer des Suchtrupps zu uns stießen. Roland sah mich mitfühlend an, als ich in der winterlichen Kälte in meinem Abendkleid zitternd dastand. Mr. Darrow zog sein Jackett aus und hängte es mir über die Schultern. Ich war zu müde für Einwände. Ich wollte seine Freundlichkeit nicht. Ich wollte losrennen und alles wieder gutmachen und die Kinder finden. Wir kamen aus dem Wald ins Sonnenlicht. Die Wärme auf meiner Haut vermochte nichts gegen die eisige Furcht in meinem

Herzen auszurichten. Eine Furcht, die noch wuchs, als ich an den Abend zuvor dachte, an Susannah und den mysteriösen, außerweltlichen Angreifer.

»Susannah ... geht es ihr gut?«

Mr. Darrow sah mich mitleidig an, als ob ich wirklich so verrückt wäre, es für möglich zu halten, dass sie sich von einem beinah tödlichen Angriff einer namenlosen, gestaltlosen Monstrosität so schnell erholt haben könnte.

»Als ich sie das letzte Mal sah, war ich mit Ihnen zusammen. Aber man wird ständig mit ihrem Zustand

konfrontiert, weil die Hausbediensteten über nichts anderes sprechen. Danach redet sie noch immer wirres Zeug und beginnt zu schreien, wenn ihr Mann von ihrer Seite weicht. Dr. Barburry versuchte heute Morgen sie fortzubringen, aber Lionel wollte davon nichts wissen. Er ist sicher, dass sie aus eigener Kraft wieder genesen wird.«

»Und das wird sie. Ich kenne niemanden, der so stark ist wie Susannah Larken.«

Mr. Darrow sagte nichts mehr, bis wir den halben Weg nach Everton

hinter uns hatten. »Wir müssen mit Lily reden.«

»Ich weiß nicht, wie ich sie erreichen soll.«

»Sie ist tot«, sagte Henry, als hätte er sie ein zweites Mal verloren. Seine Stimme versagte, und er räusperte sich. »Da gibt es Möglichkeiten, nicht wahr?«

»Was meinen Sie?«

»Mrs. Markham, nach allem, was geschehen ist, halte ich es durchaus für möglich, über ein Medium Kontakt zu meiner Frau aufzunehmen. Sie nicht auch?« Ich hoffte, dass sein Ton ein wenig

schärfer als beabsichtigt war, obgleich ich wusste, dass ich es verdiente.

»Sie haben vollkommen Recht, Mr. Darrow.« Dabei fiel mir auf, dass wir uns seit geraumer Zeit nicht mehr bei unseren Vornamen angeredet hatten. »Aber wo finden wir eines?«

Noch während ich das sagte, klang es wie die dümmste Frage auf der Welt. Wir starrten uns an und rannten den Rest des Weges nach Everton zurück.

Wir fanden Mrs. Norman im zweiten

Stock, wo sie dabei war, Jessica, das Zimmermädchen, zur Schnecke zu machen.

»Das nennst du abgestaubt?«

Das Mädchen zuckte bei jedem Wort zusammen.

»Tut mir leid, Mrs. Norman, ich dachte ...«

»Du hast gar nicht gedacht. Nicht einmal ansatzweise.«

Mr. Darrow griff ein. »Ah, Mrs. Norman?“

Die Haushälterin drehte sich zu ihrem Dienstherrn um, und ihre eisige Miene verwandelte sich in eine, die man fast freundlich

nennen konnte.

»Ja, Mr. Darrow?« Sie sprach in einem abgehackten, gewählten Rhythmus, der die Vorliebe der Frau für Form und Regeln unterstrich.

»Könnte ich Sie einen Moment sprechen?«

»Natürlich.« Sie ließ das Mädchen aus ihren Fängen, das rasch wie ein verwundetes Tier das Weite suchte.

»Mrs. Norman, es ist kein Geheimnis, dass Sie sich für das Übernatürliche interessieren.«

»Es stimmt, dass mich die jenseitige Welt außerordentlich fasziniert, vor allem, seit Mr.

Norman von mir gegangen ist.« Sie bekreuzigte sich und küsste das Kreuz, das um ihren Hals hing.

»Haben Sie versucht, mit seinem Geist Kontakt aufzunehmen?«

»Mehrere Male, ja. Und einmal ist es mir gelungen.« Sie begann, in einem aufgeregten, vertraulichen Ton zu erzählen. Sie senkte die Stimme und sah um sich, um sicherzugehen, dass uns niemand hören konnte. »Er half mir, ein Tuch zu finden, das ich verlegt hatte.«

»Ah. Gut. Gut. Wir möchten eine Séance abhalten. Um mit Mrs. Darrow Kontakt aufzunehmen.«

»Eine Séance?« Die Haushälterin sah mich an, als nähme sie mich zum ersten Mal als Begleiterin Mr. Darrows wahr. Sie rieb ihr Kinn.

»Ich habe noch nie eine Séance durchgeführt. Ich verwende normalerweise Karten, verstehen Sie, aber ja, ich schätze, es wäre machbar. Ich würde nur etwas Zeit brauchen, um in meinen Büchern nachzulesen.«

Ich unterbrach sie.

»Ich fürchte, es ist ziemlich dringend.«

»Die Toten können gewöhnlich warten«, erwiderte Mrs. Norman in

einem scharfen Ton, der eher ihrer üblichen Stimme entsprach. Aber Mr. Darrow begann die Geduld zu verlieren.

»Ich fürchte, dieses Mal nicht.« Er sprach jetzt zu ihr im selben Ton, den er mir gegenüber benutzt hatte, dem des Herrn gegenüber seinem Diener. Mrs. Norman und ich zuckten beide zusammen, aber sie nickte zustimmend.

»Lassen Sie mich oben meine Utensilien zusammensuchen, dann komme ich in Ihr Arbeitszimmer, Mr. Darrow.« Sie senkte ihre Stimme zu einem Flüstern. »Die

Dienstboten sind unberechenbar, wenn es um das Übernatürliche geht.« Sie begab sich in die Dienstbotenzimmer. Henry ging in sein Arbeitszimmer und ich in mein Zimmer, wo ich rasch das Darkling-Kleid auszog. Ich war nahe dran, die schwarze, strenge Gouvernantenuniform anzuziehen, in der ich mich älter fühlte und auch älter aussah, als ich war; das Bild einer verbitterten alten Jungfer, die in ihrem unerfüllten Leben anderer Leute Kinder aufzog statt ihre eigenen. Doch dann erschien mir diese Kleidung zu sehr die

Anmutung eines Leichentuchs zu verbreiten. Ich wagte es nicht, mir vorzustellen, was mit den Kindern gerade geschah. Ich fand ein einfaches blaues Baumwollkleid mit weißen Nadelstreifen und machte mich auf den Weg zu Mr. Darrows Arbeitszimmer. Mrs. Norman war noch nicht da. Henry stand vor dem Porträt seiner Frau und betrachtete es mit mehr als nur einer Spur Niedergeschlagenheit. Er wandte sich davon ab, als er bemerkte, dass ich in der Tür stand.

»Wir werden sie finden, Henry«, sagte ich mit mehr Zuversicht, als

ich spürte. Er lächelte schwach und wollte antworten, als Mrs. Norman mit einer schweren Reisetasche in den Armen hereinstürmte. Sie stellte sie mit einiger Erleichterung auf Mr. Darrows Schreibtisch und begann, eine Reihe okkuler Requisiten herauszuholen.

»Mrs. Markham, stellen Sie die Kerzen in einem Kreis um den Schreibtisch auf. Mr. Darrow, schieben Sie die Stühle hierher.« Sie deutete an die Seiten des Tisches. Dann zog sie ein altes, gewichtiges, in Leder gebundenes Buch von ganz unten aus der

Tasche, wobei Tarotkarten und Phiole und Fläschchen mit pulverigem und flüssigem Inhalt auf den Boden fielen, was sie gar nicht zu bemerken schien. Sie schlug das Buch auf.

»Wir setzen uns jetzt und halten uns an den Händen.« Wir formten einen unbequemen Kreis in der Mitte von Mr. Darrows Arbeitszimmer. »Jetzt entspannen ... Einatmen und ausatmen.« Wir taten das eine Weile, bis es totenstill im Raum war und die Luft schwer nach verbranntem Räucherwerk roch.

Sie fuhr fort: »Unsere geliebte Lily Darrow, wir bitten Sie, mit uns Verbindung aufzunehmen und zu uns zu kommen ...«

Wir saßen schweigend, warteten darauf, dass etwas geschehen würde.

»Unsere geliebte Lily Darrow, wir bitten Sie, mit uns Verbindung aufzunehmen und zu uns zu kommen ...« Mrs. Norman wiederholte den Satz ein Dutzend Mal. Nichts geschah. Die Luft wurde stickig, und meine Finger fühlten sich klamm in den Händen der anderen an. Ich begann Mr.

Darrows Berührung intensiver wahrzunehmen. Ohne zu denken, drückte ich seine Hand fester und war überrascht, als er den Druck erwiderte. Dann wurde die Luft im Raum plötzlich kälter.

»Wenn Sie bei uns sind, klopfen Sie bitte einmal«, sage Mrs. Norman auf eine schlaftrige Art, wie man sie von einem Medium erwarten würde. Es wirkte, als hätte sie es eine Weile eingeübt. Ein Klopfen ertönte irgendwo und nirgendwo, hallend und fern, vielleicht auf einer Tischplatte in einer anderen Daseinsebene.

»Wenn wir Verbindung mit Lily Darrow haben, klopfen Sie bitte noch einmal.« Das ätherische Klopfen erklang erneut. »Ich möchte den Geist von Lily Darrow bitten, meinen Körper zu benutzen, um direkt mit uns zu sprechen.« Die Temperatur sank tiefer. Die Kerzen gingen aus, und Mrs. Norman lehnte sich auf ihrem Stuhl vor, bis sich ihr Kopf über dem Tisch befand. Sie fuhr wieder hoch, als sich die Kerzen selbst wieder entzündeten, aber ihre Augen blieben fest geschlossen. Henry und ich sahen uns an.

»Lily?«

Mrs. Norman sprach mit ihrer eigenen Stimme, aber sie war höher und melodischer, ohne die an ihr so vertraute kalte Autorität.

»Henry?«

»Ja, Liebste! Ich bin hier mit Charlotte.«

»Oh, Charlotte!« Mrs. Norman entkam ein leises Schluchzen. »Es tut mir so leid. Ich wollte das alles nicht, das müssen Sie mir glauben!«

Ich gab ihr keine direkte Antwort.

»Geht es den Kindern gut?«

»Ja, aber Mr. Samson weigert sich, uns gehen zu lassen, und er

hat Mr. Whatley gezwungen, die Pforte zu schließen. Der Krieg hat begonnen.«

»Aber warum sind die Kinder so wichtig?«

»Er will sie benutzen, um die Endwelt zu zerstören ...«

Mr. Darrow blickte mich verwirrt an, aber ich unterbrach Lily: »Es muss doch irgendeine Möglichkeit geben, sie zurückzuholen?«

»Ich weiß noch immer so wenig über die Endwelt. Es gibt verschiedene Pforten, verschiedene Methoden des Übertritts. Die Bücher in der Bibliothek ...«

»Oh!«, keuchte ich, und meine Lippen formten einen perfekten Kreis der Überraschung. Lily/Mrs. Norman blickte sich blind um.

»Ist etwas passiert?«

»Nein. Ich habe mich nur daran erinnert, dass einige Bücher aus Darkling in meinem Zimmer liegen!«

»Ich fürchte, ich verstehe gar nichts mehr«, sagte Mr. Darrow. Wir ignorierten ihn beide.

»Welche haben Sie mitgenommen?«, fragte Lily mit Mrs. Normans Stimme.

»Ich glaube, es heißt

Geheimnisse der Endwelt.«

Das Medium und der Geist in ihrem Körper wurden merklich besorgt.

»Sie können das Buch benutzen, aber Sie müssen vorsichtig sein. Sie werden einen langen Weg durch die Endwelt bis Darkling zurücklegen müssen. Aber was wollen Sie denn tun, wenn Sie es hierher schaffen?«

»Menschen sind eine Bedrohung für die Endwelt, und ich glaube, ich weiß, weshalb.«

Bevor ich antworten konnte, klopfte es an der Tür, und Roland kam mit einem klappernden Tablett

mit Tee und Keksen herein. Fredericks war nach der Rückkehr vom Ball krank geworden, und der junge Gärtner hatte diese längst vertrauten Pflichten übernommen. Lily hörte auf, durch Mrs. Norman zu sprechen. Die Verbindung brach durch diese Unterbrechung ab, und Mrs. Norman wurde wieder sie selbst. Roland schloss die Tür und stellte das Tablett mitten auf den Tisch.

»Tee, Sir?«

Mr. Darrow wurde sehr ärgerlich.

»Ich habe jetzt kein Interesse, Roland. Bitte nehmen Sie das

wieder mit und sorgen Sie dafür,
dass wir nicht weiter gestört
werden.«

Aber der junge Mann ignorierte ihn. Er stellte eine Tasse mit Unterteller vor jeden von uns hin und begann Tee einzugießen. Seine Hände zitterten dabei so stark, dass sich die Flüssigkeit über den Tisch ergoss.

»Roland!« Mrs. Norman griff hastig nach ihrem Buch, kippte dabei eine Kerze auf einen Stapel von Mr. Darrows Papieren, die sofort zu brennen begannen. Der Gärtner packte sie plötzlich am Arm

und hob sie hoch, bis ihre Füße über den Teppich scharrten. Er schleuderte sie quer durch den Raum gegen ein Bücherregal, wo sie zusammenbrach. Mr. Darrow stand entrüstet auf.

»Sind Sie verrückt geworden?«

Roland schlug ihn ins Gesicht, dass er hart zu Boden fiel. Das Zimmer stand in Flammen. Ich wich zurück, nicht vor dem Feuer, sondern vor dem jungen Mann, der jetzt unkontrolliert zu zittern begann. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Es zerknitterte auf die seltsamste Art, so, als wäre es gar

kein Gesicht. Mir wurde klar, dass es auch keines war, als sich sein Hals auf skurrile Art wölbte. Es machte den Eindruck, als ob etwas aus seiner Brust herauszugelangen versuchte.

Ich zog Mr. Darrow aus seiner Reichweite. Dann rannte ich zu Mrs. Norman und half ihr hoch, gerade als sich der Junge über den Tisch beugte und fürchterlich würgte. Ein Tentakel glitt zwischen seinen Lippen heraus und wurde dabei so dick, dass er den Mund zu sprengen drohte. Sein Hals schwoll und schwoll. Blut spritzte, als seine

Wangen aufrissen, während sich der Tentakel über einen halben Meter herausschob. Der Fangarm wand sich über den Überresten des Kopfes in der Luft und peitschte dann wie eine Klinge quer über den Hals, aus dem er gequollen war. Ein Nest von Ranken und Fühlern schob sich aus diesem Schnitt in der Kehle auf die Brust hinab. Sie zerfetzten das Fleisch und befreiten sich aus dem Körper, so dass sich die sich schlängelnde und windende blutige Masse schließlich zu ihrer vollen, weit übermenschlichen Größe ausdehnen konnte. Roland öffnete

sich wie eine Blume; eine Blüte aus schwarzen, schleimigen Auswüchsen, die aus den blutigen Überresten seines Körpers bestand. Und dann existierte nichts mehr von dem jungen Mann.

Wir blieben nicht, um das Ende der Metamorphose abzuwarten. Das Zimmer loderte mittlerweile an allen Enden. Wir drei krochen zur Tür, wo Mr. Darrow nach dem Knauf griff und Mrs. Norman und mich über die Schwelle in den Korridor schob und die Tür hinter sich zuschlug. Drinnen kreischte die Kreatur. Es war ein wütender,

hoher, fiepender Ton, der mir Übelkeit verursachte und mich seltsam schläfrig werden ließ, als wäre alles nur ein Traum, aus dem ich erwachen könnte, wenn ich mich nur etwas besser konzentrierte. Aber dann erzitterte die Tür, als sich das Ding, das einst Roland gewesen war, dagegen warf, und riss mich aus meiner Träumerei.

»Wir müssen zu meinem Zimmer«, sagte ich zu Mr. Darrow.

»Sind Sie sicher?«

»Unbedingt.« Ich nahm ihn an der Hand, und wir flohen den Korridor entlang, als hinter uns die

Tür nachgab und der in Everton geborene Alptraum sich im Schein des zur Decke hoch lodernden Feuers durch den Rahmen zwängte. Die Monstrosität füllte den gesamten Korridor aus. Sie wandelte sich zu einer pulsierenden Wand aus Sehnen und Eingeweiden, aus der sich uns ein formloses Körperglied entgegenwand, das nach meinem Knöchel griff, ihn aber nicht erwischte. Dann wand es sich Mrs. Norman zu, die nicht schnell genug war, so dass es sich um ihr Bein schläng. Die Haushälterin fiel zu

Boden, hielt sich aber an einem Schränkchen an der Wand fest. Das Möbel stürzte um, und die darauf ausgestellte Marmorbüste irgendeines längst verstorbenen und vergessenen Mitgliedes der Darrowfamilie zerbrach in zwei scharfkantige Teile. Die Haushälterin packte ein Stück und rammte es der Kreatur, noch während die hungrig und unaufhaltsam über sie kroch, in ihren Leib.

Das Monstrum erzitterte, doch wahrscheinlich eher erschrocken als vor Schmerz, denn es ließ von

seinem Opfer nicht ab. Stattdessen öffnete es Mrs. Normans Fleisch, so leicht, als griffe es in Wasser hinein. Sie schrie kurz auf, doch dann drang das Ding von hinten in ihren Mund, riss die obere Hälfte ihres Schädelns ab und schleuderte sie in den Korridor.

Mr. Darrow und ich warteten nicht ab, was weiter geschehen würde. Wir rannten durch das Haus und warnten alle Diener, die wir sahen, alles liegen und stehen zu lassen und um ihr Leben zu laufen. Die Kreatur blieb uns auf den Fersen, und das Feuer breitete sich

aus und versperrte uns fast den Weg im Treppenhaus, wo es wie eine Wand lichterloh brannte. Aber die tödliche Gefahr hinter uns ließ uns keine Wahl. Wir rannten durch und blieben unverletzt bis auf eine versengte Haarsträhne, deren Geruch mir einen tieferen Stich versetzte, als Roland es je vermocht hätte.

Jonathan.

Die Geschichte würde sich nicht wiederholen. Ich würde es nicht erlauben. Ich würde nicht erlauben, dass noch jemand starb. Everton mochte in Flammen aufgehen, aber

wir würden nicht darinnen sein.

Wir erreichten mein Zimmer am Ende des Korridors und schlossen uns ein. Rauch war bereits um uns, als ich verzweifelt nach den Büchern aus Darkling suchte. Ich hatte sie eingepackt, nachdem mich Mr. Darrow entließ, und noch keine Zeit zum Auspacken gefunden, seit er seine Meinung geändert hatte. Ich durchwühlte hektisch meine Reisetasche; kein Erfolg. Dann suchte ich im Schrankkoffer und entdeckte sie schließlich unter einem schweren Wörterbuch. Sie waren als Vorsichtsmaßnahme

gegen zukünftige unwillkommene Besuche der seltsamen augenlosen Kinder mit Bändern zugebunden, und ich vermochte den kleinen Knoten nicht zu öffnen, so sehr ich mich auch abmühte.

»Ich krieg's nicht auf.« Ich reichte Henry das Buch, um in meinem Koffer nach einer Schere zu suchen, als die Tür zu meinem Zimmer auseinanderbrach und nach innen gegen Mr. Darrow flog. Das Ding, das Roland gewesen war, stand im Eingang. Es zischte uns an, doch bevor es hereinquellen konnte, wickelte sich eine blaue Kette um

einen der Deckenbalken, die das Feuer freigelegt hatte, und spannte sich. Die Decke stürzte in einem Regen von Funken und schweren Balken ein, welche die Kreatur durchbohrten und am Boden festhielten, wo sie sich in den Flammen wand und krümmte. Der schmutzige kleine Junge mit den Schlüssellochauge tauchte neben Henry auf und half ihm auf die Beine.

»Was ist das?« Er deutete auf das mysteriöse kleine Kind.

»Ein Freund, wie es scheint.« Ich hob das größte spitze Holzstück auf,

das ich finden konnte und wandte mich an die in den Trümmern gefangene Kreatur.

»Du hast sie beide getötet ...

Roland und Nanny Prum«, sagte ich zu ihr. Etwas brodelte an die schleimige Oberfläche der Kreatur und brach auf. Es war ein kleiner Mund mit nadelspitzen Zähnen.

»Und Mrs. Norman«, fügte sie mit makabrem Vergnügen hinzu. »Aber es gab nie einen Roland. Nur mich.«

»Aber warum?«

»Um das Spiel zu beginnen.« Sie wand sich, um freizukommen. Als das misslang, fügte sie sich in ihr

unabwendbares Geschick. »Nanny Prum musste sterben, damit die Kinder ganz in Ihre Obhut kamen. Und Sie haben sie zu uns gebracht, wie er es erwartete.«

»Aber warum tut er das?«, fragte ich.

»Warum?« Diese Frage schien die Kreatur zu verwirren, doch dann verzog sich der Mund, selbst ohne einen unterstützenden Gesichtsausdruck, zu einem breiten, herablassenden Lächeln. »Wie wenig Sie verstehen, womit Sie es zu tun haben.« Das Monstrum begann, über uns zu lachen. Es

klang nicht ganz menschlich, aber auch nicht vollkommen unmenschlich.

»Und Susannah?«

»Mein Lohn. Ich werde der Pläne und Intrigen müde. Ich durfte ihren Tod zu meinem machen. Manche Tode sind von Bedeutung, aber meiner ... meiner sollte mir Frieden bringen. ›Die Endwelt, die Endwelt, in der zum Sterben der Tod fehlt und nichts Vergänglichkeit bringt. Aus großen Häusern dringt Flehen um der Dinge Vergehen, ein trauriger Ton, der nach Endgültigkeit klingt.««

Ich spürte das Stück Holz in meiner Hand und stieß es der Kreatur in die Kehle, bis meine Hände in die feuchte Masse ihres Fleisches tauchten. Das Lachen versiegte, nicht aber die Stimme des Wesens.

Rauch wogte in den Raum. Die Hitze war unerträglich. Ich konnte kaum atmen. Ich nahm Henry den Stapel Bücher aus der Hand, fand die Schere ganz unten im Koffer und schnitt das Band durch, das sie alle zusammenhielt.

»Sind Sie bereit?«

Henry starnte auf die Kreatur am

Boden, die noch immer vor sich hin zu kichern schien. »Uns bleibt kaum eine andere Wahl, oder?«

Ich hatte das Buch schon fast geöffnet, als mir einfiel, dass alle meine Sachen verbrennen würden. Ich ging zu meinem Nachttisch und suchte den Ehering, die Haarlocke meiner Mutter und die Pfeife meines Vaters zusammen. Dies waren die letzten Relikte meiner Familie, die letzten Stücke meiner Vergangenheit. Ich würde sie auf keinen Fall zurücklassen.

Der Junge mit den Schlüssellochäugen hatte seine

Kette wie eine Leine um den Hals
der Kreatur geschlungen und
streckte mir seine Hand entgegen.
Ich ergriff sie und ging zu Henry,
würgend, die Augen tränten.
Zusammen schlugen wir drei den
Buchdeckel zu Geheimnisse der
Endwelt auf.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Charlotte im Untergrund

Vor dem Tor zum Schloss wurde das Buch heiß in meinen Händen und zerfiel ohne Feuer zu Asche. Die Verbindung mit Everton endete in den Flammen des Hauses. Wir konnten nichts anderes tun, als unseren Weg fortzusetzen. Henrys Blick folgte der Asche, die im Wind zerstob.

»Unser Zuhause ...«

Ich legte meine Hand auf seine

Schulter.

»Häuser können wieder aufgebaut werden, besser als sie je waren.«

Er nickte düster, und der schmutzige kleine Junge führte uns in die verfallende steinerne Festung hinein. Er zog die blutigen, murmelnden Überreste des Wesens, das einst Roland der Gärtner gewesen war, hinter sich her. Die Herrin des Schlosses, noch immer prächtig anzusehen in all dem verfallenden Prunk, begrüßte uns halb oben auf der eingefallenen Treppe. Der Junge reichte ihr die

Kette, und sie tätschelte seinen Kopf, während sie sich dicht an die angekettete Kreatur beugte.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte sie.

»Ja, meine Lady«, erwiderte das Ding und wich ihrem harten, stählernen Blick aus.

»Und du bist einverstanden, mir freiwillig zu dienen?«

»Ja, meine Lady«, erwiderte es mit einem wimmernden Laut.

»Dann ist es beschlossen.« Sie reichte ihren anderen Kindern seine Kette, und sie führten Roland tiefer in die verborgenen Bereiche des

Schlosses. Der kleine Junge mit den schmutzigen Fingernägeln blieb bei seiner Herrin. Die Frau bat uns, ihr in einen Raum im Obergeschoß zu folgen. Henry legte zitternd den Arm um mich, aber es war nicht klar, wem von uns beiden das Mut machen sollte.

Der Raum bestand aus Glas und Fenstern, einem Wintergarten nicht unähnlich, wenn es solch einen Ort in der Endwelt geben könnte. Der mächtige Mond hing tief am Himmel. Wir befanden uns so hoch oben im Schloss, dass sich der Horizont im Meer der Sterne verlor.

Die Frau nahm auf einem hochlehnigen silbernen Thron Platz und musterte uns ausdruckslos.

»Ihr sucht einen sicheren Übergang in die Endwelt«, sagte sie. Das schien Henry aus seiner Niedergeschlagenheit zu reißen.

»Meine Kinder werden gegen ihren Willen festgehalten.«

»Das ist mir nicht entgangen. Geiseln. Ihre fortgesetzte Gegenwart in unserer Welt hat uns an den Rand des Krieges gebracht. Wäre es nicht verantwortungslos von mir, die Lage mit zwei weiteren Menschen zu verschärfen?«

»Im Gegenteil«, erwiderte ich,
»die Befreiung der Kinder würde
dazu beitragen, die Spannungen zu
lösen.«

Die Frau schwieg einen Moment.
Ihre Finger strichen über die Ketten
an ihren Handgelenken. »Sie
nehmen an, dass Sie Darkling
unbehelligt erreichen. Nicht einmal
ich könnte so etwas versprechen.«

»Das ist ein Wagnis, das wir
einzugehen bereit sind.«

»Da ist auch noch das Thema der
Bezahlung«, sagte sie lächelnd, und
ihre Zähne glänzten wie das Metall
ihrer Ketten.

Ich trat vor. »Sie handeln in Antworten auf ungestellte Fragen. Doch Sie haben uns nicht gefragt, was wir tun werden, wenn wir Darkling erreichen. Wenn Sie uns den Weg zeigen, werde ich es Ihnen sagen.«

Die Herrin des Schlosses lehnte sich in ihrem silbernen Sessel zurück und winkte mich mit einem schlanken Zeigefinger vorwärts. Ich flüsterte ihr meinen Plan zu. Erst sagte sie gar nichts, und dann entfloh ihrer Kehle ein klickendes Geräusch, das lauter wurde und schließlich von den Glaswänden des

Wintergartens widerhallte, als sie ihren Kopf zurückwarf und lachte. Es war ein trockener, seit tausend Jahren vergessener Aufschrei der Heiterkeit, bei dem sich der schmutzige, augenlose Junge in die dunklen Korridore des Schlosses verzog. Ich wich verblüfft vor ihr zurück.

»Halten Sie mich für verrückt?«, fragte ich, als sie sich beruhigte.

»Ich bringe Sie auf den Weg. Ist das nicht genug?« Sie erhob sich und führte uns auf eine angrenzende Terrasse mit Ausblick auf einen Wald von schwarzen,

schroffen Bäumen, zwischen denen ein Pfad verlief. Auf dem Sims stand eine einzelne Krähe. Die Herrin des Schlosses flüsterte auf sie ein, ohne dass wir die Worte hören konnten, und der Vogel verschwand in den Nachthimmel. Die Frau führte uns selbst die steinernen Stufen an einer Felswand hinab bis zu der Stelle, an der der Pfad in den Wald führte.

»Folgt diesem Weg zu einem Tempel auf der anderen Seite des Waldes. Sagt den Priestern, dass euch die Blaue Lady geschickt hat. Ihr werdet durch das Gebiet von Mr.

Samsons eigenen
Untergrundrebellen reisen. Das ist
nicht ohne Ironie, nicht wahr?«

»Warum sollten uns Samsons
Leute helfen?«

»Er hat zwei Kinder entführt. Das
ist auch in unserem Land ein
Verbrechen. Sein Handeln hilft der
Sache der Rebellen nicht.« Das
Echo des Windes war zu hören,
ohne dass wir einen Luftzug
spürten. Die Äste der Bäume
knarrten über uns. Das einzige
andere Geräusch war das Klirren
der Ketten, die die Blaue Lady
hinter sich herzog; Ketten, die oben

im Schloss an den Hälsen ihrer schmutzigen, blinden Kinder endeten.

»Danke für Ihre Hilfe«, sagte ich.

»Danken Sie mir nicht zu früh.«

Sie begann wieder unterdrückt zu lachen, als sie den Felsen hinauf zur Terrasse ihres Schlosses stieg.

Henry starnte besorgt in den Wald und trat mir in den Weg, bevor ich losgehen konnte.

»Was hast du ihr gesagt?«, fragte er und blickte suchend in meine Augen.

»Die Antwort, die sie hören wollte.« Ich ging um ihn herum.

Mehr wollte ich nicht darüber sagen.

Die Bäume waren hoch und dünn. Der Wald lichtete sich, je weiter wir gingen, und die Farbe der Pflanzen veränderte sich von Dunkelgrün zu Aschgrau. Die Rinde war aufgebrochen, staubig und sah aus, als würde sie bei der leichtesten Berührung zerbröseln. Viele Bäume lagen abgebrochen auf dem Boden. Die zersplitterten Stümpfe ragten spitz in die Luft. Dann hörte der Wald ganz auf, und ich blickte hinaus auf ein weites graues Ödland.

Es war ein trostloser und beklemmender Ort, eine endlose, von Kratern übersäte Wüste, ohne Steine am Boden oder Sterne am Himmel. Es gab nur Asche und das bleiche fahle Licht des Mondes über der verlassenen Landschaft. Wir gingen viele Meilen, bis wir einen Kamm erreichten, unter dem sich ein noch größeres Gebiet der grauen Leere ausbreitete. Wir sahen ein Bauwerk in einiger Entfernung.

Es war nicht schwierig, den Felshang hinabzusteigen, und als wir unten ankamen, hörte ich es

schließlich: Ein vielfaches heiseres Atmen kam von überall und nirgendwo her. Ich fühlte mich umzingelt, aber der kleine Tempel befand sich noch immer eine gute Meile entfernt, und hier konnte ich weit und breit niemanden sehen. Der Weg wand sich zwischen Kratern hindurch, und das Geräusch von tausend Luft holenden Mündern begleitete uns, während wir auf das einsame Gebäude in der Ferne zuschritten. Schließlich entdeckte ich, kurz bevor wir den Tempel betraten, die Quelle des Geräusches.

Es kam aus einer der Gruben. Ein traurig blickendes Wesen versuchte mit blutenden Gliedmaßen vergeblich, aus dem Loch herauszukommen. Ich hörte den keuchenden Laut wieder, und die Grube stürzte über der ausgemergelten Kreatur zusammen, die an der steilen Wand hing. Ihre Augen wurden groß, als sie mich sah, und blieben offen, während das Erdreich sie begrub.

Henry zog mich weiter, und wir gelangten zum Eingang des Tempels. Er war kein christliches Bauwerk. Das Bildnis einer

Schlange, die sich selbst verschlang, empfing den Besucher über der Tür. Ich klopfte, woraufhin ein kleiner gebeugter Mann öffnete.

»Die Blaue Lady hat uns geschickt«, sagte Henry.

Der Priester musterte uns mit wässrigen Augen und trat zur Seite. Eine schmale Treppe wand sich tief in die Erde. Wir folgten dem Buckligen bis ganz nach unten in ein Amphitheater mit einem leuchtenden Wasserbecken statt einer Bühne in der Mitte. Viele Tunnel führten in andere Bereiche unter der Erde, dunklere Orte mit

schattenhaften Wesen, von denen ich inzwischen wirklich genug gesehen hatte. Unser Führer blieb am Rand des Beckens stehen.

»Wenn ihr Zuflucht sucht, müsst ihr in diesem Wasser baden.«

»Müssen wir?«, murmelte ich. Ich betrachtete mich als jemand, der für alles offen ist, aber langsam wurde ich der endlosen Bräuche und Traditionen der Bewohner der Endwelt ein wenig müde. Andererseits konnten wir nirgendwoanders hin und hatten somit keine andere Wahl, als uns zu fügen. Ich knöpfte mein blaues

Nadelstreifenkleid auf, während Henry seinen Anzug ablegte. Um ehrlich zu sein, hatte unsere Kleidung inzwischen schon ziemlich gelitten, und es war angenehm, sie auszuziehen. Sogar noch besser war es, in das leuchtende Becken zu steigen.

Wir drehten uns einander zu, als wir eingetaucht waren. Das trübe Wasser verbarg unsere Nacktheit. Wir blieben auf Abstand, um den kleinen Rest von Schicklichkeit zu wahren, der uns noch verblieb, und blickten uns über das Becken hinweg an.

»Geht es dir gut?«, fragte ich. Ich hatte Henry noch nie so blass gesehen.

»Du warst sehr tapfer.«

»Ich fürchte, Tapferkeit hat damit nicht viel zu tun. Ich hänge sehr an meinem Leben und nehme bereitwillig die Beine in die Hand, um es zu retten. Wäre ich tapfer gewesen, dann hätte ich versucht, Mrs. Norman zu retten.« Als ich es sagte, klang es, als würde ich ihm mangelnde Männlichkeit und Tapferkeit vorwerfen, was ich wirklich nicht wollte. Aber mir ging das Bild von der Haushälterin nicht

aus dem Kopf. Mit ihrem wehrhaften Aufbäumen zum Schluss war sie die wirklich Tapfere gewesen. So unerfreulich sie auch gewesen sein mochte, dieses Geschick, das wir ihr ungewollt bescherten, hatte sie nicht verdient. Es war nicht ihr Kampf oder ihr Fehler gewesen. Ich ganz allein hatte sie in diese Lage gebracht. Ich sagte es laut, doch Henry schüttelte den Kopf.

»Wie hättest du es wissen können?«

»Das hätte ich. Ich hätte es wissen müssen. Aber ...« Ich goss

eine Handvoll Wasser über meinen Kopf, um meine versengte Haut zu kühlen. »Wenn wir erst einmal die Kinder gefunden haben, bleibt noch Zeit genug für Selbstbezichtigungen.«

Als der Bucklige mit unserer informellen Taufe im Becken zufrieden war, reichte er uns Kutten und führte uns durch einen Korridor, der von phosphoreszierenden Staubteilchen erhellt wurde, die in der Luft schwebten. Gelegentlich fingen sie sich in meinem Haar oder auf meiner Haut, dann leuchtete ich rosig und durchscheinend, als

dränge Licht aus meinen Fingerspitzen. Henry strich eines der Teilchen von meiner Stirn. Die Berührung durch seine Haut war erregend trotz der Erschöpfung.

»Danke«, sagte ich.

»Gern geschehen.« Sein müdes Gesicht hellte sich auf, aber bevor ein Lächeln auf seine Lippen treten konnte, verdüsterte es sich wieder.

Wir wurden in einen niedrigen, kleinen Raum gebracht, dessen einzige Einrichtung aus einer Vertiefung in der Mitte bestand, die mit Pelzen und Decken ausgelegt worden war. Die leuchtenden

Staubteilchen hatten sich in den Fasern der Decken festgesetzt. Als wir in die Vertiefung stiegen, waren wir bald über und über damit bedeckt, so dass unsere Haut lebendig und unser Fleisch zu einer strahlenden Feuerstelle in der Mitte des Raumes wurde. Unser Gastgeber ließ uns allein. Wir versuchten zu schlafen, aber ich konnte meine Hände nicht ruhig halten. Ich war hypnotisiert von der Lichtspur, die sie hinterließen. Henry folgte meinem Beispiel, und zusammen zeichneten wir alles, was uns einfiel, in die Luft. Wir

schrieben unsere Namen. Wir klopften uns ab, so dass die Staubteilchen zu schwebenden Sternen über unserer Schlafstelle wurden, bis wir uns schließlich nebeneinander hinlegten.

»Charlotte?«

»Ja, Henry?«

»Was würdest du zu Jonathan sagen, wenn du ihn nach all diesen Jahren wiedersehen könntest?«

Ich schloss die Augen und rief mir sein Gesicht ins Gedächtnis, noch während ich die Wärme von Henrys Körper neben mir spürte. Die Erkenntnis, dass meine Gefühle für

beide Männer einander nicht ausschlossen, überraschte mich.

»Ich würde ihm sagen, wie sehr ich ihn geliebt habe und dass ich ihn immer lieben werde, ganz gleich, was die Zukunft bringen mag.«

Er holte tief Luft und blieb eine Weile in seine Gedanken versunken. Dann sagte er: »Als sie krank wurde, blieb ich Tag und Nacht an ihrer Seite und litt mit ihr. Ich dachte, wenn ich auf jede erdenkliche Art und Weise für sie da sein könnte, dass dann vielleicht ein ganz klein wenig von meiner Kraft

auf sie übergehen würde. Aber das geschah nicht. Ich konnte nur zusehen, wie sie mir entglitt. Sie starb in meinen Armen. Ich spürte es, spürte, wie der letzte Atem ihren Körper verließ. Da habe ich sie geküsst. irgendwie war diese Hoffnung in mir, dass ich sie von der anderen Seite zurückholen könnte, solange sie noch warm war ...«

Ich legte meine Hand in seine.
»Ich weiß nicht, ob ich ihr gegenübertreten kann«, sagte er.
»Das kannst du. Und das wirst du.«

»Aber was soll ich dann sagen?
Was könnte ich sagen?«

Ich hatte keine Antwort für ihn.
Wir lagen in der Dunkelheit, Hand
in Hand, und sanken rasch in einen
traumlosen, geruhsamen Schlaf.

Am Morgen brachte uns der
bucklige Priester frische Kleidung
als Ersatz für die versengten und
zerrissenen Lumpen, in denen wir
am Vortag angekommen waren. Wir
badeten ein letztes Mal in dem
Becken und wuschen uns die
leuchtenden Teilchen aus Haut und
Haaren, bevor wir in die Kleidung

schlüpften, die wohl für Diener gedacht war. Dann führte man uns die Treppe wieder hinauf zum Eingang des unterirdischen Tempels.

Draußen konnte ich erneut die keuchenden Laute aus den Erdgruben hören. Ich wandte mich an den Priester.

»Diese Löcher um den Tempel herum ...«

»Ein politisches Gefängnis.«

Ich blieb empört stehen.

»Ist das der Grund für die Rebellion?«, fragte Henry.

»Das ist das Werk der Rebellion.

In Zeiten wie diesen ist die Frage nach Recht und Unrecht nicht mehr so leicht zu beantworten.« Der Priester führte uns hinter dem Gebäude einen Hügel hinab zu einem leeren Meeresstrand mit lauen Wogen und einem wackeligen Bootshaus am Ende einer verfallenden Anlegestelle. Er ging hinein und kam mit einem kleinen Ruderboot heraus, das er an einem schmutzigen Strick durch das Wasser zog.

»Steigt ein«, sagte er. Henry stieg zuerst ein und half mir dann vom Steg. Der Bucklige stieß uns ab

und trampelte dann durch das Boot, dass es fast kenterte, und setzte sich an den Bug. Er sah Henry an.
»Ruder.«

Der einstige Herr von Everton nahm die Ruder, und wir glitten über das dunkle Wasser durch ein Meer von schwarzgrünen, hügeligen Inseln mit kahlen Bäumen, deren Äste wie Klauen in die Luft ragten. Ich legte den Kopf in den Nacken und blickte zu den Sternen am samtenen Himmel empor. Nichts bewegte sich zwischen den Bäumen und den Hügeln der tristen Küstenstreifen, deren

erschreckende Öde mich kaum berührte. Zu sehr beschäftigte mich die Unsicherheit, die ich spürte, während ich Henry beim Rudern beobachtete. Unsere Geschicke verstrickten sich, als wir blind aus dem Rahmen unserer Geschichte ausbrachen, seit wir nicht mehr Hausherr und Gouvernante waren, sondern nur noch zwei Menschen, die in der Nacht nach zwei verlorenen Kindern suchten, und vielleicht nach ihrer eigenen Bestimmung.

Land tauchte am Horizont auf. Es

lag schwarz und kalt im Mondlicht. Eine dünne Rauchsäule stieg von der Küste auf. Ein verfallender Leuchtturm stand mit klaffenden Mauern auf einem trügerischen Schutthaufen.

Als wir näher kamen, enthüllte die felsige Küste eine verlassene Ansammlung von heruntergekommenen Häusern. Es war eine traurige kleine Stadt aus vermodernden Mauern und ausgeschlagenen Fenstern, die am Rand eines zerstörten Hafens kauerte. Aber sie war nicht ganz unbewohnt. Der Rauch, den wir

vom Meer aus gesehen hatten, stieg aus dem Kamin einer Hütte am Ende der Straße auf. Aus den Fenstern drang Lichtschein, der Feuer und Wärme verhieß.

Die Hülle des Bootes scharrete über Grund, und Henry sprang ins Wasser, um es auf den Strand zu ziehen. Er bot mir seine Hand und half mir beim Aussteigen. Der Priester ging ebenfalls an Land und führte uns auf einen Weg mit unebenem, aufgebrochenem Pflaster. Wir folgten schweigend dem schmalen Weg zu dem Haus und klopften an die Tür. Eine Frau

öffnete. Sie war hübsch und rundlich mit einer Buttermilchhaut und roten Haarlocken. Der Bucklige flüsterte ihr etwas zu, und sie breitete einladend die Arme aus.

»Willkommen. Bitte, tretet ein.« Sie führte uns hinein und bot uns Plätze vor der Feuerstelle an.

Die Hütte war klein und weihnachtlich geschmückt. Der dürre Baum in einer Ecke des Raumes war grau, selbst im Feuerschein, und er trug kaum den spärlichen Schmuck auf seinen Ästen. Neben uns saßen noch andere Gestalten. Sie waren alt,

kraftlos, am Ende und starrten schweigend in die Flammen.

Ein Kessel hing über dem Feuer. Ein brauner, klebriger Schaum verbarg den darunter brodelnden Inhalt. Die Frau brachte uns drei grobe Holzschalen. Sie nahm eine Schöpfkelle von der Wand und tauchte sie in den Kessel. Der Schaum teilte sich, und wir konnten sehen, dass sich in der Tiefe etwas bewegte.

»Nein, danke, wir haben bereits etwas gegessen«, log ich hungrig. Der Priester hingegen bewies mächtigen Appetit. Die Augen der

anderen Gäste blieben ausnahmslos auf die Flammen gerichtet. Die Frau setzte sich an den Tisch beim Eingang und begann Mohrrüben zu schälen. Sie steckte eine in einen kleinen Käfig, der über ihrem Kopf hing. Während das darin eingeschlossene Tier daran zu nagen begann, tropfte ihm gallertartiger Schaum aus dem Maul. Es hätte ein Frettchen sein können, aber sein Speichel hatte das Fell so verschmiert, dass es nur noch ein Klumpen Pelz mit Zähnen war. Ich schob meine Hand in Henrys Armbeuge.

»Heute Nacht gibt es Schwierigkeiten«, sagte die Frau, ohne aufzublicken.

»Was meinen Sie?«, fragte Henry.

»Der euch abholen kommt, hat sich verspätet. Er verspätet sich nie.« Sie lächelte, als sie dem gefangenen Tier ein weiteres Stück Mohrrübe zusteckte. Wir rückten näher an die Feuerstelle und versanken mit den anderen in den Anblick der Flammen. Ich stellte mir vor, dass die Flammen die Wände eines Hauses formten und dass drinnen eine kleine Familie

Feuerholz ihr kurzes heißes Leben hingab, um es zu erhalten.

Henry riss mich aus meiner Träumerei. »Ich habe nicht die geringste Idee, wie wir vorgehen wollen.«

»Du fliehst mit den Kindern, und ich werde mir Mr. Whatley vornehmen.«

»Allein?«

»Kaum.« Ich drehte mich zu ihm und versuchte ihm durch einen Blick zu verstehen zu geben, dieses Gespräch zu beenden, hatte aber keinen Erfolg.

»Warum tust du so verdammt

geheimnisvoll?«

Verärgert flüsterte ich ihm hastig ins Ohr: »Ich habe wenig Erfahrung, was den Aufenthalt im Rebellenuntergrund angeht, aber ich könnte mir vorstellen, dass man derlei private Gespräche lieber vermeiden sollte.« Ich deutete auf die anderen, die alle vollkommen erstarrt neben uns saßen, außer einem Mann, der plötzlich aufstand, wobei er einen Stuhl umwarf. Die Frau mit dem roten Haar schrie ihn an.

»He, beruhigen Sie sich!«

Aber statt sich wieder zu setzen,

warf der Fremde seinen Kopf zurück. Die Oberfläche seines Gesichtes begann zu fließen wie Tropfen geschmolzenen Wachses. Ein Strang bewegte sich von seinem Körper weg, geschmolzenes Fleisch stieg in die Luft und verankerte sich an der Zimmerdecke.

Unsere Gastgeberin keuchte ein einziges Wort: »Nein ...«

Sein Körper barst mit einem reißenden Geräusch. Kräftige Stränge schossen aus dem roten Fleisch heraus, suchten Halt an den Wänden und der Decke oder tasteten im Raum herum nach

Beute. Wo sie andere Gäste berührten, wurde deren Fleisch zu seinem, verschmolz damit und ging auf in der immer weiter wachsenden Masse. Keines der Opfer war tot oder starb, sie wurden nur mit Haut und Haaren verschlungen.

Einer der tastenden Fleischstränge wollte sich um mein Bein schlingen, da warf sich der Priester dazwischen, und das Ding drang in seinen Rücken und umhüllte ihn. Mir blieb keine Zeit für einen Aufschrei, denn Henry zog mich durch die Tür, und wir liefen in

die Nacht hinaus. Als wir uns umsahen, brach die Hütte zusammen, und Steine und Mörtel verschwanden im schwelenden Leib des Ungeheuers.

Schreiend erwachte die Stadt. Ringsum gingen Türen auf. Wesen mit und ohne menschliche Haut liefen schluchzend und rufend durch die Straßen. Ein junger Mann rannte an uns vorbei. Er trug eine Glasflasche mit einer schwarzen Flüssigkeit bei sich, aus deren Öffnung ein Stück Stoff hing. Er zündete es an und warf sie auf das Ungeheuer in der zerstörten Hütte.

Aber er warf zu kurz, und sie landete am Fuß der Mauer. Erst dachte ich, der Wurf wäre ihm misslungen, aber dann brach der Boden mit einem berstenden Geräusch auf und begann einzustürzen. Ein Abgrund tat sich auf, wo Sekunden zuvor noch keiner gewesen war. Die Kreatur suchte verzweifelt Halt am Rand der Öffnung, aber sie war bereits zu schwer geworden und stürzte in die Dunkelheit hinab. Die Zuschauermenge jubelte einen Moment lang, doch dann begann sich das Loch zu verbreitern. Häuser

und ganze Straßen brachen ein, als die nachgebenden Ränder sie in die Tiefe rissen.

Henry und ich folgten der Menge in den Wald am Rande der Stadt und suchten dort unseren eigenen Weg, bis das Chaos hinter uns war. Als wir uns weit genug von den Stadtbewohnern entfernt hatten, um keine Aufmerksamkeit mehr zu erregen, sanken wir erschöpft gegeneinander.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Er hat mich gerettet«, sagte ich ungläubig.

»Wer?«

»Der Priester. Weshalb hat er das getan? Er kannte mich doch kaum.«

Henry nahm meine Hand in seine. »Wir müssen weiter.«

»Wohin?«

Er deutete auf eine breite Straße hinter mir. Sie war einst ganz gepflastert gewesen, denn ihre Ränder waren übersät mit rötlichem Schutt, aber die Mitte war von der häufigen Benutzung zu Staub zusammengefahren worden. Es war die größte Straße, die ich je gesehen hatte. Sie verlief geradeaus, soweit mein Blick reichte, und sie war breit genug für

zwanzig Kutschen nebeneinander.

Henry half mir auf die Füße. Wir machten uns sofort auf den Weg hügelabwärts auf das breite Band der Straße zu. Doch bevor wir den Wald verlassen konnten, trat uns jemand in den Weg. Sein Gesicht war wie eine klaffende Wunde und sein Körper schlangenähnlich, abgesehen von dicken, muskulösen Gliedmaßen, die aus beiden Seiten seines Leibes wuchsen.

»Hallo, meine Freunde!«, rief er uns entgegen.

Wir starrten ihn wortlos an.

»Mein Begleiter und ich müssen

einer unerledigten Pflicht nachkommen. Wir sind Reisende wie ihr, müsst ihr wissen.« Eine zweite Person erschien hinter ihm. Er war größer als jeder Mensch, mit sehr langen dünnen Armen und Beinen, einem halben Mund ohne Kinn, aber vielen langen, scharfen Zähnen. »Wir haben unseren dritten Gefährten verloren.«

»Ich wollte, wir könnten euch helfen, aber wir müssen weiter«, erwiderte ich.

»Aber ihr könnt uns helfen«, sagte der Mann, der fast, aber nicht ganz eine Schlange war, »unser

Freund war bei euch; der große Mann in der Hütte. Ihr hattet es so eilig, aus seiner Reichweite zu kommen.« Die beiden Wegelagerer grinsten anzüglich. Ich versuchte zu rennen, aber der kinnlose Mann packte mich und stieß mich zu Boden.

»Wollt ihr uns auch so schnell verlassen?«, fragte die Schlange. »Wir müssten uns beleidigt fühlen. Ihr habt Glück, dass euch Mr. Ashby lebend haben will.«

»Da habt ihr allerdings Glück.« Wiederholte der kinnlose Mann keuchend.

»Aber natürlich wäre er verdammt wütend mit uns, wenn wir ihm die falsche Person brächten. Besser, wir überzeugen uns, dass ihr Menschen seid. Blut lügt nicht, wie man sagt.« Er zog ein langes, schmales Messer aus seiner Jacke und schnitt meinen Mantel auf. Er wollte fortfahren, mir auch die anderen Kleider vom Leib zu schneiden, da sprang Henry auf seinen Rücken und begann, ihn mit seinen Armen zu würgen. Der Schlangenmann schrie auf und ließ sein Messer fallen, während der andere Henry durch die Luft in den

Wald schleuderte.

Die Banditen gratulierten sich gegenseitig und blickten grinsend auf ihre Beute herab, wobei ihnen entging, dass sich hinter ihnen ein Schatten bewegte. Schwarz und gefährlich und höchst lebendig glitt er über den Boden. Als er über den kinnlosen Mann strich, zerfielen dessendürre Glieder in Tausende blutloser kleiner Fetzen, und sein Hinterkopf schlüpfte aus seinem Mund heraus.

Der Schlangenmann schrie beim Anblick seines niedergestreckten Gefährten auf und versuchte, sich

aus dem Staub zu machen. Aber der Mond stand hoch am Himmel, und der Schatten streckte sich hinter ihm her. Er umhüllte ihn so fest, dass er sich nicht mehr rühren konnte und zu Boden fiel. Mit einer raschen Bewegung wurde ihm seine Haut abgezogen. Sein Fleisch folgte mit einem nassen, reißenden Geräusch. Aber da dies die Endwelt war, konnte keiner der Banditen sterben, auch wenn sie es wünschen mochten. Der kinnlose Mann lag zitternd in fötaler Stellung auf dem Boden und versuchte, den Inhalt seines Schädels zurück in

seinen Mund zu schlürfen. Sein Gefährte, ein blutiger Klumpen Fleisch und Knochen, zog seine Haut um sich und mühte sich ab, zur Straße zu gelangen.

Der Schatten schrumpfte, als er Henry vom Waldboden aufhob und in einen Wagen am Straßenrand setzte. Als er auf mich zuschritt, nahm er die Gestalt eines Mannes mittleren Alters an. Er hatte schelmische, dunkle Züge und hielt einen schlanken Finger an seine listig verzogenen Lippen gepresst.
»Duncan!«

Whatleys Diener half mir auf die Füße und kletterte auf den Kutschbock. Er wartete nicht auf mich, bevor er das Tier, das den Wagen zog, mit einem Peitschenschlag in Bewegung setzte. Es war eine plumpen, kopflose Kreatur mit Hunderten fleischiger Hautlappen, die sich vorwärts wand wie eine Schar von Raupen. Das Wesen erwies sich jedoch als sehr schnell, als es losstürmte. Bevor es losging, lief ich zurück und holte mir rasch das Messer, das einer der Banditen fallengelassen hatte. Mir blieb

gerade noch genug Zeit, um hinten aufzuspringen, als das Gefährt vorwärtsschoss. Ich versteckte die Waffe in den Falten meines Kleides.

»Warum bist du gekommen?«, fragte ich Duncan. Ich erwartete eigentlich keine Antwort, aber er griff in seine Manteltasche und zog einen Pergamentumschlag mit einem blauen Wachssiegel heraus. Ich riss ihn auf und las die beiden Worte in Lily Darrows Handschrift: Vertraut ihm. Ich reichte ihn Henry.

»Er hat uns das Leben gerettet«, stellte er fest. Das musste nicht viel heißen, und im Hinblick auf die

wenigen Möglichkeiten, die wir hatten, wandte ich meine Aufmerksamkeit dem hinteren Ende des Wagens zu. Wir rollten durch die dunkle Hügellandschaft der Endwelt. Die Kutsche holperte über den harten Erdboden zwischen Stücken des alten abgefahrenen Pflasters.

Wir fuhren an großen Häusern und Herrensitzen vorbei, hinter deren Fenstern seltsame Kreaturen im Kerzenlicht hockten und krabbelten. Es gab fremde Obstgärten und einen einsamen Turm auf einer kleinen Insel mitten

in einem See zu sehen. Henry und ich entspannten uns in den bald vertrauten Geräuschen und Bewegungen des Wagens. Wir schliefen abwechselnd, während der andere Ausschau hielt. Doch niemand begegnete uns. Wir waren vollkommen allein.

Die Hügel wurden höher, und die Straße stieg an einem Berghang an. Unten im Tal war Bewegung. Gestalten verfolgten einander in der Dunkelheit. Gezackte Rücken glänzten vor Schweiß im Mondlicht. Tentakeln mit Stacheln und Widerhaken zerfetzten grausam

ungeschützte Bäuche, und Klauen hackten durch Fleisch und Fett und Knochen. Blut bedeckte dick den Boden, schwarz wie die Mitternacht, und Mäuler mit Reihen von Reißzähnen bissen einander in grimmiger Umarmung.

Duncan gönnte dem Gemetzel unten keinen Blick. Ebenso wenig schienen sich die Kreaturen für uns zu interessieren, denn wir fuhren unangefochten auf der anderen Seite des Berges wieder hinab.

Mir fiel auf, dass Henry und ich uns an den Händen hielten, aber ich konnte mich nicht erinnern, wann

das begonnen hatte. Ich war froh, ihn in diesem Augenblick an meiner Seite zu haben. Mit der anderen Hand tastete ich nach den Relikten meines früheren Lebens, die ich aus der Feuersbrunst in Everton gerettet hatte.

Jonathan.

Ungeachtet all meiner Furcht und Besorgnis schlief ich ein. Mein Körper brauchte Ruhe, und ich träumte, dass ich mit meiner Familie zu einem Wanderkarneval ging.

Wir spazierten von Zelt zu Zelt, von den Gauklern zur Wahrsagerin

und schließlich zum Zauberer. Er stand auf seiner zerlegbaren Bühne; ein Mann in Schwarz, der Tauben aus seinem Hals herausholte und Flammen an seinen Fingerspitzen tanzen ließ. Er bat meine Mutter aus dem Zuschauerraum zu sich und breitete ein Tuch über ihren Körper. Mit einem Händeklatschen verschwand sie. Dann nahm er Jonathan und ließ ihn in einem Lichtblitz verschwinden. Zuletzt holte er meinen Vater aus dem Publikum. Der Zauberer setzte ihn auf einen Stuhl und ließ ihn hoch in die Luft schweben und

verschwinden. Ich klatschte und klatschte, bis die Vorstellung längst vorbei war. Ich wartete am Eingang auf die Rückkehr meiner Familie, aber dann packte das fahrende Volk seine Zelte zusammen und fuhr in seinen Wohnwagen davon. Sie ließen mich allein auf einem verlassenen Hügel zurück.

»Charlotte.«

Meine Lider öffneten sich. Henrys Gesicht war über mir. Ich setzte mich auf und erkannte die Landschaft wieder. Ich erblickte den Obstgarten, und jenseits davon konnte ich das hell erleuchtete

Darkling-Haus sehen. Viele andere Kutschen waren jetzt auf der Straße. Sie bildeten eine lange Reihe bis zum Vordereingang bei dem Sternenbrunnen. Duncan reihte sich nicht ein. Er fuhr durch das hohe schwarze Eisentor, vorbei an menschlich aussehenden Wachen, die uns durchwinkten, und schließlich hinten herum zum Dienstboteneingang, wo Henry und ich Arm in Arm das Haus von Darkling betraten.

NEUNZEHNTES KAPITEL

Der Mann in Schwarz

Die Schattenseite des Herrenhauses war ein Gewirr von Korridoren und Räumen, in denen schuftende Dienstboten schwitzten und sich verzweifelt bemühten, dem ständigen ungeduldigen Glockengeläute und damit den Wünschen und Bedürfnissen der oben feiernden Hundertschaften an Gästen gerecht zu werden. Duncan gestattete uns nicht zu bleiben,

sondern führte uns weiter, bis wir den zentralen Bereich des Hauses verließen und den Flügel erreichten, in dem die Kinder und ich während unserer Besuche geschlafen hatten. Zu meiner Überraschung öffnete er die Tür zu meiner Unterkunft und schob uns hinein.

Eine Frau stand mitten im Zimmer mit dem Rücken zu uns. Sie trug ein weißes Gewand, das von einem elfenbeinfarbenen Spitzenmieder über die Rundungen ihres Körpers hinab in einen Ring von Seide auf dem Boden floss. Ein Schleier verbarg ihr Gesicht, aber

Henry erkannte sie sofort wieder.

»Lily ...«, sagte er atemlos

»Henry?« Sie klang müde und traurig, aber ihre Stimme versagte ihr ganz, als sie sich umdrehte und dem Blick ihres Mannes begegnete. Er tat einen Schritt vorwärts, dann noch einen und einen weiteren, als bewege er sich auf einen Traum zu, vorsichtig, um ihn so lange wie möglich festzuhalten, bevor er ihm entglitt. Als er bei ihr war, schlug er den Schleier zurück und streichelte ihr Gesicht. Sie zitterte und griff nach seinem Handgelenk. So verharrten sie reglos, versunken in

ein lautloses Zwiegespräch ihrer Blicke. So sahen sie einander tief in ihre Herzen.

Bei ihrem Anblick konnte ich mich eines kleinen Stiches von Eifersucht nicht erwehren, auch wenn ich mir vor Augen hielt, dass sie noch immer ein Ehepaar waren. Ein Schatten von Trauer glitt über Lilys Gesicht.

»Ich fürchte, dass du bereits zu spät kommst.« Sie deutete auf ihr Hochzeitskleid. Henry schien es zum ersten Mal wahrzunehmen und wich verwirrt zurück.

»Das kann nicht sein. Das darfst

du nicht.«

Darauf gab Lily keine Antwort.
»Nach unserem letzten Gespräch schickte ich Duncan, um euch zu holen, damit ihr die Kinder nach Hause bringen könnt. Sie gehören nicht hierher.«

»Sie ebenso wenig. Kommen Sie mit uns«, sagte ich.

»Das haben wir schon einmal versucht, schon vergessen? Sie werden mich niemals fort lassen. Ich bin die Einzige in der Endwelt, die je gestorben ist. Sie verehren mich, und Whatley wird mich heiraten.«

»Du verdienst Frieden, meine Liebste.«

»Ich bekomme genau, was ich verdiene«, sagte sie bitter. »Ich bin so froh, dass du gekommen bist, Henry. Ich hatte mir so sehr gewünscht, dich noch einmal zu sehen, und das war mir nun vergönnt. Aber sie werden mich bald holen kommen. Ich halte es für das Beste, wenn ihr jetzt geht.«

»Wir können Ihnen helfen, Lily«, sagte ich.

»Wie? Was könntet ihr denn schon tun?« Als ich nicht antwortete, wandte sie sich ab.

»Bringt die Kinder zurück.« Ihre Stimme versagte fast bei diesen Worten. Sie nickte Duncan zu. Er ging zum Kleiderschrank und nahm zwei schwarze Umhänge heraus und legte sie uns an. Die Kapuzen hingen tief in unsere Gesichter. Lily reichte mir einen silbernen Schlüssel, ohne mich anzusehen.

»Ihr mögt ein Tor nach Everton in Mr. Whatleys Arbeitszimmer finden. Aber ich habe keine andere Wahl.«

»In diesem Punkt irren Sie sich.« Ich steckte den Schlüssel in die Falten meines Kleides. »Es gibt eine Alternative zur Endwelt.«

»Der Tod schenkt uns seine Gunst nur einmal, wenn überhaupt. Bitte, geht jetzt. Die Zeremonie wird bald beginnen, und ihr solltet euch besser auf die Suche nach den Kindern machen.«

Wir bedrängten sie, aber sie wollte nicht hören und fuhr fort, sich auf ihre Hochzeit vorzubereiten. Ich zog Henry widerwillig aus dem Zimmer, doch als wir hinausgingen, sprach er ein letztes Mal zu ihr.

»Ich liebe dich.«

Sie beobachtete uns in ihrem Frisierspiegel, sagte aber kein Wort mehr, als sie uns nachblickte. Ich

glaubte, ich hätte Tränen in ihren Augen gesehen, aber Duncan führte uns bereits auf Schleichwegen durch das Haus, unbemerkt von den anderen Gästen, die sich in Darkling aufhielten, deren Geräusche, Stimmen und Schritte wir hörten: Geister von jenseits der Grenze des Sichtbaren.

Als Duncan den lichtlosen Raum betrat, hielt ich inne und berührte ihn am Arm. »Wir müssen die Kinder finden«, flüsterte ich. Er bedachte mich mit einem seltsamen Blick, und für einen Moment schwand das Lächeln aus seinem

Gesicht, während er seinen Finger in eine der Augenhöhlen der Marmorgesichter steckte. Die Tür zu der runden Kammer mit den konzentrischen Kreisen aus Schleiern öffnete sich. Ein Junge saß auf dem Metallstuhl und seine Füße baumelten knapp über dem Boden.

»Da seid ihr ja«, sagte er. »Ich fürchtete schon, ihr würdet nicht ...« Seine Erleichterung schwand, als wir die Kapuzen zurückschlügen, und seine Worte wurden tonlos: »... nicht kommen.«

»Was, in aller Welt, machst du

hier?«, fragte ich ihn. James sprang vom Stuhl herunter und näherte sich uns mit Vorsicht und ganz und gar unkindlichem Misstrauen. Er hatte einen schwarzen Anzug mit einer grauen Weste und einem roten Kummerbund um die Mitte an. Doch selbst ohne die maßgeschneiderte Kleidung war sein Auftreten anders als bei unserem letzten Zusammensein. Er sah trotz der Jahre, die seit unserer Trennung zweifellos vergangen sein mussten, nicht älter aus, doch eine merkliche Veränderung hatte stattgefunden.

»Du bist zurückgekommen«,
sagte er zu mir.

»Ich wollte euch nicht verlassen.«

»Aber du hast.« Er bedachte
seinen Vater mit einer
mechanischen, emotionslosen
Umarmung. Henry schien es nicht
aufzufallen.

»Mein Kleiner.« Er strich seinem
Sohn ungewohnt gefühlvoll durch
die blonden Locken, aber James
wich mit verwirrtem Gesicht zurück.

»Ich bin kein Kind.« Er kehrte zu
dem Metallstuhl in der Mitte des
Raumes zurück und zog ein
rauchfarbiges Fläschchen aus seiner

Tasche, das mit dem Wort
»dahingesiecht« beschriftet war.

»James, leg das sofort weg!«

»Wisst ihr denn überhaupt, was
das ist?« Obwohl er nur fünf Jahre
alt zu sein schien, sprach er mit der
ganzen abgeklärten Überzeugung
eines Jugendlichen.

»Jemandes Tod.«

»Aber nicht irgendjemandes
Tod.« Er hielt das Fläschchen gegen
das düstere Licht und fummelte
fahrig an dem Stöpsel. »Ich
erinnere mich genau an die Nacht,
als sie gestorben ist.« Er blickte
seinen Vater an. »Du glaubst das

nicht, aber du irrst dich. Du hast mich mit ihr allein gelassen, um mit dem Arzt zu reden, und sie gab einen Laut von sich. Geräusche kamen aus ihr heraus. Sie keuchte, und ihre Augen waren nass, als würde sie von innen her ertrinken. Ich glaube, sie hat geweint.

Ich wollte sie umarmen, aber sie zuckte vor mir zurück, als ob ich ihr wehgetan hätte. Da blieb ich nur still bei ihr stehen. Ich hörte den Arzt sagen, dass sie inzwischen blind geworden wäre, aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich sehen konnte, denn sie ergriff meine

Hand. Sie zog mich ganz nah zu sich und versuchte mir etwas zuzuflüstern, doch sie konnte nicht richtig sprechen. Ich konnte die Worte nicht verstehen. Zuerst dachte ich, sie sagt: ›Ich möchte nicht sterben‹, aber sie sagte es immer wieder, und mir wurde klar, dass ich sie falsch verstanden hatte. Was sie sagte, war: ›Ich möchte sterben.‹

Sie spricht nie darüber. Ich wollte sie immer schon fragen, ob sie sich an meine Anwesenheit erinnert und ob ich es ihr ein wenig leichter machen konnte. Ich wollte, dass sie

weiß, dass ich geweint habe, als sie tot war, aber ich konnte es ihr einfach nicht sagen.«

»Und das ist ihr Tod?« Ich deutete auf das Fläschchen in seiner Hand.

»Ich glaube schon. Ich fand es versteckt in ihrem Zimmer. Ich wartete auf eine Gelegenheit, es zu öffnen, und heute schien der passende Zeitpunkt zu sein. Duncan sollte mir helfen.« Er hielt seinem Vater das Fläschchen entgegen.

»Möchtest du es lieber versuchen?«

Henry wurde plötzlich sehr blass und Schweiß tropfte von seiner

Stirn. Aber er griff nicht nach dem Fläschchen. »Nein, danke, James. Ich glaube, dass wir beide den Tod deiner Mutter unmittelbar genug miterlebt haben.« Der Junge nickte und gab Duncan den Glasbehälter, der ihn in seiner Jacke verschwinden ließ.

»Bringt ihr uns nach Hause?« Die grünen Augen des Jungen suchten meine, und ich vermochte kaum noch, meine Tränen der Schuld zurückzuhalten.

»Ja, das tun wir jetzt. Es tut mir so leid, James. Es ist meine Schuld, dass ihr hier allein zurückbleiben

musstet.« In seinen Augen glaubte ich zu sehen, dass er Mitleid mit mir empfand.

»Wir waren doch nicht allein. Mutter war hier und Mr. Whatley.« Mir fiel auf, dass er mich nicht berichtigt hatte, aber dazu hatte er auch keinen Grund. Es war meine Schuld, dass das Tor zwischen Everton und Darkling geschlossen worden war, aber dass er es ebenso sah, machte die Veränderungen, die seit unserem letzten Beisammensein in seiner Persönlichkeit vorgegangen waren, nur noch deutlicher. Er hatte

begonnen, erwachsen zu werden.

»Hat euch Mr. Whatley etwas angetan?«, fragte ich und suchte in seinen Zügen nach Spuren von Missbrauch.

»Aber nein. Er beschützt uns.«

»Wovor?«

»Seinen Freunden.«

Ich befand mich plötzlich in der seltsamen Lage, dem Herrn von Darkling dankbar sein zu müssen. Duncan ließ mir keine Zeit, diesem Gedanken nachzuhängen. Er schob uns alle aus der Kammer in die klaustrophobische Dunkelheit des anderen Raumes. Wir zogen unsere

Kapuzen in die Gesichter und folgten ihm schweigend. James nahm seinen Vater an der Hand, während wir den anderen Hochzeitsgästen begegneten: unheimlichen Gestalten in Umhängen wie den unseren, menschenähnlichen Kreaturen wie Mr. Whatley, Samson und allen anderen ihrer Gesellschaft. Duncan führte uns in die Eingangshalle des Hauses und durch das Tor hinaus in die frische Nachtluft.

Die Kutschen waren in einem Ring um den Sternenbrunnen abgestellt. Zwischen ihnen sahen

wir die Silhouetten zweier Gestalten vor den zuckenden elektrischen Strömen, die von einem Stab zum nächsten sprangen. Paul und Dabney zupften mit geröteten Gesichtern ihre Kleidung und ihre Frisur zurecht, als sie uns so plötzlich auftauchen sahen. Dabney entschuldigte sich.

»Bis nach der Zeremonie.«

Paul nickte und beäugte dann die beiden verhüllten Gestalten neben seinem Bruder und Duncan.

»Komm mit, Paul«, sagte ich.

Er starrte unsverständnislos an, bis wir nah genug waren, dass er

unsere Gesichter sehen konnte.

»Du warst so lange fort, dass ich dachte, wir würden hier nie wieder fortgehen ...«, stammelte er und rieb seinen Hinterkopf, als müsse er eine Entscheidung treffen.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte ich.

»Dabney geht fort, um seine Ausbildung bei Mr. Speck anzutreten.«

»Tut mir leid.« Ich legte den Arm um seine Schultern. »Ich weiß, wie nahe ihr euch gestanden habt.«

Er sah mich vollkommen überrascht an. »Das weißt du?«

»Tiefe Freundschaft findet man selten im Leben.«

»Ja ... natürlich.« Er entspannte sich, und der überraschte Ausdruck verschwand aus seinem Gesicht.

»Ich wusste ja, dass er eines Tages fortgehen würde, aber ich dachte, wir hätten mehr Zeit. Ich hätte nie geglaubt, dass ich nach Mutters Tod wieder glücklich sein könnte, aber mit Dabney war ich es.« Paul lächelte. Es war kein Schmunzeln und nicht das gewinnende Lächeln, mit dem jemand höflich sein will, sondern der Ausdruck purer Freude. Die Traurigkeit, die ich so lange an

ihm kannte, war von ihm gewichen.

»Kommt Mutter mit uns?«

Henry und ich sahen uns an.

»Wir können sie nicht hier zurücklassen«, sagte Paul.

»Das werden wir auch nicht. Überlasst alles mir«, sagte ich entschieden. Ich schlug die Kapuze meines Umhangs zurück, als uns Duncan zurück ins Haus und die Treppe hinab in den Speisesaal führte, wo die Gäste eben erfahren hatten, dass die Hochzeit nun beginnen würde.

Eintausend Hochzeitsgäste in

Kapuzengewändern strömten in den Ballsaal, der üppig für das Fest dekoriert worden war. Silberne Käfige hingen von der Decke, in denen sich Vögel mit Federn aus Feuer befanden. Melancholische Musik erklang von einer sechs Meter langen Harfe, die von einem Dutzend Musikern zusammen gespielt wurde, von denen manche auf Leitern standen. Die Darrows und ich nahmen in der zweiten Reihe Platz, worauf sich Duncan verbeugte und zurückzog. Auf der anderen Seite des Mittelganges unterhielt sich Olivia kokett mit

einigen der jüngeren Gäste, hin und wieder verhalten lachend und gespielt entrüstet über eine allzu freche Bemerkung. Ihr Blick glitt über uns, ohne innezuhalten. Sie blickte mit einem sorgfältig eingeübten nichtssagenden Lächeln, das nur ihre Augen entlarvten, auf ihren Vater. Whatley trat mit einem siegessicheren Grinsen vor den Mittelgang. Dabney stand in einer wallenden zeremoniellen Robe neben ihm, die, wie ich annahm, dem Messgewand eines Pfarrers entsprach. Ich sah zu Paul hinüber; dabei entging mir

nicht, wie sehr er sich bemühte, den Blick nicht auf seinen Freund zu richten.

Die Musik verklang, und im Saal wurde es still. Die Harfenspieler begannen die Saiten ihres Instrumentes zu zupfen, bis die produzierten Töne nach dem Hochzeitsmarsch klangen. Lily Darrow stand in einem aufwendigen weißen Hochzeitskleid am Eingang des Ballsaales. Sie schritt den Gang entlang. Als sie den Abschnitt erreichte, in dem wir saßen, wandte sie sich uns mit einem schwachen Lächeln zu.

»Tu es nicht, Mutter«, flüsterte James ihr laut genug zu, dass alle es hören konnten. Lily blickte zu den Kindern und dann zu Henry. Mr. Whatley wurde merklich ungeduldig am Ende des Ganges. Sie wandte sich wieder ihm und ihrem Weg zu. Mr. Whatley bedachte die Buben mit einem finsternen, triumphierenden Blick. Ich zog das Messer mit der schmalen Klinge, das ich dem Wegelagerer abgenommen hatte, aus dem Kleid hervor.

»Vertraust du mir?«, fragte ich Henry.

»Natürlich.«

»Dann bleib an meiner Seite und hilf mir mit den Kindern.«

»Was hast du ...?«

Ich holte tief Luft und stieß mir mit vor Überzeugung bebenden Händen das Messer tief in die Brust. Das Gefühl war anders, als ich gedacht hatte. Ich hatte mir mehr Schmerz, mehr Entsetzen vorgestellt, doch es war alles ganz gefühllos. Die Welt verlangsamte sich, und ich sank in Zeitlupe in Henrys Arme. Lily wandte sich um, um zu sehen, was geschehen war, und der Schleier ihres Kleides

wogte vor ihren Augen, einen Schritt hinter dem Lauf der Zeit. Sie lief den Gang zurück zu mir. Ich schob die Kapuze aus meinem Gesicht. Die Menge erhob sich, um das Chaos genauer zu sehen; verschwommene Gestalten standen am Rande meines Blickfeldes, die mir irgendwie vertraut erschienen, die ich aber nicht deutlich genug sehen konnte ...

Sie waren freudig erregt.

Ich vernahm Mr. Whatleys Stimme deutlich in der Menge. Er wollte wissen, was geschehen war, denn es gelang ihm trotz seiner

unnatürlichen Größe nicht, über das Gedränge hinweg zu blicken. Henry hielt mich hilflos in seinen Armen und versuchte, die Kinder zu beruhigen, die außer sich waren vor Entsetzen.

»Es wird alles gut«, versuchte ich halb erstickt sie zu trösten, während mir Blut in den Mund zu rinnen begann. »Schaut!«

Draußen hatte sich ein Sturm zusammengebraut. Der Mond war hinter wogenden schwarzen Wolken verschwunden, die vom Himmel hinab auf den Horizont quollen und in einem eisigen, tosenden Wirbel

über die trostlosen Hügel der Endwelt brandeten. Schließlich prallten sie gegen die Fenster, die ob des Druckes nach innen zersplitterten. Die Feuervögel löschten ihr Feuer, und die Lichter im Saal gingen aus. Ein Tor aus purer Nacht tat sich vor uns auf und herein trat die Gestalt eines Mannes ganz in Schwarz.

Ich hatte den Tod in die Endwelt gerufen.

Einige der Hochzeitsgäste begannen, Tränen der Freude zu vergießen, während andere in Ehrfurcht niederknieten.

»Das ist wirklich nicht notwendig«, sagte der Mann und trat vorwärts. Mr. Samson erschien neben ihm.

»Wir heißen Euch in der Endwelt willkommen, mein Lord.«

»Das ist zwar sehr freundlich von euch, aber ich bin niemandes Lord, und ich fürchte, es gibt wichtigere Dinge, die meiner Aufmerksamkeit bedürfen.« Er musterte mich und Lily auf dem Boden. Eine Blutlache breitete sich vor uns aus und rötete den Saum ihres weißen Kleides. Der Mann beugte sich über mich und betrachtete meine Wunde. »Können

wir es herausziehen?«

Ich nickte Lily zu, und sie zog das Messer aus meinem Oberkörper. Ich zuckte keuchend zusammen. Vor Schmerzen verlor ich fast das Bewusstsein, aber ich biss die Zähne zusammen und ertrug sie.

»Na also, besser so?«, fragte er trocken. Wären nicht diese Schmerzen gewesen, hätte ich laut aufgelacht. »Nun, dann betrachten wir das Problem. Eine von euch ist schon einige Zeit tot, und die andere stirbt an einem Ort, wo der Tod noch nie zuvor eingetreten ist. Was mache ich nur mit euch

beiden?«

Ich setzte mich auf, und ein Schwall Blut ergoss sich über meine Brust hinab.

»Wenn ich einen Vorschlag machen darf, Sir, es gibt nur eine vernünftige Lösung.«

»Und die wäre, Mrs. Markham?«, fragte der Mann. Bei der Nennung meines Namens wich die Menge zurück, und Mr. Whatley hatte endlich freien Blick auf mich und seine Verlobte. Er riss die Augen auf und war, wohl zum ersten Mal seit langer, langer Zeit, sprachlos.

»Eine Seele muss geholt

werden«, fuhr ich fort. »Lily ist gestorben, aber nicht ganz, und ich kann an diesem Ort nicht sterben, an dem der Tod nicht existiert. Die Schlussfolgerung wäre, dass Sie sie in das Licht bringen und mir mein Leben lassen.«

»Einleuchtend, aber dennoch falsch. Der Tod hat hier nicht existiert, bis jetzt. Hallo.« Er wandte sich um und winkte den Zuschauern freundlich grüßend zu. »Aber das ist immer noch die Endwelt. Ich bin, wenn ich das so sagen darf, ein Mann des Volkes, und das Volk der Endwelt ist

anders. Neue Regeln werden gebraucht.«

»Bitte, Sir, nehmen Sie uns mit«, heulte Samson neben ihm.

»Ja, einige von euch wünschen sich das sehr, aber andere würden es vorziehen weiterzuexistieren, auch wenn sie das Gegenteil sagen. Ich kann es im ganzen Raum spüren. Normalerweise spielt es keine Rolle. Ich würde jeden von euch mit mir nehmen, ob er es will oder nicht. Aber ihr sterbt nicht. Wenn ich fortginge, würdet ihr einfach bis ans Ende aller Zeiten dahinexistieren. Das ist der Punkt,

in dem ihr anders seid, und das ist der Grund, warum ich euch eine Chance zu wählen gebe. Bleibt oder kommt, lebt oder sterbt.« Er drehte sich wieder zu Lily und mir um.

»Das gilt auch für jeden von euch. Was wählt ihr?«

Lily Darrow blickte ihre Kinder an und dann ihren Mann. Tränen begannen über ihre Wangen hinabzurollen.

»Ich denke, ich habe diesen Herrn lange genug warten lassen.«

»Nein, Mutter, das darfst du nicht!«, rief James.

»Ich muss meinen eigenen Tod

akzeptieren. Nur so könnt ihr alle euer eigenes Leben führen. Es tut mir leid, wenn ich egoistisch war, aber ich liebe euch so sehr, dass ich es nicht ertragen konnte, euch zurückzulassen.« Sie umarmte die Buben. Henry streichelte ihr Gesicht.

»Es tut mir leid, Henry.«

»Es muss dir nicht leid tun.«

»Liebst du mich noch?«

»Bis in alle Ewigkeit.«

Er küsste sie sanft auf die Wange.

Ich spürte mein Herz in der Brust hämmern, aber daran mochte auch der Blutverlust Schuld sein. Als er

sie losließ, wischte sie sich die Tränen aus den Augen und griff nach dem Arm des Mannes in Schwarz. »Charlotte, kümmern Sie sich darum, dass sie nach Everton zurückgelangen?«

»Ja, natürlich.« Der Schmerz tobte nun nicht mehr in meinem Körper. Er war einfach da, zwar nicht geringer, aber zu ertragen.

»Danke ... für alles.« Sie tätschelte die Hand des Mannes, der der Tod war.

»Ich werde gleich wieder da sein«, sagte der Mann. »Ich nehme an, Sie möchten der Nächste sein?«

Er deutete auf Mr. Samson, der aufgeregt nickte und außer sich vor Freude war. »Sind Sie bereit?«, fragte er Lily.

»Nein, aber ich glaube, dass es die wenigsten Menschen je sind«, erwiderte sie. Miteinander schritten sie durch das Tor aus Nacht. Ihre Gestalten wurden undeutlich und verschwanden in einem fernen Lichtschein, während das Tor offen blieb.

Mr. Whatley schrie auf vor Schmerz und fiel zu Boden. Olivia rannte zu ihm und nahm seinen Arm, um ihm wieder auf die Beine

zu helfen, während die Menge aufgeregt zu murmeln begann. Einige der Gäste traten Hand in Hand an Mr. Samsons Seite, um dem Mann in Schwarz ins Jenseits zu folgen. Ich sah Mr. Whatley schwankend stehen, irgendwie geschwächt durch Lilys Abwesenheit. Er blickte mich an und lachte schrill, rasend vor Wut, und sein Körper erbebte unter der Kraft seiner Stimme.

»Sie haben mich gewarnt, aber ich habe Ihnen nicht geglaubt. Sie haben mir gedroht, und ich habe es ignoriert. Sie haben mir meine Frau

gestohlen, Mrs. Markham!«

»Vater, bitte!« Olivia hatte seinen Arm nicht losgelassen. Sie hielt ihn mit aller Kraft. Ihre Finger gruben sich tief in den Stoff seiner Anzugjacke.

»Jungs, Zeit zu gehen. Helft mir hoch.« Ich legte meine Arme um Henrys Schultern und verband meine Wunde mit einem Stück Stoff, um den Blutverlust zu einzudämmen.

»Und ihr geht jetzt einfach so?«, schrie Whatley den Gästen zu, die sich vor dem Tor aus Nacht versammelt hatten, um auf die

Rückkehr des Todes zu warten.

»Was glaubt ihr denn, werden Ashby und Cornelius sagen, wenn sie herausfinden, was geschehen ist?«

»Ich glaube nicht, dass mich das beim gegenwärtigen Stand der Dinge noch interessiert«, erwiderte Mr. Samson. »Wir brauchen keinen Krieg. Wir können einfach sterben.«

Whatley versuchte, sich aus Olivias Griff zu befreien, aber sie klammerte sich fest an ihn, bis er mit beiden Händen nach unten griff und ihre Finger öffnete. Dann drängte er sich durch die Menge,

während Henry, die Kinder und ich aus dem Ballsaal eilten, wobei wir eine dünne Spur von Blutstropfen hinterließen.

»Markham!«, brüllte er uns nach. James blickte ängstlich auf.

»Wohin gehen wir?«

»Schnell, zur Bibliothek!«, erwiderte ich. Wir bogen in einen Korridor ein, und ich hielt erschrocken inne. Vor mir war eine der verschwommenen Figuren, die im Ballsaal um mich herumgestanden waren. Sie wurde nun deutlicher mit jedem Blutstropfen, den ich verlor. Es war

meine Mutter, die am Ende des Ganges stand, in Betttücher gehüllt und mit verkrustetem blutigem Schleim unter dem Kinn.

»Mutter ...?«

»Deine Zeit ist jetzt gekommen, mein Liebling.« Sie lächelte und breitete die Arme aus. Aber ich glaube nicht, dass jemand außer mir sie sah, denn Henry zerrte mich mit sich, als die Jungs in die Bücherei voraneilten.

»Bleib bei uns, Charlotte!« Wir stürzten in den Raum und verriegelten die Tür hinter uns. Ich wollte zu ihnen umkehren, aber

meine Verwirrung wurde immer größer. Ich versuchte, mich auf meine Aufgabe zu konzentrieren – ich musste die Darrows retten. Ich musste mich selbst retten.

»Das Ende ist nah, mein Pfefferkorn.« Ich sah meinen Vater in dem grünen Lederlehnsessel im ersten Geschoss der Bibliothek, in dem Lily so gern gesessen hatte. Er hielt seine Pfeife in der Hand, und der Rauch schwebte über seinem Kopf. Ich wollte zu ihm laufen, mich auf seinen Schoß setzen, mich an seiner Schulter ausweinen, mir von ihm den schrecklichen Schmerz in

meiner Brust fortküssen lassen, aber stattdessen setzte ich meinen Weg fort.

»Die Treppe hinauf und in das Arbeitszimmer!« Ich konnte kaum sprechen und mich auf den Beinen halten. Der Schmerz pochte mit jedem einzelnen Herzschlag. Ich fragte mich plötzlich, was geschehen würde, wenn ich kein Blut mehr zu vergießen hatte.

Als wir das dritte Geschoss umrundeten, rammte Whatley heftig gegen die Tür und riss sie aus den Angeln. »Ein neues Spiel? Wie aufregend! Eine kleine

Verfolgungsjagd also!«

Sein Körper zuckte und spannte sich in seinem Anzug, bis er den Stoff und die Fassade aus menschlicher Haut darunter in Fetzen riss. Seine mächtigen Gliedmaßen und Auswüchse befreiten sich aus der Enge der menschlichen Umhüllung. Er streckte sich und sprang an die Wand. Er konnte mit seinen vielen Gliedern die Bücherregale wie eine Treppe benutzen. Ich drängte die Darrows zur Eile.

»Schnell, wir sind fast da!«

Als wir die Tür zu Whatleys

Arbeitszimmer erreichten, holte ich den silbernen Schlüssel heraus, den mir Lily gegeben hatte, und steckte ihn in das Schlüsselloch. Es klickte, als ich ihn drehte, und die Tür öffnete sich, gerade als Whatley die Brücke erreichte. Die Darrows und ich stolperten hinein und schlossen die Tür, bevor Mr. Whatley heran war.

Der Raum war wie immer; still und düster, wie ein Mausoleum. Wir liefen an Mr. Whatleys Emotionen vorbei zu seiner Sammlung von schwach leuchtenden Glasporträts. Ich führte die Jungs zu dem Glas,

auf dem Everton abgebildet war,
und küsst sie beide auf die Wange.

»Seid für mich stark«, sagte ich zu ihnen. James berührte das Bild mit der Hand und fiel hindurch auf die andere Seite wie über eine niedrige Mauer. Paul folgte ihm.

»Nach dir«, sagte Henry.

»Ich kann nicht.«

»Natürlich kannst du.«

»Jemand muss hier bleiben und das Bild zerstören. Nur so können wir sicher sein, dass er nie mehr wiederkommt.« Henry riss die Augen auf und fuhr sich mit den Händen durch das blonde Haar.

»Das werde ich nicht erlauben, Charlotte. Ich habe bereits Lily verloren ...«

»Ihre Kinder brauchen dich, Henry.«

»Und ich brauche dich!«

»Aber das ist nicht möglich.« Ich nahm die Hand von meiner Brust. Die Wunde blutete nicht mehr. Ich fühlte mich auch nicht mehr so schwach wie zuvor.

»Ich schaffe das nicht noch einmal, Charlotte.«

»Das kannst du und das wirst du.«

»Ein gemeinsames Leben wartet

auf uns!«

»Wenn es einen Weg zurück für mich gibt, werde ich ihn finden.«

Whatley brach die Tür auf.

»Markham!«

»Lebe wohl, Henry.« Ich gab ihm einen festen Stoß, dass er rückwärts durch das Glasbild fiel. Ich konnte sehen, wie ihm drüben die Kinder hochhalfen, sah ihn bestürzt dastehen, todunglücklich, mit Tränen in den Augen. Ich riss das Ding von der Wand und schmetterte es auf den Boden, wo es in Hunderte glitzernder Scherben zerbrach und die Verbindung

zwischen Everton und der Endwelt beendete.

»Gut gemacht.« Mr. Whatley beobachtete mich vom Eingang. Er hatte seine menschliche Maske wieder hergestellt, aber seine Kleidung hing in Fetzen über dem muskulösen Körper. Sein Haar war so wild und ungezähmt wie zuvor, aber in seinen Augen konnte ich erkennen, dass etwas in ihm gebändigt war, als er auf mich zuging.

»Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Er hielt an. »Und was tun Sie, wenn ich mich weigere?«

»Sie haben gesehen, wozu ich fähig bin«, fuhr ich ihn an.

»Sie haben das Ende der Geschichte verändert.«

»Ich bin noch nicht fertig.«

»Stimmt, aber es gibt Dinge, die Sie noch nicht wissen. Oder haben Sie sich schon alles zusammengereimt? Selbst als kleines Mädchen waren Sie schon sehr klug.«

»Sie wissen gar nichts über mich.«

»Da irren Sie sich gewaltig. Ich weiß alles über Sie. Ich habe Sie jahrelang beobachtet. Sie haben es

gespürt, das weiß ich.«

Ich erinnerte mich an die Gestalt, die ich bei allen gesehen hatte, die mir genommen worden waren.

»Der Mann in Schwarz ... Dann waren Sie das und nicht Roland?«

»Roland war es erst später, in Everton, als es für mich zu gefährlich wurde, selbst zwischen den Welten zu wandeln. Ich sammelte menschliche Tode. Ihre Mutter war eine von vielen, aber Sie waren die Erste, die mir den Kampf ansagte. Ich sah etwas in Ihnen damals, und ich hatte mich nicht geirrt.«

»Sie haben sie getötet.«

»Ihre Mutter, nein. Es war eine Fügung, dass wir uns begegnen sollten. Aber als ich Sie gefunden hatte, konnte ich Sie nicht mehr loslassen. Ich bin verantwortlich für den Tod anderer. Ich brauchte Sie am richtigen Platz für ein neues Spiel ... mein letztes Spiel. Sie und ich sind uns ähnlicher, als Sie glauben. Wie viele unserer Handlungen werden von den Dingen bestimmt, die wir wollen, statt von solchen, die die Leute von uns erwarten?«

»Mörder!« Ich riss ein weiteres

Bild von der Wand und warf es mit aller Kraft auf den Boden. Es brach entzwei, und Mr. Whatley krümmte sich vor Schmerz.

»Ich bin nun einmal praktisch«, fuhr er schließlich fort, als er sich wieder gefangen hatte. »Sie mussten mich öffentlich wegen des Schicksals der Lily Darrow angreifen, so dass, wenn Sie mich besiegten, niemand daran zweifeln würde, dass ich bekam, was ich verdiente.«

Ich wollte eben ein weiteres Bild zerstören, hielt aber bei seinen Worten inne. »Warum sollten Sie

verlieren wollen?«

»Weil ein Krieg kommt. Er hat bereits begonnen, aber auf beiden Seiten gibt es einen Haufen Fanatiker. Die eine Seite will ewig leben und alle Welten erobern, während die andere davon träumt, das Ende aller Dinge herbeizuführen. Ich versuchte, sie zu beschwichtigen, solange ich es vermochte, aber ich weigere mich, einer Sache zu dienen, in der es keinen Mittelweg gibt. Ich möchte Ashby und Speck eine dritte Alternative anbieten, aber das konnte ich unmöglich öffentlich tun.

Wenn beide Seiten meine Absichten zu argwöhnen begannen, musste etwas getan werden, um mich aus dem Spiel zu nehmen. Es ist viel einfacher, eine

Untergrundbewegung ins Leben zu rufen, wenn alle annehmen, dass man so gut wie tot ist.«

»Mein Vater, mein Mann, Nanny Prum und Mrs. Norman ... haben Sie auch Lily getötet?«

»Ich habe ihre Krankheit wohl benutzt, ja.«

»Wegen der Politik?«

»Es geht nicht nur um Politik. Die Existenz des Universums steht auf

dem Spiel. Wenn eine Seite diesen Krieg gewinnt, würde es nicht nur das Ende unserer Welt, sondern auch das der Ihren bedeuten. Was bedeuten ein paar Menschen angesichts solch einer Alternative?«

»Und jetzt erwarten Sie von mir, dass ich Ihnen einfach zu verschwinden helfe.«

»Ihnen bleibt keine andere Wahl.«

»Es gibt immer eine Wahl!«

»So auch jetzt. So viel von Ihrem Leben ist für Sie entschieden worden, aber das Spiel kommt zum Ende, und Sie werden frei sein ...

wenn Sie diese eine Sache noch tun.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Dann werden sie mich holen kommen, weg sperren, und alles, was bisher geschehen ist, wird umsonst gewesen sein.«

Ich schrie auf vor Wut und stürmte in die Porträtgalerie, riss sie von den Wänden, eines nach dem anderen, warf sie zu Boden, dass sie vor Whatley zerbarsten und ihm tiefe Stiche zufügten, während er mit jedem neuen Akt der Zerstörung verkümmerte und niedersank. Er kauerte auf dem

Boden, die Hände vor Pein in sein Gesicht gekrallt. Die menschlichen Züge begannen zu schwinden. Seine Hand entrollte sich in ein Bündel von Tentakeln.

»Ja, so einfach, nicht wahr?«, keuchte er schrill in seiner Qual.
»Was ist ein Sammler ohne seine Sammlung?«

Ich war hin- und hergerissen. Ich wollte ihm so viel Schmerz wie möglich zufügen, gleichzeitig war es genau das, was er von mir wollte.

»Jeder Tag, jedes Gefühl, jede Freude oder Traurigkeit oder Furcht, die ich je empfunden habe, sind

nichts im Vergleich zu dem Hass,
den ich im Herzen für Sie hege und
Sie spüren lassen werde. Sie
können vielleicht nicht sterben,
aber eines Tages werde ich
kommen und Ihnen so viel Leid
zufügen, wie Sie uns zugefügt
haben.«

»Geben Sie mir Zeit genug, Ashby
und Speck niederzuwerfen, und ich
begebe mich aus freiem Willen in
Ihre Hände.«

»Die Darrows werden nie wieder
belästigt.«

»Sie haben mein Wort.«

»Ist Ihr Wort etwas wert?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe es nie zuvor gegeben.« Er lächelte mich mit seinem schiefen Grinsen an. Ich konnte seinen Anblick nicht ertragen. Ich zerstörte in einem wahren Regen von buntem Glas und Alabasterscherben mehr von seiner Sammlung, bis der ganze Boden bedeckt war und eine Staubwolke der Zerstörung in der Luft hing. Mr. Whatley schwand Stück für Stück, bis nur noch ein zusammengeschrumpfter Rest von ihm auf dem Boden kauerte.

Ich überlegte, was ich mit dem Rest seiner Sammlung tun sollte. Es

gab noch die leblosen
puppenähnlichen Figuren in der
Kammer hinter seinem Schlafraum.
Ich stapfte zu der privaten Nische,
in der er schlief, und fand die
Platte, die er gedrückt hatte, um
die versteckte Kammer zu öffnen.
Alle waren da, wo sie zuvor
gewesen waren, außer Lily. Ich
nahm den einen direkt vor mir,
einen jungen Mann mit Efeu anstatt
Haaren auf dem Kopf, und stellte
ihn auf den Boden. Er erwachte
sofort zum Leben und blickte mich
verwirrt an.

»Wo ist Mr. Whatley?«

»Er ist verhindert. Du bist frei.«

Der Junge sah sich ängstlich um, aber dann entdeckte er meine Wunde und half mir, seine Brüder und Schwestern von ihren Plätzen an der Wand herunterzuholen. Je mehr Puppen wir befreiten, desto schneller ging es voran, bis schließlich alle in Mr. Whatleys Kammer waren und zu verstehen versuchten, was geschehen war, und überlegten, was sie jetzt tun sollten. Ich schlüpfte in der allgemeinen Verwirrung aus dem Zimmer und vermied es, auf das sich krümmende Ding zwischen den

Glas- und Alabasterscherben zu blicken, zu dem Mr. Whatley geworden war. Aber er blickte mit Verzweiflung in seinen schwarzen Reptilaugen zu mir hoch.

»Ich bedaure, was ich Ihnen angetan habe«, sagte er mit dünner Stimme. »Leute wie wir ... wir sind stärker. Wir müssen die Dinge tun, die andere nicht können.«

»Um jeden Preis?«

»Was es auch kostet.«

»Leben Sie wohl, Mr. Whatley.«

»Verlassen Sie mich jetzt nicht.

Es muss noch so viel getan werden!
Markham!«

Ich ließ ihn allein in seinem Arbeitszimmer mit den Trümmern seiner einstigen Sammlung und suchte meinen Weg ohne Eile durch das Haus. Die Hochzeitsgäste, die der Tod nicht mit sich genommen hatte, waren im Ballsaal geblieben. Sie hatten offenbar beschlossen, die Hochzeitsparty auch ohne die Anwesenheit von Braut und Bräutigam zu feiern. Der Schmerz begann wieder, in meiner Brust zu pochen. Ich musste mich an die Wand lehnen und sank fast zu Boden, als jemand einen Arm unter mich schob und mich behutsam

hochhob.

Ich verlor das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf einem Metallstuhl in dem Raum mit den kreisenden Schleiern. Duncan stand in der Nähe und war mit verschiedenen Dingen in einer Schale auf dem Rolltischchen beschäftigt. Ich schrie wütend auf. Meine Wunde schmerzte noch immer. Er drehte sich zu mir um, aber anstatt wie immer einen Finger an seine Lippen zu drücken, öffnete er den Mund und sprach.

»Sie sind aufgewacht.« Seine Stimme war angenehm und

melodisch.

»Du kannst sprechen?«

»Noch nicht lange. Die Diener von Darkling passen sich den Bedürfnissen des Hauses an. Mein Bruder war nicht viel anders, wie man mir gesagt hat. Ich glaube, Sie kennen ihn.«

»Roland.«

»Ich glaube, er brachte Ihnen viel Leid, auch wenn er nur Mr. Whatleys Anweisungen folgte. Ich kann nicht wieder gutmachen, was bereits geschehen ist, aber ich kann Ihnen wenigstens etwas gegen die Schmerzen geben.«

»Das wäre wundervoller, als du dir vorstellen kannst.«

Er nickte und hielt mir eine dampfende Tasse an die Lippen.

»Trinken Sie das. Es wird Ihnen helfen.« Es schmeckte wie Zitrussaft, und als es in meinen Körper gelangte, wirkte es angenehm kühl und schmerzlindernd. »Ich brauche noch etwas. Es dauert nur einen Augenblick.« Er ging hinaus. Die Schleier drehten sich langsam und ruhig, hypnotisch. Ich war fast dabei einzuschlafen, als ich spürte, dass sich noch jemand im Raum

befand. Ich sah mich um, so gut ich es vermochte. Ein Mann trat zu mir.

»Charlotte?« Seine Stimme war mir vertraut, doch der Raum war so spärlich erhellt, dass ich ihn erst erkennen konnte, als ich sein Gesicht dicht vor mir sah.

»Jonathan?« Sein Körper war noch schwarz vom Feuer.

»Es schmerzt mich, dass es dir so schlecht geht, meine Liebste.«

Ich berührte seine Wange und spürte die verbrannte Haut.

»Wie kannst du hier sein? Du bist tot.«

»Und was glaubst du, was du

bist?«, fragte er.

»Nichts kann hier in der Endwelt sterben, wenn es nicht will.«

»Aber so wie du jetzt bist, kannst du auch nicht leben.«

»Du fehlst mir.«

»Wechsle nicht das Thema.«

»Ist es dir lieber, wenn ich tot bin?«

»Am liebsten ist es mir, wenn es dir gut geht.«

»Mit wem reden Sie?« Duncan war zurückgekommen und hielt eine kleine samtene Schmuckkassette in der Hand.

»Mein Mann ist hier«, sagte ich

und blickte von einem zum anderen.

»Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass er verstorben ist.« Duncan konnte offenbar den schulterzuckend dastehenden Jonathan nicht sehen.

»Das scheint ihn nicht daran zu hindern.«

»Das sieht nicht gut aus.« Er betrachtete die Stichwunde in meiner Brust und drückte seine Hand darauf. »Wir müssen die Wunde sofort versorgen.«

»Was wird dann aus mir?«

»Was meinen Sie?«, fragte er.

»Werde ich am Leben oder tot sein?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich nehme an, dass es nicht gut um Sie steht, wenn Sie Ihren verstorbenen Mann sehen können.«

Jonathan brachte seine Lippen dicht an mein Ohr. »Vertrau ihm, Charlotte. Deine Zeit ist noch nicht gekommen.«

»Du fehlst mir so sehr.«

»Ich bin immer bei dir. Spürst du es nicht?«

»Es ist nicht dasselbe.«

»Irgendwann werden wir wieder zusammen sein.«

»Wartest du auf mich?«

»Bis in alle Ewigkeit.«

»Das wird sich jetzt seltsam anfühlen«, unterbrach Duncan meinen Abschied. Er öffnete die Schmuckkassette und entnahm ihr eine dünne hakenförmige Nadel und eine Spule mit goldenem Zwirn. Er steckte die Nadel in meine Wunde und trat zurück, als diese sich von selbst zu bewegen begann und durchschnittene Muskelstränge und Arterien in meinem Brustkasten zusammenzog und den leichten Ausfluss von Blut beendete. Zurück blieb ein etwas wundes Gefühl

anstatt der heftigen Schmerzen.
Duncan zog die Nadel aus meiner
Haut und legte sie auf den Tisch.

»Wie fühlen Sie sich?«

»Wie eine lebende Tote.«

»Aber wenigstens leben Sie.«

Ich blickte mich um. Jonathan war fort, aber ich litt nun weniger unter seinem Verlust als in den Träumen, denn er war wirklich bei mir gewesen und ich hatte ihn fortgeschickt. Und deshalb tat es weniger weh.

»Das war eine beachtliche Hochzeit«, stellte Duncan fest.
»Oder wäre es wenigstens

gewesen.«

»Ich fürchte, dass Mr. Whatley noch eine ganze Weile nicht in bester Verfassung sein wird.«

»Es wäre nicht klug von Ihnen, hierzubleiben«, stellte er fest.

»Das weiß ich.«

»Wohin werden Sie gehen?«

»Zurück nach Everton natürlich.«

»Aber wie? Es sieht so aus, als hätten Sie jeden Rückweg zerstört.«

»Vielleicht weiß jemand im Untergrund Rat.«

»Sie sollten vorsichtig sein.«

»Ich weiß, es wird kein Vergnügen.«

»Sie haben den Tod in die Endwelt gebracht. Ashby wird hinter Ihnen her sein.« Duncan zog einen frischen Umhang und ein einfaches Kleid, wie ich es an den Dienstmädchen von Darkling gesehen hatte, unter dem Tisch hervor. Er half mir beim Umkleiden.

»Was wird hier geschehen?«, fragte ich.

»Mr. Whatley wird erst einmal seine Kräfte sammeln. Was danach kommen wird, weiß ich nicht. Können Sie gehen?« Er half mir aus dem Stuhl. Stehen fiel mir viel leichter als vorher. Er führte mich

aus der Kammer und dem lichtlosen Raum zur Rückseite des Hauses, wo der Obstgarten, nun wieder befreit von Kutschen und Hochzeitsgästen, wartete.

»Ich wünsche Ihnen viel Glück,
Mrs. Markham.«

»Und ich dir, Duncan.«

Wir schüttelten uns die Hand, und ich trat hinaus in die Nacht. Ich fühlte mich anders, fast schwerelos in den Dienstmädchenkleidern, die er mir gegeben hatte. Mein Körper musste fast alles Blut verloren haben, und ich hatte keine Pflichten, keine Begleiter und nicht

die geringste Idee, wo ich meinen Heimweg finden könnte. Aber irgend etwas stimmte nicht. Etwas drückte gegen meine Brust.

Ich griff in das Kleid und zog die Pfeife meines Vaters, die Haarlocke meiner Mutter und Jonathans Ehering hervor. Ich hatte das alles von Everton in die Endwelt mitgenommen, aber ich erinnerte mich nicht, weshalb ich die Dinge brauchte. Ich wusste, wer sie waren, wie sie rochen, wie ihr Lachen klang, wie sie lächelten. Ich sah sie jede Nacht in meinen Träumen, schwelgte in alten

Erinnerungen und gewann neue an Dinge, die nie geschehen sein konnten. Ich hatte sie gesehen, und ich würde sie wieder sehen ... eines Tages. Ich kniete mich auf den Boden, scharrete eine kleine Öffnung und begrub die drei Gegenstände, die ich aus dem Feuer gerettet hatte. Als ich fertig war, drückte mich die Last, die ich verspürt hatte, nicht mehr nieder.

Der Mond hing tief am Himmel. In seinem Licht folgte ich dem gewundenen Pfad zu dem großen Tor an der Grenze des Anwesens

von Darkling. Dort erwartete mich ein Mann – ein Mann ganz in Schwarz.

»Wie schön, Sie wiederzusehen, Mrs. Markham.« Der Mann, der der Tod war, kippte grüßend seine schwarze Melone für mich.

Ein Mann wartet auf dich. Er beobachtet dich.

»Sie sind zurückgekommen«, sagte ich.

»Ich war noch nie in der Endwelt. Es gibt viel zu tun und zu sehen, schätze ich. Und Leute, die meiner Dienste bedürfen.«

»Manche von ihnen sind vielleicht

nicht gerade froh, Sie zu sehen.«

»Nur wenige sind es. Und wohin
führt Sie Ihr Weg?«

»Nach Hause.«

»Was für ein Gentleman wäre ich,
wenn ich einer Dame auf dem
Nachhauseweg in einer dunklen
Mondnacht nicht meine Begleitung
anböte? Vielleicht sollten wir
zusammen gehen. Wir scheinen
beide Freunde zu finden, wohin wir
auch gehen«, sagte er mit einem
Anflug von gespieltem Sarkasmus.
Er bot mir seinen Arm, und ich
hakte mich unter.

»Bin ich tot?«, fragte ich ihn.

»Ich bin nicht sicher. Das ist auch für mich neu. Eine Straße ins Ungewisse. Wollen wir sie gemeinsam erkunden?« Er öffnete das Tor.

Ich dachte an Henry und die Kinder und seltsamerweise auch an Mr. Whatley. Das Spiel war zu Ende, und mein Leben gehörte jetzt mir. Es gab keine Regeln mehr, keine gesellschaftlichen Zwänge, keine schattenhaften Gestalten, die den Menschen, die ich liebte, den Tod brachten. Von den Dingen, die mein Leben ausmachten, war ich frei. Übrig blieb nicht die Person, die ich

gewesen war, sondern die, die ich werden konnte.

Ich holte tief Atem und schritt hinaus in die Endwelt, Arm in Arm mit dem Tod. Er war der eine feste Punkt in meiner Vergangenheit und meiner Zukunft, denn welche Straßen auch immer vor mir lagen, sie würden und konnten letztlich nur wieder zu ihm zurückführen.

Danksagung

Die bevorstehende Veröffentlichung von Charlottes Geschichte ist für mich ein ziemlich emotionaler Augenblick, und ich hatte heute Morgen das Bedürfnis, in der ersten Fassung des Manuskriptes vom 9. Februar 2009 zu blättern. Zu sagen, dass es sich hierbei nun um ein ganz anderes Buch handelt, ist eine Untertreibung. Ich verdanke es der Hilfe einer Reihe von Personen, dass ich im Verlauf der

vergangenen drei Jahre den richtigen Ton (für mich und für Charlotte) gefunden habe.

Danielle Taylor war die Erste, die das Manuskript las. Sie gab mir die Zuversicht, dass ich mit meinen Ideen auf dem richtigen Weg war. Ebenso Laura Stephenson, Sara Stephenson, William Couch, Katherine McKee, meine Stiefmutter und mein Vater. Sie alle gaben wertvolle Ratschläge und stellten die richtigen Fragen.

Rakesh Satyal, mein sprichwörtlich guter Geist, brachte das Buch zu HarperCollins. Ohne ihn

gäbe es den Roman in der vorliegenden Form nicht.

Das rigorose Lektorenduo Maya Ziv und Chelsey Emmelhainz verhalf Charlotte erst wirklich ans Licht und öffnete mir immer wieder die Augen.

Amanda Goldman und Reece Runnells gestalteten meine Webseite so perfekt, als gäbe es nichts Leichteres auf der Welt.

Und zuletzt möchte ich meine Agentin Sandy Lu nennen, die »ja« sagte und dieses Buch genauso mag wie ich. Ihre Begeisterung und Beratung waren mir während des

Schreibens wichtiger als alles andere. Ich bin glücklich und dankbar, dass ich sie habe.

Ich werde alle genannten Personen mit Freuden zu alkoholischen Drinks einladen, wann immer sie es wünschen.

Über den Autor

Michael Boccacino wurde in New York geboren und wuchs in Florida auf. Er hat einen Abschluss in Kreativem Schreiben. Seine Gedichte wurden bereits in der St. Petersburg Times veröffentlicht. Charlotte und die Geister von Darkling ist sein Debütroman. Boccacino lebt zurzeit in New York. Für weitere Informationen besuchen Sie den Autor auf:
www.michaelboccacino.com

